...des,
...age
...land

Die Hauptströmungen
der
Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts.

Vorlesungen,
gehalten an der Kopenhagener Universität
von
G. Brandes.

Uebersetzt und eingeleitet von
Adolf Strodtmann.

Sechster Band: **Das junge Deutschland.**
Uebersetzt von A. v. d. Linden.

Fünfte, gänzlich umgearbeitete, vermehrte und mit einem Generalregister versehene Auflage.

Jubiläums-Ausgabe.

Leipzig,
Verlag von H. Barsdorf.
1897.

Das junge Deutschland.

Von

Georg Brandes.

Uebersetzt

von

A. v. d. Linden.

Mit Namen- u. Sachregister.

Dritte Auflage.

Leipzig.
Verlag von H. Barsdorf.
1897.

Falls sich der Künstler nicht in demselben Geiste in sein Werk vertieft, wie Curtius in den Abgrund sprang, und falls er in diesem Krater nicht wie ein Grubenarbeiter thätig ist, der verschüttet ward, sich vielmehr in Betrachtungen der Schwierigkeiten ergeht, statt selbe eine nach der anderen zu überwinden, so wird er Zeuge der Selbstvernichtung seines Talentes werden

Balzac.

Berichtigung.

Seite 298 lies Zeile 12 v. u. aus Hamburg statt aus Leipzig.

Inhalt.

Das junge Deutschland.

1. Der politische Hintergrund. 1
2. Wissenschaft und Reaktion. 13
3. Oppositionelle Grundstimmung. 17
4. Der Einfluß der Julirevolution. 20
5. Beeinflussung durch Byron. 31
6. Der Wert der neuen Litteratur. 34
7. Börne. 39
8. Börne und Menzel. 69
9. Börne und Jeannette Wohl. 79
10. Börne. Die Briefe aus Paris. 85
11. Heine. 104
12. Heine. 118
13. Heine. Das Buch der Lieder. 126
14. Heine und Rembrandt. 141
15. Heine und Goethe. Wilh. Müller. Cl. Brentano. . . 150
16. Heine und Aristophanes. 170
17. Heine. Die letzten Jahre. 186
18. Parteinahme in der Poesie. 192
19. Immermann. 200
20. Der Hegelianismus. 218
21. Die neue Gruppe. Das junge Deutschland und Menzel. Wienbarg. Gutzkow. 230
22. Gutzkow, Laube, Mundt. 253
23. Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz. 278
24. Der Thronwechsel in Preußen, Fr. Wilhelm IV. Joh. Jacoby. 307
25. Die neutrale Litteratur. (Tieck. Rückert. Scherenberg. Pückler-Muskau.) 330
26. Politische Lyrik, philosophische Revolution. (Anast. Grün. Herwegh. Dingelstedt. Ludw. Feuerbach.) 342
27. Die revolutionäre Poesie. (Freiligrath. Rob. Prutz.) . . 360
28. Die revolutionäre Poesie. Hartmann. Sallet. Beck. Meißner. 371
29. Die Revolution, das heilige und tolle Jahr 1848. . . . 384
30. Schluß. 406
31. Namen- und Sachregister. 414

1.
Der politische Hintergrund.

Ueber den deutschen Landen brütete seit den Tagen der heiligen Allianz jene große, systematisch geordnete Reaktion, welche, vom Wiener Kongreß ausgegangen, auch in Oesterreich ihren Mittelpunkt hatte, und Metternich, deren bedeutendster Repräsentant, ein Schüler Talleyrands, der zwar nicht die Gewandtheit seines Meisters besaß, jedoch weit schädlicher als dieser war, hoffte, ganz Europa damit umspannen zu können. Es galt jetzt, daß Alles was die Revolution und Napoleon ins Wanken gebracht, erschüttert oder umgestoßen hatten, sich befestigt oder wiederhergestellt erheben konnte. Man war schließlich dazu gezwungen worden, den großen Feind durch allerlei Mittel zu bekämpfen: man hatte an das Volk appellieren müssen statt ohne Weiteres zu befehlen, man hatte sich an die Sentimentalität wenden müssen statt an die Unterthanentreue, man hatte sogar etwas von wirklicher Kabinetspolitik so Entferntes, etwas so studentenartig Revolutionäres wie „Deutschlands Wiedergeburt" geloben müssen! Ganz gewiß war da ein merkbarer Unterschied bei der Parole gewesen, welche von Oesterreich ausging und der, welche Preußen ausgab. „Gerechtigkeit und Ordnung", „Ordnung und Friede", das waren die Stichworte in den österreichischen Proklamationen — „das Volk", „Freiheit und Ehre", „Deutschthum", waren die preußischen Stichworte. Aber damit waren diese beiden großen deutschen Staaten viel weiter der Stimmung des Zeitalters entgegengekommen, als es mit der Sympathie der leitenden Staatsmänner übereinstimmte. Und kaum war der Feind ver-

jagt, der Erbe der Revolution zerschmettert und der „Freiheitskrieg“ beendet, als es auch für sie galt, der Freiheit wie dem Kriege ein Ende zu machen.

Die Jugend, welche unter den napoleonischen Kriegen herangewachsen war, hatte als Folge des Sieges die Verwirklichung seines Lieblingsgedankens, die Auferstehung eines einigen Deutschlands erwartet. Stein hatte bereits 1812 einen Plan zur Wiedervereinigung der zerstreuten Theile des ehemaligen deutschen Reiches entworfen, im selben Geiste hatten Arndt und Görres ihre zündenden Reden gehalten. Aber im Pariser Frieden von 1814 wurde wörtlich bestimmt: „Die deutschen Staaten sollen unabhängig und vereint sein durch ein föderatives Band“, und dadurch wurden alle Hoffnungen auf ein einiges Deutschland vernichtet. Fast ein Menschenalter entschwand, bevor dieser Gedanke wieder das Volk erfüllte. An Stelle „Deutschlands“ entstand der deutsche Bunt, der deutsche „Bunt“ wie Jahn ihn nannte, eine bunte Harlekinstracht für die Nation — und die Täuschung war bitter. Es ging mit dem Freiheitstraume wie mit dem Einheitstraume. Um ihr Volk zum Kampfe gegen Napoleon aufzureizen, hatten mehrere Fürsten demselben eine freie Verfassung versprochen. Aber von den größeren Staaten hielten dieses Versprechen nur Bayern, Baden und Württemberg, die ehemaligen Mitglieder des von Napoleon gestifteten Rheinbundes, und führten, Bayern und Baden, im Jahre 1818, Württemberg, wo der König ausnahmsweise freisinniger als die Stände war, im Jahre 1819 eine konstitutionelle Verfassung ein, während Karl August in seinem keinen Sachsen-Weimar als Bahnbrecher politischer Freiheit in Deutschland bereits im Jahre 1816 eine freie Verfassung gegeben und ein wahrhaft parlamentarisches Idyll geschaffen hatte.

Dies bedeutete aber nur wenig, da Oesterreich auch nach dem Frieden sein altes, reaktionäres Princip weiter verfolgte und Preußen, trotz des politischen Triebes seiner Bevölkerung sich ganz dem Metternich'schen Systeme anschloß.

Indessen hatte das preußische Volk nicht nur den Wunsch nach einer Repräsentativ-Verfassung, sondern es besaß auch ein althergebrachtes Recht dazu. Es hatte Brief und Siegel darauf.

Bereits in einem Edikte vom Jahre 1810 hatte der Kanzler Fürst Hardenberg, Preußens Wiederhersteller, eine allgemeine Volksvertretung in Aussicht gestellt. Während der napoleonischen Kriege war dies Versprechen wiederholt worden, und dem Volke endlich in einer Kabinetsordre vom 22. Mai 1815 eine förmliche Zusage und ausdrückliche Eröffnung der Absicht des Königs gegeben, unverzüglich eine Kommission zur Ausarbeitung eines Verfassungs-Entwurfes nach konstitutionellen Grundsätzen niederzusetzen. Aber schon drang das Metternich'sche System durch, und die Verwirklichung dieses Planes ward aufgehoben. Als Görres es wagte, Hardenberg eine Adresse der Rheinlande vorzulegen, in welcher der König von Preußen an sein Versprechen erinnert wurde, bekam er nur zur Antwort, daß der König, als er dies Versprechen gegeben, sich auch in seiner Weisheit den Zeitpunkt der Einlösung zu bestimmen, vorbehalten habe. Wiederholt erklärte sich der König später zwar an sein Versprechen gebunden, aber er betonte beständig, die Feststellung des Zeitpunktes müsse seiner landesväterlichen Fürsorge überlassen bleiben. Und so blieb es vorläufig volle 25 Jahre während der übrigen Lebenszeit des Königs.*)

Die Regierungen waren überall geschäftig, jede Spur napaleonischer Staatseinrichtungen auszurotten. So wurde z. B. in Hannover der Code Napoléon mit seiner öffentlichen Rechtspflege und Mündlichkeit abgeschafft und dafür der alte Inquisitionsprozeß des 16. Jahrhunderts mit seinem geheimen Verfahren wiedereingeführt. Die Bauern, welche unter den Franzosen freigeworden waren, wurden zurück zur Leibeigenschaft und zum Frohndienste geführt. Der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze wurde aufgehoben und der Adel erhielt von neuem die politischen und sozialen Vorrechte, welche er im 18. Jahrhundert innegehabt hatte.

Und eben, als sich in Süddeutschland ein freieres Staatsleben zu entwickeln begann, trat dort ein Ereignis ein, welches das Signal zu größerer Reaktion in weit schnellerem Tempo und unter Anwendung der gewaltsamsten Mittel gegenüber

---

*) Biedermann, 30 Jahre deutscher Geschichte. Prutz, 10 Jahre. Bd. 1. 2.

unerheblichen und unschuldigen Aeußerungen des volkstümlichen Lebens gab: Kotzebues Ermordung, oder richtiger, die Begeisterung für den Mörder, welche diese That überall in dem unterdrückten und von Spionen wimmelnden Deutschland erweckte.

Der nationale Aufschwung und die Freiheitsbegeisterung, welche sich während des Zusammenstoßes mit Frankreich geltend gemacht, hatten in den darauf folgenden Jahren unter der deutschen Jugend zwei Bewegungen erzeugt, das Turnwesen und das Burschenschaftswesen, auf welche sich nun die Blicke der Regierungen lenkten. Jahn, welcher die volkstümliche Gymnastik begründet hatte, war Fichte in der nationalen Gunst der Jugend gefolgt; er eröffnete in Berlin die erste Turnschule. Er war ein ehemaliger Jäger des Lützowschen Freikorps, ein Teutone und Franzosenhasser, welcher mit seinem langen und wirren grauen Haar, welches über die Schultern herunterhing, mit bloßem Halse und breit umgeschlagenem Hemdkragen und dickem Knotenstocke in der Hand einherging. Wenn er bei Ferienausflügen mit seinen Schülern auf ein französisches Schild oder auf einen geckenhaft gekleideten Menschen traf, schlossen sie einen Kreis um ihre Zielscheibe und brüllten: Eh! Eh! Auf diesen Fahrten wurde die größte Mäßigkeit im Essen und Trinken geübt, man lebte meist von Brot und Wasser und Nachts lagerte man im Biwak unter freiem Himmel. Da ertönte rings um das Feuer des ehrbaren Maßmanns schönes Turnerlied:

Stubenwacht, Ofenpacht
Hat die Herzen weich gemacht,
Wanderfahrt, Turnerart
Macht sie wieder frank und hart.

Dieser Maßmann, der nicht nur einer der Bannerträger des Turnwesens, sondern auch einer der Begründer der Burschenschaft war, ist derselbe, der als Prügeljunge einen so großen Platz in Heines Gedichten und Vorreden einnimmt.*)

*) Heine, d. Wintermärchen Cap. XI. Lobgesänge auf König Ludwig. Nachwort zum Romanzero

Jahn wurde bald Gegenstand der leidenschaftlichsten Bewunderung, und nicht blos von Seiten unreifer Menschen, sondern auch von Seiten der bedeutendsten Männer und öffentlicher Institute. Dichter widmeten ihm ihre Verse, ein Philologe von Thiersch' Bedeutung dedizierte ihm seine Pindarausgabe und verglich die deutsche Gymnastik mit der griechischen; zwei Universitäten ernannten ihn zum Ehrendoktor. Er selbst war ein äußerst königstreuer Mann; aber es gehörte zum Tone unter seinen langhaarigen, bloßhalsigen Turnern in ihren ungebleichten Leinwandjacken, das Heer zu verhöhnen, besonders die feinen Gardeoffiziere; außerdem wütete man gegen vorgebliche Feinde; für den Mord der Feinde der guten Sache wurden den Turnern Regeln gegeben: mit dem Dolche sollte man erst nach den Augen zielen, dann, wenn das Opfer das Antlitz schütze, nach dem Herzen stoßen.

Wie diese Bewegung von Berlin ausging, so stammte die Burschenschaftsbewegung aus Thüringen. Sie begann als christlich-germanische Schwärmerei, ging unter anderem von der Reform der Roheit in den Studentensitten aus, und hatte, demjenigen Teile Deutschlands entstammend, wo die Kleinstaaterei zu Hause war, Arndts bekanntes Lied, daß das ganze Deutschland des Deutschen Vaterland sei, zum Programm.

Von den Professoren in Jena stand ein gewisser Fries den Studenten am nächsten. Es ist derselbe Fries, welcher in der Vorrede zu Hegels Rechtsphilosophie als Repräsentant der Oberflächlichkeit mit Hohnworten überschüttet wird. Er war ein hitziger Liberaler, der von Hegel gesagt hatte, dessen neue Lehre wüchse nicht in den Gärten der Wissenschaft, sondern auf den Mistbeeten der Kriecherei. Unter dem Schutze dieses Fries breiteten sich bei der studierenden Jugend die Einheits- und abstrakten Freiheitsbestrebungen aus. Als Feldzeichen nahmen die Burschenschafter ein schwarz-rot-goldnes Banner; diese Farben sind wahrscheinlich denen der Lützowschen Jägeruniform entlehnt: schwarz mit rotem Aufschlag und Goldknöpfen.

Das Jubelfest der Reformation im Jahre 1817 leitete zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Turner und

Burschenschafter hin. Es hatte nämlich die Idee einer Zusammenkunft der Abgesandten aller deutschen Burschenschaften auf der Wartburg hervorgerufen. In einer von Karl Sand herausgegebenen Festschrift waren als die drei uralten Erbfeinde des Deutschtums Römerwesen, Pfaffenwesen und Soldatenwesen gebrandmarkt. —

Von Eisenach stiegen am 18. Oktober 1817 etwa 500 Burschenschafter mit verschiedenen Professoren an ihrer Spitze auf die Wartburg hinauf; daselbst hatte ihnen Karl August in freimütigster Weise den Rittersaal zur Abhaltung des Mittagsmahles zur Verfügung gestellt. Nach demselben gaben die Turner ihre Purzelbäume zum Besten. Gegen Abend wurden mehrere große Freudenfeuer angezündet. Da brachte Jahn in Vorschlag, daß man, nach Luthers Beispiel, welcher die päpstliche Bulle verbrannt habe, alles das verbrennen solle, was die Feinde der guten Sache geschrieben hätten. Maßmann erklärte sich feierlich damit einverstanden. So brachte man einige Packen altes Druckpapier zusammen, welche mit den Titeln der verhaßten Bücher beschrieben waren und alle von Feinden des Turnwesens verfaßt waren. Da waren drei Schriften von Schmalz, dem traurig-berühmten ersten Rektor der Berliner Universität, das Gendarmerie-Gesetzbuch des gleichfalls berüchtigten preußischen Justizministers von Kamptz, der Code Napoléon, Kotzebues „Deutsche Geschichte“, Hallers „Restauration“ u. s. w. Zuletzt wurde eine Ulanen-Schnürbrust, ein Zopf und ein Korporalstock ins Feuer geworfen.*)

Als Fries in hochtrabenden Worten von den Studenten Abschied nahm, hob er hervor, daß sie jetzt in einem deutschen Lande mit Volks- und Gedankenfreiheit gewesen wären: „Hier ist kein stehendes Herr“ u. s. w., eine umso komischere Wendung, als Weimars Heer nur aus einer Schar ehrbarer Handwerker bestand, welche gegen einen geringen Tagelohn abwechselnd als Husaren mit hohen Reiterstiefeln und Sporen aber ohne Pferde aufzogen. Hierauf bezugnehmend sagt Hegel in der Vorrede

*) Treitschke, deutsche Geschichte. Bd. 2. pag. 383—443.

zu seiner Rechtsphilosophie, daß Fries sich nicht entblödet habe, bei einer berüchtigten öffentlichen Festlichkeit von Staat und Staatsversammlung zu sagen, daß von Unten herauf, von dem Volke das Leben kommen würde, falls da echter Gemeingeist herrsche, und daß die Gesellschaft einzig und allein durch die Kette der Freundschaft verbunden werden könne. Hegel bezeichnet hier das Zusammenfließenlassen der gegliederten Architektur der Staatsvernunft „in eine Herzens-Freundschafts- und Begeisterungssuppe" als Kennzeichen der Flachheit. Maßmann gab einen Festbericht heraus, in welchem nicht nur geschildert wurde, wie bis jetzt noch Finsternis über Deutschland brüte, sondern auch darauf hingewiesen ward, daß die blutig-goldne Morgenröte anzubrechen im Begriffe sei.

Metternich setzte sowohl beim Fürsten Hardenberg als auch beim Kaiser Alexander alle Hebel in Bewegung, um auf Karl August wegen dieses Festes einen Druck auszuüben, und der Wiener Hof nannte ihn jetzt nur höhnisch „der Altbursch". Man hatte auf der Wartburg unter anderem auch die Schriften Kotzebues in effigie verbrannt. In Weimar gab derselbe sein „Litterarisches Wochenblatt" heraus, welches Rußland schmeichelte und die deutsche Jugend verspottete. So selten Goethe sonst mit der Jugend sympathisierte, so freute er sich diesmal doch über den seinem alten Feinde zugefügten Schimpf.*) Da Kotzebue russischer Staatsrat war und von Zeit zu Zeit Berichte an den Petersburger Hof sandte, so hielt man ihn für einen russischen Spion. Was er berichtete, waren zwar nur litterarische Ueberblicke, aber er war nun einmal in den Augen der studierenden Jugend der reine Belzebub: Beltze- oder Kotze-bue. Zu dieser Zeit hatte sich an der Universität Gießen unter der Leitung der drei Brüder Follen, dreier

---

*) Epigramm: Du hast es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Hohen geschrieben.
Daß Du Dein eignes Volk gescholten,
Die Jugend hat es Dir vergolten.

Vergl. auch Eckermann, Gespräche mit Goethe. Bd. 3. pag. 126. (3 Bände gr. 8°. Leipzig. 1895. Verlag von H. Barsdorf. 3 Mk. 20 Pfg.) Anmerkung des Uebersetzers.

fanatischer Republikaner, ein Radikalismus entwickelt, welcher beständig in Vorstellungen vom Morde der Tyrannen und ihrer Helfershelfer schwelgte. In Studentenliedern kamen Wendungen vor, wie: „Freiheitsmesser gezückt! — Hurrah! Den Dolch durch die Kehle gedrückt!“ Karl Follen war der Anführer, und von ihm vollständig abhängig war der junge beschränkte Mystiker Karl Sand, welcher beständig mit Jesu Vorbild vor Augen umherging, und am 23. März 1819 dem alten Kotzebue den Dolch in die Kehle stieß. — Auf einem Zettel, welchen er neben der Leiche liegen gelassen hatte, fand man auch einen Vers von Follen: „Ein Christus kannst Du werden.“

Obschon dieser Mord ersichtlich einer übertrieben religiösen Schwärmerei entsprungen war und man ihn im allgemeinen nicht der freisinnigen Jugend zur Last legen konnte, so kamen doch jetzt, besonders da Sand im Volksbewußtsein gewißermaßen zum Heiligen erhoben wurde, Metternich und Gentz, der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen und der Zar, welchen der Russenhaß aufbrachte, der hier zum Ausbruch kam, wie ein Mann in Bewegung, und die Karlsbader Beschlüsse wurden gefaßt: Provisorische Ausnahmegesetze gegen die Universitäten, „die Demagogen“ und die Presse. So entstanden damals die deutschen Zensurverhältnisse, welchen jetzt die russischen entsprechen. Und mit Recht konnte Gentz diesen Zustand als die größte rückwärtsführende Bewegung rühmen, welche seit 30 Jahren stattgefunden habe.

Nun begann unter dem Scheine, eine große revolutionäre Partei zu verfolgen, obschon die Regierungen wohl wußten, daß es eine solche nicht gab, ein Verfolgungskrieg gegen das, was man damals „Liberalismus“ nannte. De Wette, Professor der Theologie an der Berliner Universität, erhielt den Abschied, weil er der Mutter Sands einen Privat-Trostbrief geschrieben, den die Polizei aufgefangen und geöffnet hatte. Selbst gegen die Männer, welche seit den Freiheitskriegen das deutsche Nationalgefühl verkörperten, wandte sich die Reaktion: Jahn wurde verhaftet, nach einer Festung gebracht und später in einer kleinen Stadt unter Polizeiaufsicht gestellt. Arndt wurde

als „Demagoge“ in eine Kriminaluntersuchung verwickelt und seiner Amtsthätigkeit entsetzt; Görres wurde abgesetzt und flüchtete über die Grenze.

Die Zensur erstreckte sich in Preußen nicht nur auf diejenigen Blätter und Bücher, die dort gedruckt wurden, sondern auch auf die ausländischen. Alle deutschen Zeitungen, welche in England, Frankreich und Holland erschienen, wurden verboten. Der ganze bedeutende Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig wurde beispielsweise wegen ein paar einzelner verlegter Brochüren einer besonderen Nachzensur unterworfen. Bei allen Universitäten stellte man Vertrauensmänner an, welche die Gesinnung der Jugend und die Vorlesungen der Professoren überwachen sollten. Jegliches Turnwesen und alle Burschenschaften wurden verboten; ebenso die sogenannte altdeutsche Tracht und die schwarz-rot-goldenen Farben, in deren Aufspürung sich die Polizei besonders groß erwies. Es wurde förmlich Jagd auf lange Röcke, Mützen, Quasten, Bänder und Pfeifenköpfe gemacht, und Jeder, der mit einem Strohhut, roter Weste und schwarzem Rocke betroffen wurde, ward wegen Hochverrats ins Gefängnis geworfen.

In den zwanziger Jahren hatten sich einmal eine Anzahl Studenten in Marburg Schläger aus einer Fabrik in Solingen verschrieben und es hieß, daß das gewöhnliche Fabrikzeichen, das Wort „Fürst“ auf denselben fehle. Darauf setzte die Kurhessische Regierung eine Untersuchung ins Werk, um zu erfahren, ob die Studenten die Schläger so bestellt hätten — und zum großen Ärger der Polizei fand man keinen Grund zur Anklage. „Ihre Staatsmänner thun mir leid,“ sagte damals Graf de Serre zu dem berühmten Niebuhr, „sie führen Krieg gegen Studenten.“

Man spionierte besonders nach den verbotenen Verbindungen unter den Studenten. Als Arnold Ruge verhaftet wurde, eröffnete Herr von Kamptz eine förmliche Polizeijagd auf einen, Ruge zugehörenden Stock, da auf demselben die Namen einiger Jenaer Burschenschafter eingeschnitten waren; man war endlich so glücklich, das corpus delicti in Stralsund zu konfiszieren.

Ruge wurde durch lange Pausen zwischen den Verhören umsomehr gepeinigt, als er es in seinem Verschlage vor Wanzen kaum aushalten konnte. Fritz Reuter mußte das Verbrechen, „am hellen Tage die deutschen Farben getragen zu haben" zuerst mit Gefängnis in einem jämmerlichen Loche in Berlin, dann, als Hochverräther verurteilt, in schmutzigen Festungskasematten büßen. In Bayern wurde einem jugendlichen politischen Sünder kraft einer Anklage, welche als besonders erschwerenden Umstand anführte, daß man in seinem Zimmer so etwas wie einen deutschen Fürstenmantel gefunden habe, Festungsstrafe zuerkannt. Tausende von preußischen Jünglingen mußten, und zumeist auf österreichischem Antriebe, ins Gefängnis oder in die Verbannung wandern. Kurz, die freisinnige deutsche Jugend des Bürgerstandes war in dieser Zeit so rechtlos und verfolgt, als in neuerer Zeit an derselben Stelle die sozialistische Jugend des vierten Standes oder wie die freisinnige Jugend im jetzigen Rußland.

Hand in Hand mit der politischen Reaktion ging, wie gewöhnlich, die religiöse. Im Jahre 1821 schloß die preußische Regierung ein Konkordat mit dem Papste, welches der katholischen Kirche einen Einfluß in Preußen gab, der unter Friedrich dem Großen einfach unmöglich gewesen wäre. Ein Jahr darauf führte man in der protestantischen Kirche eine neue Liturgie ein, welche sich der katholischen näherte, und, was am bezeichnendsten ist, selbst der Name Protestantismus erhielt einen übellautenden Klang. Durch Kabinetsordre vom Jahre 1821 wurden die Namen Protestant und Protestantismus in Preußen verboten, die Zensoren erhielten Anweisung, diese Benennungen nicht mehr zu dulden, sondern mit dem Worte evangelisch zu ersetzen.

Jene Trauer, welche in langen und scheinbar hoffnungslosen Reaktionsperioden alle vorwärtsstrebenden Geister ergreift legte sich schwer auf das Herz der Besten des deutschen Volkes. Die große Menge wurde jedoch bald von Schlaffheit und politischer Gleichgiltigkeit ergriffen, die Reaktion, welche anfangs nur eine von außen aufgezwungene war, war bald auch in das Denken und Fühlen derselben übergegangen. Manche begannen eine Repräsentativ-Verfassung, wie sie Preußen ver-

sprochen, als ein nutzloses Ding anzusehen. Andere aber verbargen ihre Scham darüber, daß Preußen, welches so große Opfer in den napoleonischen Kriegen gebracht hatte, keine Verfassung erlangen konnte, während die süddeutschen Staaten, die doch bis zuletzt mit den Feinden gemeinsame Sache gemacht hatten, längst öffentliches Leben und parlamentarische Kämpfe besaßen, hinter einem stark neidisch gefärbten, geringschätzendem Heruntersehen auf diese Scharmützel. Man betonte mit Schadenfreude, daß der Bundestag, wo Oesterreich und Preußen den Ausschlag gaben, beständig dafür sorge, daß der süddeutsche Parlamentarismus im Wachsthum stecken bliebe. Es war den Regierungen außerdem geglückt, die Opposition, welche in den süddeutschen Staaten zu Worte kam, in üblen Ruf zu bringen. Die Minister vermochten theils häufig eine Wahl, welche ihnen unbequem war, zu verhindern, theils gewannen sie manchen Gegner geradezu durch Bestechung oder durch angedrohte Verabschiedung, und endlich hatten sie den auch häufig angewandten Ausweg übrig, sich nicht im geringsten an den von den Kammern ausgesprochenen oppositionellen Willen zu kehren. Da die Regierungen die Macht besaßen, so lag es in der Natur der Sache, daß die parlamentarischen Verhandlungen gerade bis zum Jahre 1830 kein irgendwie tieferes Interesse darboten.

Die deutsche Presse hatte nie einen hohen Standpunkt eingenommen. Ausgeschlossen, wie sie jetzt von jeglichem Raisonnement in Staatssachen war, mußte sie sich auf die Mittheilung der nackten politischen Thatsachen beschränken und sich im übrigen auf Hofneuigkeiten, Berichte über stattgehabte Unwetter und Ueberschwemmungen, auf das Vorkommen merkwürdiger Mißgeburten in der Thierwelt und auf die Ankündigung neuer Sterne in der Theaterwelt legen.

Die Gebildeten suchten sich einen gewissen Ersatz für die ihnen versagte Beschäftigung mit der Politik in einem überreizten und übertriebenem Interesse für das Theater zu schaffen. Nie war die Vergötterung einer Sängerin oder Tänzerin so auf die Spitze getrieben worden! Die Frage, ob deutsche oder italienische Musik, verschlang in den zwanziger Jahren alles andere Interesse. Man ging vollständig in dem Streite zwischen

Spontini und Weber auf. Als Börne 1828 nach Berlin kam, war alle Welt so sehr von der Sängerin Henriette Sontag erfüllt, daß Niemand etwas anderes von Börne wußte, als daß er einen Artikel über dieselbe geschrieben hatte. In seinen Briefen aus Paris (im Härings-Salat) findet man seine witzige, aber wahrheitsgetreue Darstellung, wie man ihn überall mit dem Ausrufe „es ist der Mann, der über die Sontag geschrieben" vorstellte und begrüßte. Noch im Jahre 1832 geriet dort Alles, die Bewegung in Frankreich nicht minder als die polnische Niederlage und das Mitleid mit den flüchtigen Polen über die Füße der Tänzerin Marie Taglioni, welche damals ihren Siegeszug durch Europa begann, in Vergessenheit. Der Hauptrepräsentant der reaktionären Geistesrichtung in Preußen, der Hofmarschall und spätere Diplomat, General Theodor Heinrich von Rochow, schreibt im Mai des Jahres 1832 an den Generalpostmeister von Nagler: „Sie wird tanzen und somit ist große Freude und Beschäftigung vollauf . . . Die Mimik der Grazien der Taglioni haben die drohenden Zeichen der Zeit verdrängt." Das Wort Beschäftigung ist hier sehr bezeichnend. So etwas erfreute nicht nur — das beschäftigte! *)

In litterarischer Hinsicht schwelgte die damalige Zeit, nachdem Goethe 80 Jahre alt geworden war, in einer Goethebewunderung, welche Alles, was der bejahrte Meister schrieb und sagte, für Weisheit, Schönheit und göttliche Poesie erklärte. Sein ganzes Leben lang hatte er mit Haß und Mißgunst kämpfen müssen, jetzt wurde die Ehrfurcht vor ihm zur Karikatur. Besonders in Berlin erreichte sie die Grenze des Blödsinns.**)

In Zelters Briefwechsel mit Goethe heißt es in Bezug

---

* Preußen und Frankreich z. Zt. der Julirevolution. Vertraute Briefe des Generals von Rochow, hersg. von Kelchner und Mendelssohn-Bartholdy.

**) In der Berliner Mittwochsgesellschaft verfaßte ein Geheimrath Schulz folgendes Geburtstagsgedicht an Goethe:

Ich wollt, ich wär ein Fisch,
So wohlig und frisch
Und ganz ohne Gräten,
So wär ich für Goethen
Gebraten am Tisch,
Ein köstlicher Fisch.

auf dessen „Elpenor": „Die Nachwelt wird es nicht glauben, daß die Sonne unserer Tage ein solches Werk hervorgehen sah." Alle diejenigen aber, welche Hindernisse auf Goethes Weg gehäuft hatten, so lange sein Name noch der streitenden Litteratur angehörte, wurden von dem Augenblicke an seine Verehrer, als dieser Name eine unbestrittene Autorität bedeutete und als eine Art konservativ-nationalen Wappenzeichens angesehen wurde Uebrigens lag die Litteratur darnieder. Das romantische Phantasiespiel in der Dichtung war im Begriffe zu verlöschen — Raupach und Müllner beherrschten die Bühne, Clauren den Roman. Die Unterhaltungslitteratur versank immer tiefer in Schlüpfrigkeit und Lüsternheit.

2.
Wissenschaft und Reaktion.

Die deutsche Wissenschaft war, nachdem die im Gebiete der Romantik stattgehabte Ueberschwemmung das Erdreich mit ihrem Schlamm befruchtet hatte, in all ihren Zweigen mächtig emporgewachsen und wechselte jetzt die Farbe. Sie wurde durch die Ungunst der Verhältnisse weiter von der Wirklichkeit entfernt und schloß sich enger als zuvor an die bestehenden Verhältnisse an. Hegel ist hierfür das große Beispiel. Im März 1819 erdolchte Karl Sand Kotzebue, ein halbes Jahr früher, am 22. Oktober 1818, betrat Hegel zum ersten Male den Lehrstuhl an der Berliner Universität. Schon in seiner Antrittsrede zeigte er den Hörern sein Programm, und aus demselben ging hervor, daß die Hegel'sche Philosophie und der preußische Staat in seiner derzeitigen Gestalt innig zusammengehörten. Denn diese Philosophie beruhte auf der Allmacht des Begriffes, dieser Staat auf der Macht der Bildung und Intelligenz. Daß Preußen gerade damals seinem Wesen und seiner Vergangenheit untreu ward, um an Oesterreichs Gängelbande der geistigen wie politischen Reaktion zu dienen, kam nicht zum Worte. Und doch waren die Karlsbader Beschlüsse gefaßt, und doch war es gerade Preußen, welches die Initiative zu all jenen kleinlichen und tyrannischen Maßregeln ergriff, welche

bald ganz Deutschland unter Polizeiaufsicht brachten. Die Gefühlspolitik der Burschenschafter war jedoch Hegel ebenso verhaßt, wie die Gefühlsphilosophie; die Wartburg-Zusammenkunft für ihn eine romantische Narrheit und Sands Dolchstoß ein Ekel. In der Vorrede zur „Rechtsphilosophie", seinem ersten und bedeutendsten Buche in Berlin, ließ er sich nicht nur zur Vertheidigung der Demagogen-Verfolgungen herab, sondern er entwürdigte sich sogar zum Polizeispion, indem er seinen ehemaligen Kollegen Fries den Regierungen denunzirte: „Hoffentlich wird nicht Amt und Titel zum Talisman für Principien werden, aus welchen die Zerstörung ebenso der inneren Sittlichkeit und des rechtschaffenen Gewissens als die Zerstörung der öffentlichen Ordnung und der Staatsgesetze folgt." Und von jetzt an stand Hegel als Deutschlands philosophischer Diktator da. Von Berlin aus beherrschte er das ganze deutsche wissenschaftliche Studium. Es war aber in dieser Philosophie, sogar in eben diesem so konservativ veranlagten rechtsphilosophischen Werke eine Doppelzüngigkeit enthalten, welche zukunftsschwanger war. Schon in seinem berüchtigten Vorworte stand der Satz, welcher für diese Periode bezeichnend werden sollte; zuerst hatte ihn sich der Konservativismus der Restaurationszeit angeeignet, dann benützten ihn Hegels jüngere Schüler als Sturmbock. Er steht dort in zwei Zeilen mit gesperrter Schrift gedruckt:

Was vernünftig ist, das ist wirklich,
Und was wirklich ist, das ist vernünftig.

Was will das besagen? Hegel entwickelt, daß, wenn das Gefühl das Gegenwärtige für eitele Nichtigkeit erkläre, so sei dasselbe falsch, und, wenn umgekehrt, die Idee als reine Vorstellung gelte, so müsse geltend gemacht werden, daß nichts außer der Idee wirklich sei. Es sei das Ewige im Gegenwärtigen, Zeitlichen und Vorübergehenden zu entdecken, oder mit andern Worten, es sei in diesem Falle kein neuer Staat zu konstruieren, sondern der Staat, wie er sei, zu begreifen. Mit Recht hat es Haym, Hegels Biograph, ausgesprochen, daß die Macht der Lehre von Gottes Gnaden weniger gefährlich als diejenige sei, welche alles Bestehende

für heilig erkläre. Aber mit demselben Rechte kann man andererseits behaupten, daß die Umsturzlust der revolutionären Jugend nicht so weit als diese Lehre ging, welche nur dem Vernünftigen Wirklichkeit beilegt und also allem übrigen nur eine Scheinwirklichkeit zuerkennt, der man trotzen, die man beiseite schieben, verdrängen und sprengen könne und müße. Deshalb konnte auch Robert Prutz von ebendiesem Satze sagen, daß mit ihm aller Zweifel gehoben, der alte Gott der Finsternis in den Abgrund gestürzt und ein neuer, der ewig herrschende Zeus, die sich selbst begreifende Idee, der Mensch als denkendes Wesen, auf den Thron gesetzt sei.*)

So vielfache Erklärungen der Hegelschen Philosophie jetzt auch bald zu Tage traten, die Verwandtschaft zwischen dieser Lehre und Goethes Poesie empfanden alle Eingeweihten. Für den kleinen Kreis der Goethebewunderer in Berlin wurde Hegel der kräftigste Bundesgenosse, und die Ehrfurcht vor diesen beiden Männern, von denen man den einen den absoluten Dichter, den anderen den absoluten Philosophen nannte, schmolz ineinander. Der rechtgläubige Hegelianer sah sogar darin, daß Hegel am 27. August, Goethe am 28. August geboren war, ein bedeutungsvolles Zusammentreffen. In den zwanziger Jahren saßen einmal die Getreuen am Abend des 27. August beim festlichen Nachtmahle und tranken auf die Gesundheit des Meisters im Reiche der Gedanken. Hierbei brachten sie ein Wort aus der Vorrede zur Rechtsphilosophie, von der Eule der Minerva, welche mit einbrechender Abenddämmerung ihren Flug beginnt, in Erinnerung. „Aber sobald es Mitternacht geschlagen hatte, erhob sich ein Redner und verkündete die frohe Botschaft, daß Apollo, des Lichtes und des Sanges Gott, jetzt den herrlichen Tag, den achtundzwanzigsten, mit seinem Sonnenwagen am Himmel heraufführe.“**)

Das Nationalgefühl, welches im Jahre 1813 den Feind aus dem Lande vertrieben hatte, enthielt zwei grundverschiedene Elemente, ein Historisches mit rückblickender Richtung, welches

---

*) Haym, Hegel und seine Zeit pag. 365 ff. Prutz, Vorlesungen über die deutsche Litteratur der Gegenwart pag. 259 ff.

**) Treitschke, Deutsche Geschichte Bd. 3. pag. 686.

bald als Romantik ausschied, und ein freisinniges mit fortschrittlich-gläubiger Richtung, welches dann zum Liberalismus wurde. Als die Reaktion kam, stützte sie sich auf viele Grundsätze der Romantik und zog sie schließlich ganz in ihre Dienste, Männer wie Görres, Friedrich Schlegel und And. gingen aus dem Lager der Romantik in das der Reaktion über.

Die freiheitsliebende Gruppe hatte natürlich während der napoleonischen Kämpfe mit den Romantikern den Haß gegen Frankreich geteilt. Allein schon als deren Sympathieen die Gestalt von Wünschen und Forderungen (als Preßfreiheit, konstitutionelles Königtum, Wahlrecht usw.) annahmen, verdampfte notwendigerweise der Haß gegen Frankreich. Und je stärker die Reaktion wurde, desto stärker richteten sich die Blicke auf das Nachbarland, welches doch eine parlamentarische Verfassung besaß, und bald gewannen die Helden des französischen Liberalismus auch für die Deutsch-Liberalen eine große Bedeutung, sie nahmen sich sogar aus der Entfernung gesehen, bedeutender aus, als im Lande selbst. In Deutschland war nach dem Siege über Napoleon, wie zuvor nach einer von ihm erlittenen Niederlage, beständige Ruhe die erste Bürgerpflicht.

Hier war alles Gehorsam und Schweigen. Und so erzeugte, wie das in der Regel geschieht, wenn ein hochbegabtes aber zaghaftes Volk das Joch nicht abzuschütteln vermag, der Druck Selbstverachtung, diese wieder eine Art von verzweifeltem Witz, einen beständigen Galgenhumor, was bei den Lesern eine wahre Leidenschaft dafür entwickelte, in Verspottung des eigenen Elends Linderung zu suchen. Die Betrachtung der heimischen Zustände gab einen stets wiederkehrenden Anlaß zur Selbstironie. Diese ergoß sich über die romantischen Schwärmereien, über die Geduld und den beschränkten Unterthanenverstand auf politischem, über die Orthodoxie und den Pietismus auf religiösem Gebiete. Die Karikaturformen aus dem Staatsleben, der Religion und Poesie reizten zum Spott, welcher teils rücksichtslos die Vaterlandsliebe verletzte, teils einen frivolen Ton anschlug, der besonders bei dem beständigen Hinblick des Liberalismus auf Frankreich mehr französisch als deutsch war oder wenigstens so erscheinen mußte.

3.
Oppositionelle Grundstimmung.

Die hervorragenden unter den freiheitsliebenden Dichtern und Schriftstellern dieser Zeitperiode personifizieren auch verschiedene der eben berührten Schattierungen. Bei Adalbert von Chamisso, welcher mit seiner berühmten Prosaerzählung „Peter Schlemihl“ und überhaupt mit gewissen Seiten seines Wesens der deutsch-romantischen Richtung angehört, während er in anderer Hinsicht wieder französischem Geist und französischer Richtung nahe steht, gelangt in mehreren seiner eigentümlichsten Gedichte, ja selbst in seinen kleinen epigrammatischen Versen die Betrübnis der Besten über die ständig wachsende politische und soziale Reaktion zum Ausdruck. Bereits in dem, im Jahre 1822 erschienen Gedichte „Die goldene Zeit“ spottet er über ein Zeitalter, welches den für einen Jakobiner erkläre, der öffentlich ausspreche, daß zwei mal zwei vier sei. Im „Nachtwächterlied“ verspottet er die Jesuitenherrschaft, im „Josua“ und im „Dampfroß“ verhöhnt er den, welcher der Zeit ihr Geheimnis geraubt und es verstehe, dieselbe von Tag zu Tag zurückzuschrauben. Im „Gebet der Wittwe“ giebt er mit tiefem Pessimismus ein Bild von der Herzlosigkeit der Herrschenden und ihrer vollständigen Gleichgiltigkeit für das Schicksal des Volkes. Seine Grundanschauung der Gegenwart endlich sprach er in jenen vier herb-humoristischen Zeilen aus, welche sich als ein wehmütiger mehrstimmiger Kettengesang darstellen:

Kanon.

Das ist die Not der schweren Zeit!
Das ist die schwere Zeit der Not!
Das ist die schwere Not der Zeit!
Das ist die Zeit der schweren Not!

Im grundsätzlichen Kampfe mit der Romantik steht nach einem Jugendstreben, das sowohl in Anbetracht der Wahl der Stoffe, als wegen der Nachbildung der Formen des spanischen Dramas romantisch war, Graf August von Platen-Hallermund. Er verhöhnt das letzte Auflodern der Romantik in Deutschland, übrigens ohne den erforderlichen Takt und ohne Kritik, um zwischen demjenigen zu unterscheiden, der zur romantischen

Gruppe gehörte oder nicht. Vom Litteraturdrama geht er zur politischen Lyrik über, da er immer mehr einsah, daß das Elend der öffentlichen Zustände die Grundursache für den dem deutschen Volke mangelnden Sinn für Kraft, Stil und Form, auch in der Poesie, sei. Er vermag nicht, das Leben in Deutschland zu ertragen und nimmt seine Zuflucht zu Siciliens sonnenerfüllter Luft und dessen Erinnerungen an das Altertum, um hier des Nordens schwere Atmosphäre und den Druck des Staatsunwesens zu vergessen. Nichtsdestoweniger kann er seine Gedanken nicht von der Schmach in der Heimat abwenden. Er schreibt sein Berliner Nationallied, welches mit dem Chor beginnt:

Diesen Kuß den Moskowiten,
Deren Nasen sind so schmuck;
Rom mit seinen Jesuiten
Nehme diesen Händedruck!

Auch findet man bei ihm folgenden bitteren Ausbruch nationaler Selbstverachtung, den er im Unwillen über die seinen Dichtungen von der Zensur zugefügten schamlosen Streichungen niedergeschrieben hatte:

Doch gieb, o Dichter, Dich zufrieden
Es büßt die Welt nur wenig ein,
Du weißt es längst, man kann hienieden
Nichts Schlechtres als ein Deutscher sein.

So romantisch auch Heinrich Heine, Platens Gegner, beginnt, so strahlt doch bald der moderne Geist in seiner Prosa durch. Noch ehe er die eigentliche politische Saite ertönen läßt, amüsiert er sich in seinen „Reisebildern“ mit herausforderndem Spotte über deutsche Zustände und den deutschen Stumpfsinn, der sich darein findet. Bei Ludwig Börne, so rein ästhetisch er auch lange Zeit erscheinen konnte, da er Jahrzehnte hindurch nur als Theaterkritiker und als Verfasser novellistischer Bagatellen auftrat, war dennoch von Anfang an die abstraktpolitische Freiheitsliebe der thatsächlich allein wirkende Faktor.

Der Umstand, daß diese Schriftsteller Leser und Bewunderer fanden, beweist, daß am Schlusse der zwanziger Jahre der denkende Teil des deutschen Volkes allmählich seinen

Autoritätsglauben sowohl auf politischem als auf allgemein geistigem Gebiete abschüttelte. Zu dieser Zeit wurden die Verfolgungen der Burschenschaftsverbindungen mit leidenschaftlichstem Eifer betrieben. Sie wurden allerorts aufgelöst. Doch bildeten sie sich sofort aufs neue, ja, in einem einzelnen deutschen Staate, in Bayern, wurden sie auch seit dem Regierungsantritt König Ludwigs von der Polizei erlaubt. Die Spaltungen, welche unter denselben eintraten, offenbarten ersichtlich die verschiedenen Strömungen, welche derzeit durch die Volksgesinnung gingen. In Erlangen bildeten sich von 1827 an drei einander feindlich gesinnte Verbindungen: die Teutonia, Arminia und Germania.

Die Teutonia vertrat die reine Romantik und die religiöse Mystik und hatte die Politik als außerhalb ihres Programmes stehend bezeichnet. Die Grundsätze der Arminia verlangten strenge Sittlichkeit und wissenschaftliche Bestrebungen; als ihr Ziel bezeichnete sie die Umgestaltung der öffentlichen Zustände mit Deutschlands Einheit und Freiheit vor Augen. Die Germania endlich entsprach der radikalen Zeitströmung. Sie hatte des Tugendbundes frühere Forderung von strenger Sittlichkeit fallen lassen, sich von jeder Autorität und allem Autoritätsglauben, auch dem religiösen, losgesagt, und sich zu der Anschauung bekannt, daß das Ziel — welches auch für diese Verbindung Deutschland Einheit und Freiheit war — nur durch eine Revolution erreicht werden könne. Obschon sie ihrem Wesen nach rein politisch war, ist es doch kaum nötig, sich über ihre Bedeutung und Gefährlichkeit Gedanken zu machen.

Diese drei Grundrichtungen fanden bald auf allen deutschen Universitäten Vertreter, und es ist bezeichnend genug, daß diejenige der Germania in der Regel die Gemüter am stärksten ergriff und anzog.

4.

Der Einfluß der Julirevolution.

In diesen Stillstand, dies Unterdrücktsein und diese Gährung, welche mit Elementen von Selbstaufgabe und Hoffnung, von Selbstverspottung und Freiheitssehnen erfüllt waren, fiel plötzlich im Jahre 1830 die Nachricht von der Pariser Julirevolution. Sie wirkte auf die öffentliche Meinung in Deutschland wie ein elektrischer Schlag. Alle Augen wandten sich nach Paris und in allen geistig lebendigen Kreisen herrschte eine fühlbare Begeisterung.

Am schärfsten konnte man die Wirkung bei den Jüngsten beobachten. Noch zwei Monate vor der Revolution hatte der 18jährige Karl Gutzkow, wie er selbst erzählt hat, noch keinen Begriff von europäischer Politik. Er wußte weder, wer Polignac war, noch was das besagen wollte, la Charte (das französische Verfassungs-Grundgesetz) zu verletzen. Er wußte nur, daß trotz aller Verfolgungen die deutschen Burschenschaftsverbindungen noch existierten, und daß es die Herstellung von Deutschlands Einheit galt. Wie er sich auch die Umwälzungen dachte, welche den Gang der Ereignisse beschleunigen konnten, so erwartete er sie doch eher von Erlangen und Jena, als von Paris. Als Äußerstes hatte er sich die Möglichkeit ausgedacht, daß eine Schar heimkehrender Philhellenen in Stralsund landen, sich mit bewaffneter Hand der Stadt bemächtigen und die pommersche Landwehr zu den Waffen rufen würde, und daß sich dann die Bauern, von Hungersnot getrieben, dem Aufstande anschließen müßten.

Zu dieser Zeit war der französische Publizist Saint Marc Girardin nach Berlin gekommen, um die deutsche Sprache, das deutsche Schulwesen, außerdem dogmatische Theologie, wie sie von Schleiermacher und Neander vertreten wurde und endlich den Pietismus, wie er zu Halle gedieh, zu studieren. Als Mitarbeiter des Journal des débats erhielt er regelmäßig diese Zeitschrift aus Paris und verfolgte als Aspirant eines Ministersessels eifrig den Fortschritt der Opposition in Frankreich. Gutzkow gab ihm täglich eine Stunde deutschen Unterricht. Sie lasen eine Komödie von Kotzebue, welche der Franzose zum Uebersetzen Goethe und Schiller vorzog, doch

regelmäßig lenkte sich ihr Gespräch auf die Politik. Gutzkow verheimlichte Saint Marc Girardin gegenüber keineswegs, wie geringe Meinung er von der allgemeinen politischen Bedeutung der französischen Staatsverfassungsverhältnisse habe, und daß er, aufrichtig gesprochen, der Jenaer Burschenschaft einen größeren Einfluß auf den Gang der Geschichte beimesse, als der Deputiertenkammer in Paris. Girardin gab lächelnd eine höfliche Antwort. Unterbrochen wurden diese Gespräche zuweilen von Eduard Gans, dem berühmten preußischen Professor, Hegels bedeutendstem Schüler im juristischen Fache und Varnhagens wie Heines Freund. Dieser nahm dann mit seiner großen Sprachfertigkeit im Französischen an der politischen Diskussion teil und war mit seinem schwarzen Wollhaar und Backenbart für Girardin eine auffallende Erscheinung. Da Gutzkow den elegant gekleideten, gewandten und sarkastischen Professor vom Katheder herab seinen Spott mit der Burschenschaftsbewegung hatte treiben und im Spaße bekennen hören, daß auch er einmal an den Ufern der Saale erwogen habe, wie man am besten Deutschland zu einer Kaiserkrone verhelfen könne, so beschwor Gutzkow den französischen Politiker, nicht zu glauben, daß die deutsche Jugend so wie Gans denke. „Ich weiß das," antwortete Girardin, „Sie wollen die Welt mit Sanskrit befreien."

Am 3. August des Jahres 1830 wurde in der Aula der Berliner Universität der Geburtstag des Königs mit Gesang und Reden gefeiert. Die Studenten standen dicht zusammengedrängt vorn an den Schranken, hinter welchen Professoren, Beamte und hohe Offiziere saßen. Der berühmte Philologe Böckh hielt die Festrede und über ihm sang der akademische Chor unter Leitung des Musikdirektors Zelter, des Freundes Goethes. Der Rektor der Universität, Professor Schmalz, ging, angethan mit Haarbeutel und Degen von Stuhl zu Stuhl, um mit den Honoratioren einige Worte zu wechseln. Gans hingegen war erregt und ungeduldig; er ließ einige Briefe Friedrich von Raumers, welche soeben von Paris gekommen waren, im Saale von Hand zu Hand gehen. Der Kronprinz, der spätere Friedrich Wilhelm IV. saß lächelnd da, aber alle wußten, daß in Frankreich vor wenigen Tagen ein

König von seinem Throne gestoßen ward. Es war, als ob der Kanonendonner von den Barrikaden in den Festsaal hineindröhne. Böckhs Rede über die schönen Künste vermochte nicht, irgendwelche Aufmerksamkeit zu erregen, und als Hegel von der Rednerbühne die Namen Derjenigen nannte, welche die Preisaufgaben des Jahres mit Glück beantwortet hatten, hörte keiner als Diejenigen darauf, welche die Medaillen erhalten hatten. Gutzkow selbst hörte nur mit einem Ohre, daß er in der philosophischen Fakultät den Preis gewonnen habe, mit dem anderen aber hörte er von einem Volke, welches einen König abgesetzt hatte, von Kanonenschüssen und von Tausenden, welche im Kampfe gefallen. Selbst die dargebrachten Glückwünsche überhörte er. Er öffnete nicht einmal das Etui, welches die Goldmedaille mit dem Bilde des Königs enthielt, und hatte seine Hoffnung auf eine Professur vergessen, die er an die Hoffnung, diese Medaille zu gewinnen, geknüpft hatte; betäubt stand er da und dachte an Saint Marc Girardin, an dessen und seine eigene Prophezeiung bezüglich der deutschen Burschenschaft. In diesem Zustande lief er in eine Konditorei Unter den Linden und las zum ersten Male in seinem Leben eine Zeitung mit Leidenschaft. An diesem Abende konnte er kaum die Ausgabe des Staatsanzeigers erwarten — nicht weil er seinen Namen als preisgekrönt gedruckt sehen wollte, sondern um zu wissen, wie es in Paris aussehe, ob die Barrikaden noch ständen, ob Frankreich aus Lafayettes Händen als Republik oder als Königreich hervorgehen würde. „Die Wissenschaft lag hinter mir, die Geschichte vor mir," schreibt er.*)

Auch seine Gestalt ist typisch für die jüngste Generation aus Deutschlands damaliger Zeit — für die Zwanzigjährigen.

Fast gleichzeitig mit dieser politischen Erweckung Karl Gutzkows, hatte im Arbeitszimmer des 81jährigen Goethe ein berühmtes Mißverständnis statt. Soret, der Erzieher des Erbprinzen von Weimar, wurde von Goethe am selben Tage, an dem die Nachricht von der Julirevolution nach Weimar gelangt war, mit dem freudigen Ausruf empfangen: „was den-

*) Gutzkow, das Kastanienwäldchen in Berlin — Rückblicke auf mein Leben. pag. 7.

ken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruche gekommen, alles steht in Flammen usw." Dieser glaubte, daß Goethe die Ereignisse der Julitage im Auge habe, und antworte dementsprechend; aber Goethe sprach von etwas ganz anderem, nämlich von der Entscheidung des naturwissenschaftlichen Streites zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire, welcher zu Gunsten des letzteren ausgefallen sei.*) Noch lange hat man in diesem denkwürdigen Mißverständnisse nur ein Anzeichen für Goethes Beschränktheit auf politischem Gebiete gesehen und es ist nur billig, auch die andere Seite dieser bezeichnenden Anekdote hervorzuheben: das volle, berechtigte Ueberlegenheitsgefühl eines Weisen gegenüber einer überschätzten politischen Begebenheit. In Wirklichkeit war dieser naturwissenschaftliche Streit mit seinem Gedankeninhalt und in seiner umgestaltenden Wirkung auf das Bild der geistigen Weltkarte weit bedeutender als die französische Staatsumwälzung. In Saint-Hilaires Theorieen von der Einheit der organischen Bildung im Tierreiche liegt bereits der Keim zu dem epochemachendsten Buche des Jahrhunderts, zu Charles Darwins „Ursprung der Arten." Aber das Bild von der Ueberwältigung des jüngsten Geschlechtes durch die politische Katastrophe in Frankreich, tritt jetzt noch schärfer auf dem Hintergrunde von Goethes Seelenruhe hervor.**)

Tief war indessen der Eindruck auf die hervorragenden Individualitäten, welche weder dem jüngsten noch dem ältesten Geschlechte angehörten.

Rahel, Goethes größte Bewunderin und die geistig bedeutendste Frau des Zeitalters, welche zu dieser Zeit bereits 60 Jahre alt war, wurde, sensitiv wie sie war, sympathisch von der Revolution berührt. Für sie, als Frau, hatte die soziale Seite derselben ein größeres Interesse, als die politische. Sie ward vom Saint-Simonismus tief ergriffen und empfand mit jugendlichem Gemüt, welche Keime derselbe mit sich führte

---

*) Vgl. Eckermann, Gespräche mit Goethe Bd. 3 pag. 168 ff. (Groß-Oktav Ausgabe, herausgegeben v. A. v. d. Linden. Leipzig 1895. H. Barsdorf. Mk. 3.20).

**) E. Kuh, Biographie Fr. Hebbels. Bd. 1 pag. 437.

und erkannte in der Julibewegung die Einleitung zum Triumphe für die sozialen Ideen desselben.

Mit dem neues Leben schaffenden und begeisterndem Eindrucke der Julirevolution vereinigte sich noch ein anderer, der bei dem jüngeren Geschlechte den Stachel der politischen Leidenschaft schärfte: Der Eindruck des Ausbruches des polnischen Aufstandes. Man sieht das am deutlichsten bei Platen, welcher in stürmischer Gemütsaufregung seine dichterische Aufforderung an den Kronprinzen von Preußen richtet, sich der Sache des unglücklichen Polens anzunehmen — welcher der Kronprinz, wie man sagte, günstig gesinnt war — und nun dichtet er seine „Polenlieder", die einzigen seiner Gedichte, welche Leidenschaft atmen. Es sind stolze Freiheitsgesänge mit kühnstem Hohn gegen den Selbstherrscher, der von den deutschen Höfen wie eine Gottheit verehrt ward, wie gegen jeden, der sich mit dessen Rubeln bestechen oder erkaufen ließ.

In Börnes Geist schlug das Ereignis der Julirevolution wie ein Blitz ein.

Im Sommer des Jahres 1830 befand er sich im Bade Soden bei Frankfurt am Main, um sich von einem langwierigen Gichtleiden und wiederholtem Blutsturzanfalle zu erholen. Sein Tagebuch zeigt, wie sehr all seine politischen Hoffnungen erloschen und all seine Wünsche verstummt waren. Mit seiner vor leidenschaftlicher Freiheitssehnsucht erglühenden Seele und seinem Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit litt er nicht nur körperlich, sondern er konnte endlich auch den geistigen Druck der politischen Reaktion nicht mehr ertragen.

Er war jetzt 44 Jahre alt und hatte seit den Freiheitskriegen, also als Jüngling und Mann, nur den Triumph des Schlechten und die Verfolgung alles dessen erlebt, was Rechtlichkeit und Freisinn hieß. Er hatte nie seinen Blick von dem Blatte Papier, das er beschrieb, erheben können, ohne der bleichen Furcht vor jeder großen Leidenschaft, vor Idealen, ja selbst vor der Jugend zu begegnen, wie sie auf den Herrschersitzen thronte, Seite an Seite mit tierischem Selbsterhaltungstriebe und tierischem Schwelgen im Genuß — das Prinzip Metternich und Gentz. Er hatte nicht das Geringste von der Ueberzeugung seiner

Jünglings- und Mannesjahre aufgegeben, aber über der Welt hing ein Trauerflor. Ihm war zu Mute, als säße er in Deutschland auf dem Meeresboden, während ihm eine Taucherglocke gerade Luft genug gewährte, um nicht zu ersticken. In Paris hatte er frische Luft geatmet. Dort hatten ihn Sonnenschein, menschliche Stimmen und des Lebens vorüberbrausender Lärm entzückt. Jetzt schien es ihm, als würde ihm da unten bei den Fischen durch Kälte der Garaus gemacht. Er erduldete die entsetzlichste Langeweile. Die Ruhe machte ihn krank; die Enge in allen Verhältnissen scheuerte seine Haut blutig.

Er bezeichnet sich als eine jener Naturen, welche auf die Dauer den Sologesang des Lebens nicht aushalten können. Er bedurfte Beethovenscher Symphonieen oder Wetterstürme. Er gehörte zu denjenigen Menschen, die sich im Theater in einer Loge beengt fühlen. Er wollte im Parket inmitten Vieler sitzen. Ihm schien der Wert des Lebens in Deutschland unter der Erde, in mitternächtlicher Stille, wie von Falschmünzern, ausgeprägt zu werden: die, welche arbeiten, genießen nicht, und die, welche genießen, die, welche im Tageslichte das Werk dunkler Angst in Umlauf setzen und geltend machen, sie arbeiten nicht. In Frankreich lebt ein Lebensfroher das Leben eines Kuriers, der mit Depeschen nach fremden Städten, und zwar stets nach anderen, geschickt wird und auf seinen langen Reisen das Verschiedenartigste sieht und genießt; in Deutschland jedoch lebt er nur als ein Postillon, der stets dieselbe kurze Reise zwischen zwei Haltestellen hin und zurück macht, und dem das Glück hierfür ein armseliges Trinkgeld reicht. Ganz gewiß könnte der Postillon seine Fahrt auch im Schlafe machen, er würde jeden Stein auf diesem zwei Meilen langen Wege kennen; und das nannte man in Deutschland Gründlichkeit. Börne aber, der in dem kleinen Sodener Gasthofe saß und auf dem Hofe die Kämpfe der Gänseriche, die Eifersucht der kalekutischen Hähne und die Koketterie der Weibchen studierte, war nicht erfreut über diese ihm dargebotene Gelegenheit.*)

Da erhielt er die Nachricht, daß das Ministerium Polignac

---

* Börne, Aus meinem Tagebuch. Soden, 22. Mai 1830.

die Ordonnanz erlassen, einen Verfassungsbruch begangen hätte, und die Folgen dieses Schrittes ahnend, rief er aus: „Und Gott sprach, es werde Licht!“

Die Nachricht vom Ausbruch der Julirevolution folgte. Mit Ungeduld erwartete er täglich die Stunde, zu der die Zeitung kam. Täglich ging er dem Postboten auf der Landstraße entgegen. Währte es ihm zu lange, so ging er gleich nach Höchst, von woher die Zeitung gebracht wurde. Kaum hielt er es noch in Soden aus. Er kehrte nach Frankfurt zurück, setzte seine Umgebung durch sein Feuer in Erstaunen und elektrisierte sie. Man erkannte den früher so ruhigen Börne mit seinem leidenden Aeußern nicht wieder, ein Wunder schien ihn verwandelt zu haben: er war von neuem jung und gesund. Alle alten Träume schienen sich zu verwirklichen, und alles was er seit langer Zeit in seinem Geiste hatte herniederhalten müssen, sprang jetzt, nachdem der Druck fortgenommen war, wie eine elastische Feder empor.

Auch in Frankfurt hielt er es bald nicht mehr aus, schon nach kurzer Zeit war er in Paris.

Er schreibt am 7. September aus Straßburg: „Die erste französische Kokarde sah ich an dem Hute eines Bauern, der von Straßburg kommend in Kehl an mir vorüberging. Mich entzückte der Anblick. Es erschien mir wie ein kleiner Regenbogen nach der Sündflut unserer Tage, als das Friedenszeichen des versöhnten Gottes. Ach! und als mir die dreifarbige Fahne entgegenfunkelte — ganz unbeschreiblich hat mich das aufgeregt. Das Herz pocht mir bis zum Uebelbefinden und nur Thränen konnten meine gepreßte Brust erleichtern . . . . Die Fahne stand mitten auf der Brücke, mit der Stange in Frankreichs Erde wurzelnd, aber ein Theil des Tuches flatterte in deutscher Luft. Fragen Sie doch den ersten besten Legationssekretär, ob das nicht gegen das Völkerrecht sei? Es war nur der rote Farbenstreif der Fahne, der in unser Mutterland hineinflatterte. Das wird auch die einzige Fahne sein, die uns zu Teil wird werden von Frankreichs Freiheit. Rot, Blut, Blut — ach! und nicht Blut auf dem Schlachtfelde.“

Börne bringt hier nur das Gefühl zum Ausdruck, welches

einen sehr großen Teil derjenigen Menschen in Deutschland ergriffen hatte, die für Enthusiasmus empfänglich waren. Der Heldenmut der französischen Polytechniker, Studenten und Arbeiter während der trois jours glorienx wurde wie in Frankreich selbst bewundert, und umsomehr, als man in ihm eine zum Austrag gekommene Aktionsfähigkeit erblickte, welche der deutschen Nation abhanden gekommen zu sein schien. Ueberall war man geneigt, sich in übertriebenem Hohn zu verlieren über den eigenen Mangel an politischem Sinn und Blick sowohl, als über das Unvermögen, im entscheidenden Augenblicke loszuschlagen.

Das Bild dieses Ereignisses, welches so stark auf Charaktere wie Börne und die Enthusiasten, besonders innerhalb des Gelehrtenstandes, wirkte, wird erst vervollständigt, wenn wir den Eindruck beachten, den es auf die Männer der Reaktion ausübte.

Gentz, der zuerst über die Energie Karls X. gejubelt hatte, wurde besorgt, als der Staatsstreich näher rückte: „Die Ordonnanz gegen die Zeitungen und Bücher betrachte ich als ein kolossales Wagstück, dessen Ausführbarkeit mir noch nicht recht einleuchtet . . . Mit solchen Waffen darf man nur spielen, wenn man seiner Kraft und seiner Mittel gewiß ist. Leute wie Polignac und Peyronnet, wenn sie sich in diese Regionen versteigen, gehen zu Grunde.“ Sobald sich indessen der erste Schreck gelegt hatte, begannen er und seine Gleichgesinnten ihre weitverzweigte Wirksamkeit, um aus jeder Blöße, welche der politische Freisinn sich gab, Vorteile zu ziehen. Klug benutzt, hätte die Nachwirkung der Julirevolution in Deutschland durch rücksichtslose Unterdrückung und Verfolgung, durch Zensur und Gefängnis, der deutschen Freiheitsbewegung für lange Zeit einen kräftigen Stoß geben können; sie hätte, (wie Metternich ein paar Jahre später von dem revolutionären Hambacher Feste sagte) anstatt ein Fest der Schlechten zu sein, zum Feste für die Guten werden können. Und Gentz, der die Zukunft zuweilen finster genug gesehen hatte, konnte wirklich schon ein Jahr darauf schreiben: „Nun fort mit allen schwarzen Gedanken! Wir sterben nicht, Europa stirbt nicht, was wir

lieben stirbt nicht. Wie viel bilde ich mir darauf ein, nie verzweifelt zu haben!“

So wie Metternich genügend stilistischen Sinn besaß, um Börne zu bewundern, so schwärmte Gentz hartnäckig für Heinrich Heine.*) Vor der Julirevolution war es noch möglich, Heine vorzugsweise als den Dichter der unglücklichen Liebe und als humoristischen Dichter mit einem leichten Anstrich von Blasphemie und Frivolität aufzufassen.

Heine befand sich im Sommer des Jahres 1830 auf Helgoland, träumte auf den Dünen, starrte hinaus auf das Meer und horchte auf das Rauschen der Wogen. Er hatte jede Hoffnung auf bessere Zeiten aufgegeben. Er las in den wenigen Büchern, die er bei sich hatte, im Homer, in der Bibel, in der Geschichte der Langobarden und in einigen alten Scharteken über Hexenwesen. Kaum begriff er selbst, daß er noch soeben Redakteur der „Politischen Annalen“ in München gewesen war. Zwei Tage nach dem Ereignisse der Julirevolution jedoch bevor diese Nachricht Helgoland erreicht hatte, schrieb er von dort in einem seiner Briefe, daß er jetzt beschlossen habe, Politik und Philosophie an den Nagel zu hängen und sich der Naturbetrachtung und Kunst hinzugeben: „Ist doch all dieses Quälen und Abmühen nutzlos, und obgleich ich mich für das allgemeine Heil marterte, so wird doch dieses wenig dadurch gefördert. Die Welt bleibt nicht im starren Stillstand, aber im trostlosesten Kreislauf. Einst, als ich noch jung und unerfahren, glaubte ich, daß, wenn auch im Befreiungskampfe der Menschheit der einzelne Kämpfer zu Grunde geht dennoch die große Sache am Ende siege. Nun erkenne ich daß sich auch die Menschheit, wie das Meer, nach den Gesetzen von Ebbe und Flut bewegt.“

Selbst, wenn derartige Ausdrücke erst später hinzugefügt worden, selbst, wenn diese Briefe nicht echt sind, und als Memoiren-Bruchstück dem Buche über Börne†) als Uebergangsteil eingeschoben, so hat man hier doch zweiffellos ein richtiges Bild von Heine's Stimmung aus jenen Tagen.

*) Vgl. Brandes, Die romantische Schule in Deutschland. S. 247.

†) Heine's sämliche Werke. Bd. 12. p. 80 ff.

Am 6. August schreibt er: „Eben las ich in Paul Warnefrieds Geschichte der Longobarden, als das dicke Zeitungspacket mit den warmen, glühendheißen Neuigkeiten vom festen Lande ankam. Es waren Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und sie entflammten meine Seele bis zum wildesten Brand. Mir war, als könnte ich den ganzen Ozean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluten der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten.“ Ihm schien alles ein Traum zu sein; besonders klang ihm der Name Lafayette als eine Sage aus seiner frühesten Kindheit. Er konnte es kaum fassen, daß derselbe Mann, welcher die Großväter des jetztlebenden Geschlechtes im amerikanischen Freiheitskriege angeführt hatte, jetzt aufs neue als Nationalheld zu Pferde sitze. Ihm war, als müsse er selbst nach Paris gehen, um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen.

Mit starkem Pathos, das er jedoch bald mit leichter Selbstironie zudämpfen sucht, schreibt er: „Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise . . . Ich bin wie berauscht. Kühne Hoffnungen steigen leidenschaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachsenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausstrecken bis in die Wolken . . . Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich soll, was ich muß . . . Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier reicht mir, die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe . . . Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten . . . Worte gleich blanken Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste . . . Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!“

Er erzählte unter anderem, daß der Fischer, welcher ihn einige Tage später nach der Düne hinüberruderte, wo man badete, ihn mit den Worten angelacht habe: „Die armen Leute haben gesiegt“, und Heine erstaunt über den richtigen

Instinkt des geringen Mannes. Und doch waren es gerade im Gegenteil die reichen Leute, welche schließlich die Sieger und die Herren blieben.

Aber schon solche Aeußerung, wie die eben angeführte zeigt, wie die deutschen Schriftsteller die Julirevolution auffaßten. Sie erfüllte sie mit denselben religiösen Empfindungen, mit welchen vierzig Jahre früher die derzeitigen leitenden Geister in Deutschland die große Revolution erfaßt hatten. Sie galt ihnen nicht als ein Ausschlag der Kraft und Fähigkeit der liberalen Bourgeoisie, um die niederen Klassen für sich arbeiten und bluten zu lassen, sondern sie war ihnen im allgemeinen das Signal zur politischen, ökonomischen und religiösen Befreiung des Menschengeschlechtes. Sie war für sie die Großthat, welche mit einem Schlage das Joch vom Volke und den Druck von den Gemütern abschüttelte.

Robert Prutz, einer der bedeutendsten unter den radikalen Schriftstellern der vierziger Jahre (welcher damals erst 14 Jahre alt war) hat im Jahre 1847 ungefähr folgendermaßen den Eindruck vortrefflich wiedergegeben: Seit 15 Jahren schien das, was die ewige Zeugungskraft der Weltgeschichte war, gelähmt zu sein. Seit 15 Jahren hatte man gebaut und verkittet, Kongresse abgehalten, Bündnisse gestiftet, das Netz der Polizeimacht über Europa ausgebreitet, Ketten geschmiedet, die Gefängnisse bevölkert und Galgen errichtet — und drei Tage hatten ausgereicht, einen Thron umzustürzen und alle übrigen ins Wanken zu bringen. Es war also nicht wahr, womit die Fürsten geprahlt, wovon die Hofromantiker gesagt und gesungen hatten.†)

Das tausendjährige Reich der heiligen Allianz hatte also gerade 15 Jahre gewährt. Es schien daher, als sollte ein neuer Frühling auch im politischen und geistigen Leben des deutschen Volkes entstehen.

---

†) Rob. Prutz, Vorlesungen über die deutsche Litteratur der Gegenwart, pag. 270 ff.

5.

Beeinflussung durch Byron.

Deutschlands klassische Litteratur vor und während der Wende des Jahrhunderts war antikisierend, sowohl in Stoff als Form. Die darauf folgende romantische Litteratur hatte in Stoff und Form das Mittelalter verehrt: beide hatten sie sich von der sie umgebenden Wirklichkeit, vom politischen wie sozialen Verhältnisse ihrer Zeit, abgewandt; keine von ihnen war unmittelbar auf die Umbildung derselben ausgegangen. Das Ideal schwebte entweder in Hellas tiefblauem Aether oder im katholischen Himmel des Mittelalters. Jetzt wurde es entschlossen auf die Erde herniedergezogen. Vor den Augen der Träumer und Streber erschien das moderne Ideal, welches kein mythisches Element mehr in sich barg. Und mit einer Hast und einem Ungestüm, welche oft genug die Prosaform zu einer journalistischen und die Poesie nur lyrisch oder rein fragmentarisch machte, gingen jetzt die oppositionell veranlagten Dichter und Schriftsteller zu Werke, um das moderne Leben mit seinem Inhalt in die Litteratur zu übertragen. Da aber dieses Aneignen und Hineintragen gleichsam unter den Waffen geschah, so wurden Witz und Satire jetzt in Deutschland hervorragendere Mächte als je zuvor, und, was Trotz und Sturm gegen das Bestehende anbelangt, so schien die Stimmung und Begeisterung aus der Sturm- und Drangperiode wieder erwacht zu sein. Das war ein mächtiger Freiheitsdrang, welcher zuerst Heine und Börne dahin brachte, der deutschen Litteratur eine neue Bahn zu brechen, der dann die anderen Schriftsteller beseelte, welche ihnen folgten und denen man den unbestimmten Namen „Das junge Deutschland“ gab.

In diesem deutschen Geistesleben wirkte indessen und zwar vorbildlicher als irgend eine Persönlichkeit der Vergangenheit, eine sehr oft genannte, häufiger ungenannte, vereinzelte und außerdem noch ausländische Erscheinung: Lord Byron. Seine künstlerischen Schwächen und Mängel erkannte man in Deutschland erst viel später. Gutzkow allein beurteilt ihn ungefähr seit 1835 verständig. Aber Byron, den schon Goethe bewundert und geliebt hatte — wenn auch haupt-

sächlich nur wegen derjenigen Stücke, in denen der alte Meister seinen eigenen Einfluß zu finden glaubte — Byron mit seinem unbändigen Trotz und Thatendrang, mit seiner, Verachtung der Unfreiheit, die sich unter den „Freiheitskriegen" gegen Napoleon verbarg, mit seinem Auftreten für alle unterdrückten Völker, seinem Auflehnen gegen das gesellschaftliche Herkommen, seiner Sinnlichkeit und seinem Spleen, seiner leidenschaftlichen Freiheitsliebe auf allen Gebieten, wurde jetzt durch seinen Tod als Befreier verklärt, die Verkörperung von Poesie Allem, was man unter modernem Geist und moderner verstand.

Wilhelm Müller, der Dichter der „Griechenlieder" besang ihn mit inniger Begeisterung:

Siebenunddreißig Trauerschüsse? Und wen haben sie gemeint?
Sind es siebenunddreißig Siege, die er abgekämpt dem Feind?
Sind es siebenunddreißig Wunden, die der Held trägt auf der Brust?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Siebenunddreißig Jahre sind es, welche Hellas heut' beweint!
Sind's die Jahre, die Du lebtest? Nein, um diese wein' ich nicht:
Ewig leben diese Jahre in des Ruhmes Sonnenlicht,
Auf des Liedes Adlerschwingen, die mit nimmer müdem Schlag
Durch die Bahn der Zeiten rauschen, rauschend große Seelen wach.
Nein, ich wein' um andre Jahre, Jahre, die du nicht gelebt,
Um die Jahre, die für Hellas Du zu leben hast gestrebt:
Solche Jahre, Monde, Tage kündet mir des Donners Hall,
Welche Lieder, welche Kämpfe, welche Wunden, welchen Fall!
Einen Fall im Siegestaumel auf den Mauern von Byzanz,
Eine Krone Dir zu Füßen, auf dem Haupt der Freiheit Kranz!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Byrons Stolz und seine Verachtung der Unfreiheit begegnen uns bei Platen, sein aristokratisches Wesen, sein Widerwille gegen Vorurteile, seine Reiselust, seine Liebe zur Natur und zu den Tieren, seine Anmut und seine Ironie finden wir

beim Fürsten Pückler wieder. Wie bedeutend sein Einfluß auf die Gestaltung von Heines Dichterideal war, bedarf keines Nachweises; es fühlt dies unwillkürlich ein jeder sofort, der mit der neueren europäischen Litteratur vertraut ist. Merkwürdig aber und zugleich lehrreich ist es zu beobachten, in welchem Lichte Byron dem ersten Pionier in der neuen deutschen Litteraturrichtung, Börne, erschien, der dem englischen Dichter in Allem so ungleich war. Man sollte glauben, Börne würde an dem frivolen und koketten Wesen Byrons denselben Anstoß nehmen, wie an demjenigen Heines. Aber weit gefehlt! Man lese nur in welchen Ausdrücken er sich über ihn äußert, nachdem er Moores „Leben Byrons“ studiert hat: Er nennt (Briefe aus Paris Nr. 44.) dies Buch „Glühwein für einen armen deutschen Reisenden, der auf der Reise durch das Leben friert.“ Er wird fast krank über solche Lebensführung: „Wie ein Komet, der sich keiner bürgerlichen Ordnung der Sterne unterwirft, zog Byron wild und frei durch die Welt, kam ohne Willkommen, ging ohne Abschied, und wollte lieber einsam sein, als ein Knecht der Freundschaft. Nie berührte er die trockene Erde; zwischen Sturm und Schiffbruch steuerte er mutig hin, und der Tod war der erste Hafen, den er sah. Wie wurde er umhergeschleudert: aber welche selige Insel hat er auch entdeckt! . . . Das ist die königliche Natur . . . Denn König ist, wer seinen Launen lebt. Ich muß lachen, wenn die Leute sagen, Byron wäre nur einige und dreißig Jahre alt geworden; er hat tausend Jahre gelebt. Und wenn sie ihn bedauern, daß er so melancholisch gewesen! Ist es Gott nicht auch? Melancholie ist die Freudigkeit Gottes. Kann man froh sein, wenn man liebt? Byron haßte die Menschen, weil er die Menschheit das Leben, weil er die Ewigkeit liebte . . . Ich gäbe alle Freuden meines Lebens für ein Jahr von Byrons Schmerzen hin.“

Wie man sieht, nimmt Börne bei Byron nicht nur alles ernst, sondern er sieht in ihm auch nicht den Genußmenschen, der ihn gerade bei Goethe so sehr abstieß. Und, was am auffallendsten ist, Börne findet seine eigene Natur mit der

Byrons verwandt. Er schreibt: „Vielleicht fragen Sie noch verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zusammenzustellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wissen. Als Byrons Genius auf seiner Reise durch das Firmament auf die Erde kam, eine Nacht dort zu verweilen, stieg er zuerst bei mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte schnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geschmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich so wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt ist es vorüber, ich habe es vergessen und lebe zufrieden in meiner Armut. Mein Unglück ist, daß ich im Mittelstande geboren bin, für den ich nicht passe."

Solche Worte legen am besten Zeugnis ab von dem Zauber, den Byrons Schatten noch über die Geister der leitenden Persönlichkeiten ausübte.

6.
Der Wert der neuen Litteratur.

Unter solchen Verhältnissen und Einflüssen bildete sich nun Deutschlands oppositionelle Litteratur während der Zeit von 1820—1848. Wenn man eine so große Gruppe geistiger Schöpfungen überblickt, so sieht man sich natürlicherweise zuerst im allgemeinen in der Menge von Aktenstücken nach Nachrichten um, wie die Menschen jener Zeit und jenes Landes fühlten und dachten, in welcher Form ihre Bildung hervortrat, welche Gestalt ihr Hoffen und Wünschen, ihre Menschen- und Freiheitsliebe, ihr Rechtsgefühl und ihr politisches Denken annahm, und endlich, wie ihr Geschmack beschaffen war: wie der schreiben mußte, der sich Gehör und lebendiges Interesse verschaffen wollte. Dergestalt wird unsere historische Wißbegierde in dieser Hinsicht befriedigt.

Darauf entsteht unwillkürlich die Frage, nach dem Werte dieser Litteratur. Für die in Betracht kommenden philosophischen Schriften entstand zunächst die Frage, wie viel neue Wahrheit sie enthielten. Oder betrachtet man sie, wie man es nur zu

häufig zu thun gezwungen ist, zunächst als Phantasieerzeugnisse, so entsteht die Frage nach der Tragweite und Fruchtbarkeit ihrer Hypothesen. Für die dichterischen und zum Teil auch für die verwandten, historisch-darstellenden Werke fällt die Frage nach ihrem Werte mit der Frage nach ihrer Schönheit zusammen, da wir unter Schönheit nichts anderes als künstlerischen Wert verstehen.

Von einer sehr großen Anzahl Schriftsteller bleiben, wie bekannt, nach Verlauf von ein paar Menschenaltern immer nur einige wenige übrig, welche man noch ferner liest. Von einer ungeheuren Anzahl von Werken bleiben nur einige wenige bestehen, die man noch benutzt. Thatsächlich kennt und liest man in unserer Zeit außerhalb Deutschlands nur sehr wenige von den Werken der Geister jener Periode. In Deutschland natürlich weit mehr, immerhin aber liest das Publikum eine verhältnismäßig nur kleine Anzahl der Werke aus jener Zeit. Die Zeit ist es, welche da die erste und gröbste Kritik ausübt: nach so und so viel Jahren verkauft sich nichts mehr von diesen oder jenen Schriftstellern, während man die Werke der anderen beständig neu drucken muß. Ein unbedingter Beweis jedoch für den Wert eines Schriftstellers ist es noch nicht, wenn man ihn lange und viel liest. Es beweist dies noch nicht, daß er zu den besten, sondern nur zu den bekanntesten und unterhaltendsten gehört. Die Verbreitung kann durch eine hohe Bildung und durch Seelenadel gehindert werden, wenn diese auch in der Regel das Bestehen sichern.

Von allen Männern jener Zeit, und zwar von den Denkern, liest man außerhalb Deutschlands heute nur noch Feuerbach — doch wenig — und Schopenhauer stark. Dieser letzte gehört mit seinem Einfluß auf die Geister einer späteren Periode an; beide Denker aber liest man noch weit weniger wegen ihres inneren Gehaltes, als ihres originellen und kühnen Stiles halber. Von den Dichtern wird nur Heine außerhalb Deutschlands viel und beständig gelesen. In Deutschland betrachtet und beurteilt man ihn als die Brennnessel im Garten der Litteratur. Die Historiker verbrennen sich an ihm die Finger und thun ihn dann in den Bann. In Litteraturge-

schichten und Leitartikeln bezeichnet man seine Prosa als veraltet und seine Poesie als gekünstelt, während man gleichzeitig seine Werke in zahllosen Ausgaben neudruckt, da jetzt das Verlagsrecht frei geworden ist. Außerhalb Deutschlands ist sein Ruf jedoch nicht nur unangefochten, sondern im steten Wachsen und Steigen begriffen. In Frankreich beschäftigt er die Geister wie ein Zeitgenosse. Er ist der einzige fremde Dichter, den die Franzosen als einen der Ihren und zwar als einen ihrer Größten betrachten. Es kommt gegenwärtig in französischen Büchern kein fremder Schriftstellername so häufig vor, als seiner, und keinen erwähnt man mit größerer Bewunderung, selbst nicht denjenigen Shelleys oder Poes.

Es wird häufig von verschiedenen größeren Gesellschaften die Frage aufgeworfen, wie man verfahren müsse, um sich eine ganz erlesene Büchersammlung von hundert der allerbesten Bücher zusammenzustellen. Die Antworten lauten natürlich sehr verschieden. Doch Heines Namen wird man in allen romanischen und slavischen Ländern als einen der ersten auf allen Listen finden. In England stehen gewöhnlich 90 englische Bücher und 10 fremdländische auf der Liste, aber Heinrich Heine ist mit darunter. Der Glaube, daß man 100 Bücher finden könne, welche alle Menschen für die lesenswertesten halten würden, ein Glaube, der von der protestantischen Vorstellung abgeleitet ist, daß es ein Grundbuch dieser Art gäbe, ist natürlich kindlich und jene Frage nur insofern interessant, als sie zeigt, welches ganz unpersönliche Bildungsideal den Fragern wie den unbefangen Antwortenden vorschwebt. Lehrreich ist es indessen zu beachten, wie die Antworten in gewissen bestimmten Fällen in Betreff Heines gelautet haben. Da trat vor einigen Jahren in Deutschland keine geringe Verwunderung zu Tage, als man eine große Anzahl englischer Listen veröffentlichte und auf allen Heinrich Heine, und zwar am häufigsten von allen deutschen Dichtern fand; es waren dabei sogar Listen, auf denen kein einziges Buch von Goethe verzeichnet stand.

Dieser Weltruf beruht indessen nicht einzig und allein auf Heines Vorzügen, sondern auch darauf, daß in seinen

Werken eine große Anzahl Stücke enthalten sind, welche zum Verständnis nur eine ganz geringe Bildung erfordern, deren Genuß auch keinen Seelenadel bedingt, während bei anderen Teilen seelischer Adel eher ein Hindernis für den Genuß bildet. Das beweist aber doch nur glänzend, daß sein Talent dennoch in seiner Richtung das größte seiner Zeit war.

Wenn sich also der litterarische Wert eines Kunstwerkes in seinem Widerstandsvermögen gegen die Zeit und in seiner Fähigkeit, sich außerhalb seines Vaterlandes Leser zu gewinnen, kundgiebt, dies Widerstands- und Ausbreitungsvermögen aber dennoch gar keinen Maßstab für den Wert abgiebt, worauf beruht derselbe dann? Auf der Ursprünglichkeit und Stärke des Seelenlebens und der Gemütsbewegung, für welche das Werk im Verein mit seiner Fähigkeit, uns diese mitzuteilen, der Ausdruck ist. Alle Kunst ist ein Ausdruck für eine Gemütsbewegung, und hat wieder den Zweck, Gemütsbewegungen hervorzurufen. Je tiefer ein kostbarer Stein ausgeschnitten ist, desto schärfer und deutlicher sehen wir später das Bild im Wachsabdrucke.

Je tiefer der Eindruck in der Seele des Künstlers, umso deutlicher und bedeutender auch der künstlerische Ausdruck. Die Gemütsbewegungen des Künstlers unterscheiden sich nur dadurch von denjenigen anderer Menschen, daß sie in seiner Seele die Erinnerungen auf eine Weise bilden, welche bewirkt, daß sie nach ihrer Ausbildung die Zuhörer oder Leser gewissermaßen anstecken.

Die Frage, welche ein einzelnes Werk uns beantwortet, ist also dann folgendermaßen: Wie weit reichte des Verfassers Blick? Wie tief vermochte er in seine Zeit einzudringen? Wie eigentümlich hat er Freude und Sorge, Wehmut und Liebe, Begeisterung und Menschenverachtung gefühlt? Wir sagen: ein so starkes Entsetzen und solchen Abscheu hat Dummheit oder Schlechtigkeit ihm eingeflößt. So beißend und witzig hat er sich und uns auch an dem durch Dummheit oder Schlechtigkeit Verächtlichen gerächt. — Wir empfangen von den Besten einen Eindruck von Hoheit oder Größe, von Wahrheits- oder Schönheitsliebe; dagegen leiden wir bei den kleinen Geistern

unter der Unzulänglichkeit ihres Verstandes, ihrer Gefühlstiefe, ihres Schönheitssinnes und ihrer Charakterfestigkeit.

Diese Litteraturgruppe nun besitzt kein Dichtergenie allerersten Ranges und auch nur ein einziges von sehr hoher Bedeutung: Heine. Etwas wirklich Großes hat sie nicht hinterlassen. Sie wirkt zumeist verneinend, befreiend, ausreutend, auslüftend. Sie ist stark durch ihren Skepticismus und ihren Knechtschaftshaß, durch ihre Individualität.

Niemals stand das Ansehen dieser Gruppe in Deutschland, besonders in Norddeutschland, so niedrig, als in unseren Tagen. Die Schriftsteller, welche um das Jahr 1830 die Gewaltherrschaft in all ihren Gestalten bekämpften, die man damals überall, soweit die deutsche Zunge reichte, auf das Drückendste empfand, sind jetzt von einer Unbeliebtheit betroffen, welche, wie es scheint, nur langsam weichen wird. Das ist erklärlich. Denn das jetzt lebende jüngere Geschlecht in Deutschland, welches des Reiches Einheit erlebt hat — jene Einheit, welche damals als phantastisches Hirngespinnst betrachtet wurde — und auch gesehen hat, wie Deutschland schnell entschlossen seine ganze Macht entfaltete und siegreich in all seinen Unternehmungen war, dies jüngere Geschlecht hat nur wenig Interesse für jene alten Träumereien, mit denen man die Einheit zu Stande bringen wollte, und es langweilt sich umsomehr bei jenen Schriftstellern mit ihrem ewigen Gespött über den deutschen Michel, als der Erfolg bewiesen hat, wie praktisch und mutig dies verspottete Deutschland sein konnte, sobald die Gelegenheit hierzu gegeben ward.

Besonders wurden seit dem deutsch-französischen Kriege diejenigen Schriftsteller von einer Art Bann betroffen, welche vor einem halben Jahrhundert beständig Frankreich auf Deutschlands Kosten erhoben oder fortdauernd betont hatten, daß die Freiheit Deutschland jene Güter vermitteln würde, die ihm nun Bismarck gebracht hat. Man betrachtete sie als schlechte Patrioten und thörichte Weissager. Nur eine geringe Minderzahl vermag einzusehen, wie kräftig selbst jener Zorn und Hohn über den damaligen traurigen Zustand mitgewirkt hat, um endlich solchen Um- und Aufschwung zu veranlassen. Und

noch Wenigere sind es, die aus der Litteratur der dreißiger und vierziger Jahre einen wirklichen Vorwurf für getäuschte oder vergessene Ideale herauslesen, und diese fragen sich mit Wehmut, wenn sie in jenen alten Schriften blättern, was denn überhaupt bei dem neuen Zustand der Dinge von dem Besten, wofür sie gekämpft, übrig geblieben sei!

7.
Börne.

Von den Schriftstellern, welche damals in erster Reihe standen, ist wohl keiner so sehr bei Seite geschoben worden, als Ludwig Börne. Die von ihm behandelten Stoffe sind veraltet und nur derjenige, welcher sich für die Persönlichkeit des Schriftstellers interessiert, liest noch seine kurzen, in Leitartikel- oder Briefform gehaltenen Prosastücke in Rücksicht auf ihre Darstellungsweise, oder jenem Geiste zu Liebe, in dem der Gegenstand behandelt worden ist. Erst in seinen späteren Lebensjahren drang Börne ganz durch, nämlich mit seinen „Briefen aus Paris“ aber für diesen reinen Fürstenhaß und republikanischen Glauben, der in ihnen zum Ausdruck gelangt, ist im jungen Kaiserstaat keine Verwendung. Keine Persönlichkeit paßt weniger in die neuen Verhältnisse als die seine: denn wo die Staatsidee allmählich allmächtig zu werden beginnt, wo sie von Oben herab despotisch-sozialistisch, die private Initiative einzuschränken sucht, und möglichst viele Bürger in Zivil- und Militär-Lohn-Beamte verwandelt und diesen Lohn-Beamten ein Vorrecht vor den nicht angestellten Bürgern giebt, und wo sie von Unten kräftig revolutionär-sozialistisch arbeitet, um das individuelle Schalten und Walten einzuschränken, da verschwinden notwendigerweise die ausgeprägt selbständigen Charaktere und die eckige, unabhängige Individualität erscheint als etwas Gesetzwidriges, das Niemand weder als Bildungsmuster noch als Vorbild verwenden kann. Aber Börne war gerade eine solche scharfkantige Persönlichkeit und ein unbedingt selbständiger Charakter.

Man scheint jetzt im deutschen Bürgerstande in der Regel als des Mannes einzig würdige Aufgabe, das Aufbauen, das Erworbene zu befestigen oder umzuformen, zu betrachten. Schon das Sturmbockartige in Börnes Geistesrichtung schreckt ab. Sein Feuer, das seine Zeit erwärmte, gemahnt an dasjenige eines Don Quixote, welcher mit seiner Lanze gegen Festungs- und Schloßmauern Sturm läuft. Und doch hat er das Seine zu dem neuen nationalen eisernen Zeitalter in Deutschland mit seiner Eisen-Architektur beigetragen. Sein Feuer hat das Metall zum Schmelzen gebracht, aus dem die neuen Gesellschaftspfeiler gegossen sind.

Beim jetztlebenden Geschlecht hat vielleicht nichts Börne mehr geschadet, als sein heftiges Verdammungsurteil über Goethe. Goethe ist als schaffender und verstehender Geist so groß und seine Natur und Persönlichkeit in ihrer Stärke und Schwäche sind so eigentümlich, daß jeder, der in neuerer Zeit über ihn urteilt, damit zugleich einen wesentlichen Beitrag zu seiner eigenen Charakteristik liefert. Obgleich schon damals verschiedene Schriftsteller, und zwar nicht nur solche von der Pfaffen-, sondern auch von der Oppositionspartei auftraten, welche einen Widerwillen gegen Goethe hatten, so kennzeichnet sich doch Börnes Beschränktheit auf das Schärfste an der Art und Weise, wie er sich gegen den Greis in Weimar ausließ, das heißt also, durch die Art und Beschaffenheit seiner Einsprüche, die er gegen den Glauben an dessen Menschen- und Dichterwert erhob.

Um aber zu verstehen, wie es zuging und was es bedeutet, wenn ein aufreizender Moralist auf politischem Gebiete, wie Börne, einen förmlichen Haß und einen nie rastenden Zorn gegen eine Erscheinung nährt, welche als die bedeutendste in Deutschlands Schöner Litteratur dasteht, ist es notwendig, sich das gegensätzliche Verhältnis anzuschauen, in welches das Schicksal ihn schon von seiner Geburt an zu dem großen Dichter gestellt und ihn veranlaßt hatte, an denselben einen fremden und daher falschen Maßstab zu legen.

Goethe wie Börne waren aus Frankfurt am Main gebürtig, wo sie in einem Zwischenraume von 37 Jahren das

Licht erblickten. Frankfurt war eine alte Reichsstadt, eine Festung, in welcher Thore und Thürme die Grenzen der Stadt in älterer Zeit bezeichneten. Außen um diese waren dann aufs neue Thore, Thürme, Mauern, Brücken, Wälle und Gräben errichtet, welche die neue Stadt umgaben. Es war eine Festung, welche wiederum eine Anzahl kleiner Festungen enthielt, nämlich Klostergebäude und burgartige Gehöfte, welche befestigten Plätzen glichen. Die Stadt schien, umgeben von einem uralten Glanze und ehrwürdiger Selbständigkeit, unantastbar. Es war eine Patrizierrepublik, in welcher der Fremde für rechtlos angesehen wurde. Wehe dem, der vor einem Frankfurter Gerichtshofe einen Streit mit einem Frankfurter Bürger hatte — selbst wenn er auf seiner Seite das sonnenklarste Recht gehabt hätte! Die herrschenden Familien hielten zusammen und erwiesen einander unter allen möglichen Formen Hochachtung. Irgendwie an den alten politischen oder sozialen Einrichtungen zu rühren, war ganz undenkbar. Die Obrigkeit besaß keine Unternehmungslust und die Einwohner hatten nicht die Empfindung, daß sich hier auch nur das Gewöhnlichste verändern könnte. Kein Gedanke an politische Zusammengehörigkeit mit dem übrigen Deutschland. Damals war in Deutschland jede Stadt, und in jeder Stadt jedes Viertel eine kleine Welt für sich.

Goethe war ein Patrizierkind der Stadt. Sein Vater war kaiserlicher Rat. Da der Jüngling seine Vaterstadt gründlich kennen gelernt hatte, mußte es ihm erscheinen, als hätte er vom Schicksal unmöglich etwas Anderes zu erwarten, als ein bürgerliches Glück in Frankfurt. Denn die Stadt hielt ihn gefangen: die Familien bemächtigten sich des schönen und hochbegabten jungen Mannes, die Frauen verhätschelten ihn, die Tradition verpflichtete ihn. Da war nichts, was ihn nach den großen Städten hätte führen können, nach Wien oder Berlin. Die lagen so weit von Frankfurt entfernt, wie heute Rom und St. Petersburg. Das Schicksal schien ihm bestimmt, zuerst Rechtsgelehrter, dann Ehemann, Beamter, Hausbesitzer und die litterarische Berühmtheit seiner Vaterstadt zu werden. (H. Grimm, Goethe.)

Auch Börne wurde in Frankfurt geboren, aber im Judenviertel. Zu seiner Zeit war es ein Unglück, als Jude in Deutschland geboren zu sein; denn die Juden besaßen dort, wie anderswo, keine bürgerlichen Rechte. Aber ein besonderes Unglück war es, als Jude in Frankfurt am Main geboren zu sein. Denn in den übrigen großen Städten hatten schon zu dieser Zeit die gesellschaftlichen Verhältnisse bis zu einem gewissen Grade der politischen Ausschließung abgeholfen. Die israelitischen Häuser waren sowohl in Wien wie in Berlin als Mittelpunkte vorurteilsfreier Bildung und geistvoller Unterhaltung sehr gesucht. Geistreiche Jüdinnen, wie Rahel Lewin, anmutige, wie Henriette Herz, Baronin Arnstein, Baronin Grotthuis, die Gemahlin des Fürsten Reuß, und viele andere sollten bald tonangebend in Preußens und Oesterreichs Hauptstädten werden. Aber in Frankfurt waren die Schranken zwischen den Konfessionen auch durch alle Lebensverhältnisse gezogen.

Alle Juden waren gezwungen, in der schmalen, elenden, übervölkerten Judengasse zu wohnen, welche seit 1462 volle 334 Jahre ihr einziger Aufenthalt blieb. Der aus Romanen bekannte Gegensatz zwischen der äußeren Unansehnlichkeit und der inneren Herrlichkeit in den Ghettos fand sich hier nicht; das Innere der Häuser deckte sich mit ihrem Aeußern; es konnte keine Rede davon sein, in diesen kleinen dunklen Räumen Pracht oder Geschmack an den Tag zu legen. Uebrigens konnte man sich keine bessere Meinung von dem Leben bilden, das hier geführt ward, als in den letzten Jahren, wo eine Seite jener Gasse vollständig niedergerissen wurde und eine einzige abgestumpfte Reihe, verunstalteter, buckliger, zusammengedrückter, lichtscheuer Häuser, in denen die einreißende Axt tiefe Löcher geschlagen hatte, an das volle Tageslicht trat; es schien, als ob deren kleine Gucklöcher hiervon geblendet, gleichsam mit den Augen blinzelnd, sich schließen wollten.

Mit Einbruch der Dunkelheit wurden hier alle Bewohner des Ghettos eingeschlossen. Gingen sie am Tage in den Straßen oder um den Wall, so durften sie nie den Bürger- oder Fußsteig betreten, nur den Fahrweg. Vor jedem Vor-

übergehenden, der ihnen sein „Mach mores, Jud'!“ zurief, mußten sie den Hut tief ziehen. Um ihre allzugroße Vermehrung zu verhindern, war es nur 14 Paaren in jedem Jahre gestattet, zu heiraten. Obschon die Juden bereits damals in Frankfurt wohlhabend waren und Rothschild an ihrer Spitze hatten, so waren doch auch im Gesellschaftsleben zwischen den Glaubensgemeinschaften streng beobachtete Grenzen gezogen, und selbst die Freimaurerlogen, welche doch der „Bruderliebe“ und der Verehrung des „höchsten Wesens“ geheiligt waren, schlossen sich gegenseitig ab und mauerten, jede nach ihrer Konfession.

Im Hause Nr. 118 der jetzt verschwundenen Judengasse wurde am 6. Mai des Jahres 1786 als dritter Sohn des „Handelsjuden Jacob Baruch“ der Mann geboren, der später (1818), kurz vor seiner Taufe, den Namen Ludwig Börne statt des ihm nach seiner Geburt beigelegten „Juda Löw Baruch“ annahm. Die Familie war außergewöhnlich angesehen. Börnes Großvater war ein sehr reicher und vor allem wohlthätiger Mann; er ließ eine Synagoge erbauen und schenkte sie vollständig ausgestattet der Gemeinde. Er war der Geschäftsagent des Deutschen Ordens in Neckarsulm und wurde in Folge seiner Tüchtigkeit und Ehrlichkeit nach Mergentheim, dem Sitze des Ordens, berufen, wo er ansässig wurde. Als später der kurfürstliche Stuhl frei wurde, leistete er bei der darauf folgenden Wahl dem Hause Habsburg so wichtige Dienste, daß ihm Maria Theresia aus Dankbarkeit in einem eigenhändig unterzeichneten Dokument für sich und seine Nachkommen besondere Vergünstigungen für den Fall zusagte, daß er seinen Aufenthalt in Oesterreich nehmen würde. Sein Sohn, Jakob Baruch, schien des Vaters Geschäftstüchtigkeit und Klugheit, doch ohne dessen orthodoxe Frömmigkeit geerbt zu haben. Er war ein gewandter Geschäftsmann mit diplomatischer Begabung, und von den Höfen und hohen Beamten wegen seiner Menschenkenntnis, seines klaren Verstandes und seines „Phlegma“ sehr geschätzt. Er hatte als nüchterner kluger Mann zur Genüge vom Lauf der Welt gelernt, daß sich ein Mann in seiner Stellung behutsam und bescheiden zu

benehmen habe, um keinen Haß herauszufordern. In religiöser Hinsicht war er ein aufgeklärter Mann, welcher sich persönlich von dem beschwerlichen jüdischen Zeremoniell bedrückt fühlte, das er, zumeist seinem Vater zuliebe, mit seinem ganzen Hause zu beobachten genötigt war, und erst spät versuchte er sich davon zu befreien. Als Sohn eines reichen Mannes hatte er sich verschiedene theoretische Kenntnisse erworben und soll sogar in Bonn zusammen mit dem Fürsten Metternich die Schule besucht haben. Aus Vorsicht gab er aber dem einzigen Lehrer seines Sohnes den strengen Befehl, dessen Unterricht auf das Altjüdische, die Bibel, das Gebetbuch und den Talmud zu beschränken.

Der Knabe war still und scheu und blieb es auch als Kind. Seine Mutter liebte ihn wenig und da er mit der alten, allmächtigen Dienstmagd stets auf dem Kriegsfuße stand, und auch von seinem Vater, vermeintlich zu seinem Besten, streng behandelt wurde, so mußte er sich in jedem Punkte, wo er seinen Willen geltend machen wollte, unterordnen. Und so kam es, daß er bei seiner ersten Berührung mit der Welt schon abgestumpft in seinem Gefühlsleben, aber doppelt geweckt in seinen Verstandeskräften, Alles aus dem Gesichtspunkte des Verstandes auffaßte. Was ihm da widerfuhr, war dumm oder nicht dumm, nichts weiter.*)

Das häusliche wie kirchliche religiöse Zeremoniell erweckte als totes Ritual seinen Abscheu. Der häusliche religiöse Unterricht übte einen ebenso geringen Eindruck auf ihn aus, als der Besuch der Synagoge. Gewisse Gebete, z. B. das um Wiedereinführung des Opferdienstes, mißfielen ihm trotz seiner Knaben-Frömmigkeit. Zum Entsetzen seiner Umgebung sagte er: das ist ein dummes Gebet. Er nahm das, was er lernte, und woran sein Lehrer selbst nicht glaubte, als rein gedankenloses Wissen, welches er auch ebenso schnell wieder vergaß, in sich auf. Und in der That verstand er als Erwachsener kein einziges hebräisches Wort mehr, wie er auch nicht den geringsten Begriff von den jüdischen Gebräuchen hatte, er

*) Gutzkow, Börnes Leben. — M. Holzmann, Ludwig Börne.

empfand sogar nicht einmal irgend ein warmes Gefühl für das alte Testament, das Heine doch so sehr begeisterte. Er, der selbst an einen alttestamentarischen Propheten gemahnt, giebt in all seinen Schriften keinen einzigen Hinweis auf die Propheten. Er spielt nur selten auf biblische Erzählungen an, dann aber ganz kalt, wie auf bekannte Bilder, und doch sollte man glauben (wie Steinthal fein bemerkt), daß gerade eine solche Stelle, wie Samuels republikanische Warnung vor dem Königtum, ihn ganz ausnehmend hätte ansprechen müssen; er aber zitiert sie „etwa wie eine äsopische Fabel".*)

Schillers Abhandlung „die Sendung Moses" war der erste Hauch einer rationalen Religionsauffassung, welcher dem Knaben nahte. Sie machte tiefen Eindruck auf ihn und erschütterte seinen Glauben. So naiv sich diese Abhandlung auch zur biblisch-glaubhaften Darstellung verhält, so revolutionär mußte sie doch auf den jugendlichen Leser wirken, der hier zum ersten Male seines Volkes und dessen Gesetzgebers vornehmste Begebenheiten ohne das geringste Wunderbare dargestellt sah, während sogar das „Schicksal" die Rolle der Vorsehung vertrat.

Einige Anekdoten aus Börne's Knabenjahren mögen hier das Erwachen der Kritik im Geiste des Knaben veranschaulichen und das Wechselspiel der Kräfte zeigen, welche seinen Charakter bildeten.

Infolge starken Regens war eines Tages, während der junge Börne mit seinem Lehrer außerhalb der Thore Frankfurts einen Spaziergang machte, der Fahrweg gänzlich aufgeweicht. „Laß uns hinüber auf den Fußsteig gehen", sagte der Knabe. „Weißt du nicht," antwortete der Lehrer, „daß der Fußsteig uns verboten ist?" Des Knaben Antwort „es ist ja Niemand da, der es sieht", gab dem Lehrer zu einer moralischen Ermahnung und zu einigen Worten über die Heiligkeit des Gesetzes Veranlassung. Börne entgegnete „das ist ein dummes Gesetz." Der Lehrer hütete sich wohl, des Knaben Erbitterung zu verstärken, aber es bot sich hierzu so mancher Anlaß. Gab es irgend eine öffentliche Belustigung

---

*) Steinthal, Ludwig Börne. – Ill. dtsche. Monatshefte. Juni 1881.

im Freien, so durfte kein Jude dabei zugegen sein, selbst nicht, wenn ein Luftballon aufstieg. Bei jeder Festlichkeit, z. B. wenn die Stadt in Folge Einzugs fürstlicher Persönlichkeiten geschmückt war, wurden die Juden in ihrer Gasse eingeschlossen. Als sich bei der Krönung Kaiser Leopolds II. einige wenige der angesehensten hinausgewagt hatten, wurden sie angehalten und auf die Hauptwache gebracht. Der Zutritt zu den meisten Gasthöfen und zu allen freien Plätzen war ihnen verboten. Als allgemeine Regel für das Betreten von städtischem Gebiet galt: wo irgendwie grüner Platz ist, da soll kein Jude sein. Am Sonntag wurden die Thore der Judengasse sogar um 4 Uhr nachmittags geschlossen, und nur derjenige bekam die Erlaubniß zu passieren, welcher einen Brief auf die Post bringen, oder von der Apotheke Medizin holen sollte; es stand stets eine Wache am Thore. Der kleine Börne pflegte zu sagen, „ich gehe nur deshalb nicht aus, weil die Schildwache stärker ist als ich.“ Auch gab der Knabe bei dem sich frühzeitig eine bleibende Neigung zum Wohlthun offenbarte, einmal, als er von einem christlichen und jüdischen Bettler zugleich angesprochen wurde, dem ersteren alles Geld, das er bei sich trug. „Warum giebst du nicht Deinem Volke den Vorzug?“ fragte sein Lehrer — „weil in Salomos Sprüchen geschrieben steht, daß wir glühende Kohlen auf das Haupt unserer Feinde sammeln sollen“, war des Knaben Antwort. Der gewissenhafte Lehrer wies diesen Beweggrund damit zurück, daß er entgegnete, es beruhe auf falscher Voraussetzung, daß die Christen die Feinde der Juden seien!

Es ist leicht begreiflich, daß solche Kindheitseindrücke Börne seine Abstammung weit drückender empfinden ließen, als es unter gewöhnlichen Verhältnissen der Fall gewesen wäre. Er hatte weder diese, noch die vielen rohen Demütigungen aus seiner Jugendzeit vergessen können, und in seinen reiferen Jahren sorgten seine zahlreichen Angreifer und Verteidiger, die sich unausgesetzt damit beschäftigten, dafür, daß sie ihm stets in Erinnerung blieben. Hierüber schreibt er an einer Stelle in seinen „Briefen aus Paris“ (7. Februar 1832): „Es ist wie ein Wunder! Tausendmale habe ich es erfahren,

und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sei; die Anderen verzeihen es; der Dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böse Zauber kommt. Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höheren Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu sein, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräte sind."

Man kann jedoch nicht behaupten, daß sich bei Börne hinsichtlich seiner jüdischen Abstammung irgend eine große Empfindlichkeit entwickelte. Wenn er auch mehr als einmal mit großem Unwillen gegen die Unterdrückung der unglücklichen Ghettobewohner geschrieben hat, so konnte er doch nicht, wie es Viele von ihm erwarteten, mit größerer Wärme für die Befreiung der Juden als für andere Fragen verwandter Art eintreten. Ein Freiheitsstreben, welches sich darauf beschränkte hielt er für einseitig und egoistisch. Hierzu kam aber noch, daß er einen Widerwillen und eine Mißstimmung gegen die Juden nährte, welche auf dem Abschen beruhten, den ihm, dem Poeten und Idealisten, der Handel in Frankfurt, der zumeist in Bankiergeschäften bestand, frühzeitig eingeflößt hatte. Mit wahrem Entsetzen hörte er einen Frankfurter Kaufmann mit Leidenschaft und Begeisterung von Rothschild oder der oesterreichischen Anleihe „wie einen Kunstfreund von der Malerei Rafaels" sprechen. Im Jahre 1822 schrieb er: „Der Widerwille gegen Handelsleute und Juden als solche ist bei mir auf den höchsten Grad gestiegen, seitdem ich, entfernt von Frankfurt, gesehen habe, was das eigentlich heißt, sein Leben zu genießen."

Börne mangelte keineswegs das Verständnis für den Nutzen und das Großartige bedeutender Handelsunternehmungen. Hamburgs Börse und Hafen erregten wenige Jahre später seine lebhafteste Bewunderung. Aber die Geschäftsleute Frankfurts und vor allem Rothschild, schienen ihm mit ihren Staatspapier-Spekulationen gerade mit dem, was ihm am

allerverhaßtesten war, mit Deutschlands Zersplitterung und dem Metternich'schen System in enger Verbindung zu stehen. Es wimmelt in seinen Schriften von Ausfällen gegen „die deutschen adeligen Juden, die sich mit allen Ministern und fürstlichen Maitressen duzen" und sich deshalb nur wenig um die Freiheit der Polen kümmern. Rothschild ist ihm besonders das Symbol des Bösen: „wenn der Jude Rothschild König wäre, und sein Ministerium aus Wechselmaklern bildete, es könnte nicht niederträchtiger regiert werden .... Rothschild aber wird bestehen bis an den jüngsten Tag — der Könige. Welch ein Ultimo! Wie wird das krachen!" Seine Erbitterung geht so weit, daß er es eine Schande nennt, als Rothschild in Paris dafür, daß er trotz wiederholter Mahnung sich weigerte, sein Kabriolet nummerieren zu lassen, nur zu zwei Tagen Gefängnis verurteilt wurde. Börne hat natürlich nichts Persönliches gegen ihn, aber er verabscheut ihn „als den großen Makler bei allen Staatsanleihen, welche den Fürsten die Macht verleihen, der Freiheit zu widerstehen." Da er nach der Julirevolution immer eine neue, große Umwälzung als nahe bevorstehend betrachtet, so findet er es — übrigens mit Unrecht — dumm von den Juden, daß sie es überall in Europa mit den Machthabern halten. Dagegen erklärt er mit Recht die Juden für „dümmer als das Vieh", wenn sie sich einbilden, bei einer etwaigen Revolution von den Regierungen beschützt zu werden. Mit gesundem, politischem Blick erkennt er — was die Erfahrung in Rußland bestätigt hat — daß man sie vielmehr dem allgemeinen Volkshaß preisgeben würde, um sich dadurch gewissermaßen die Revolution fern zu halten.*)

Börnes Geburt außerhalb der christlichen Gesellschaft rief, wie man sieht, keine besondere Sympathie für seine Stammesgenossen wach. Es entwickelte sich aber in Folge dieses frühzeitigen Zwangsverhältnisses während seiner freudearmen Kindheit, in Folge der Kälte von Seiten seiner Eltern und im Verein mit dem steten Anblick der Sucht nach Gewinn,

*) L. Börne's ges. Werke. Reklam. Bd. 3 S. 112, 129, 167, 173, 209, 244, 259, 313.

einer feigen Vorsicht und all jener Laster, welche die Unterdrückung freigebig innerhalb einer solchen Umgebung zu erzeugen pflegt, ein Charakter, welcher so stark war, daß man ihn niemals biegen, erweichen oder brechen konnte und von dessen diamantharter Festigkeit alle Schmeichelei und jeder Machtspruch abglitten. Zugleich aber war dieser Charakter hermelinartig in seiner Reinheit und enthielt eine Strenge, welche sich bald in das Gewand der humoristischen Satire, bald in das höhnenden Ingrimmes hüllte, und, von einem Gerechtigkeitsgefühl ausgehend, in ihrer Leidenschaft flammend werden konnte. So wurde er als Schriftsteller für Deutschland ungefähr das, was Paul Louis Courier für Frankreich gewesen ist, d. h. ein politischer Tribun, der ebenso freiheitsliebend und satirisch war, als der Franzose, aber weniger scharfsichtig auf politischem Gebiete. Als Mann von Herz aber besaß er reichere Phantasie, ein größeres Pathos und ein bedeutend reicheres Naturell als jener.

Denn Festigkeit des Charakters schloß bei ihm nicht sanftes Gemüt aus. Dieser schwache, stets kränkelnde Knabe, der in einer Gasse ohne Sonne, ohne frische Luft und ohne Verkehr mit der Natur aufwuchs, war im Grunde eine weiche Seele. Dieser Same der Sanftmut wurde vielleicht so frühzeitig in seinem Gemüte durch das Lesen Jean Pauls entwickelt, welcher den größten Einfluß auf die Bildung seiner Anschauungsweise und seines Stiles ausübte. Als Schriftsteller stammt er selbst in gerader Linie von Jean Paul ab, welcher in seiner trüben Jugendzeit sein bester Trost gewesen war. Er faßte Jean Paul als den Dichter all derer auf, die in Niedrigkeit geboren waren. Er liebte ihn als den Fürsprecher all derer, denen Unrecht geschieht. Er sah in ihm einen Priester des Rechts und einen Sanftmuts-Apostel. Seine berühmte Gedächtnisrede auf ihn giebt sowohl einen Einblick in seine Jugendschwärmerei, als auch Zeugnis davon, was er sich vom Jean Paul'schen Stil anzueignen gesucht hat. Zwischen den kunstvollen Antithesen macht sich seine Gemütsbewegung bei den Worten geltend: „Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Anderen, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er

gelebt! Aber seine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und erwartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und die Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe."

Auch in den folgenden Zeilen liegt eine geistvolle Charakteristik: „In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Türme, Tempel und Paläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer . . . Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz."

Von Anbeginn an war es vielleicht Jean Pauls politische Haltung gewesen, die ihn bezauberte. Jener trat frühzeitig in der deutschen Litteratur als Erbe von Herders weltbürgerlichen Gefühlen und Lehren auf. Herder hatte stets Liebe zum Menschengeschlecht auf Kosten des Nationalgefühls und des Nationalhasses gepredigt. Jean Paul verkündete nach ihm allgemeine Verbrüderung der Menschen. Und hierzu kommt, daß ein unbestimmter politischer Freisinn, welcher etwa der Erklärung der Menschenrechte entspricht und ihn elektrisiert hatte, alle seine Schöpfungen beseelt, während er die Fürsten, die Höfe und die ganze vornehme Welt fortwährend mit Ironie behandelt. Jean Paul betrachtet bald das goldene Zeitalter, wo nur Einzelne, nicht mehr die Völker sündigen, wo auch das Kriegsgespenst verschwunden sein wird, als nahe bevorstehend, bald wieder verlegt er es in größere Ferne, aber der Eindruck dessen, was man die Schnelligkeit des historischen Fortschrittes nannte und nennt, ließ Beide, Meister und Schüler, die allgemeine Weltverbrüderung in nicht mehr weite Ferne gerückt sehen.

Doch nicht nur dies großartige Zukunftsbild, sondern auch das Satirische und Idyllische in Jean Pauls Talent gefiel Börne in hohem Maße. Er entnahm von Jean Paul gewisse komische deutsche Städtenamen (Kuhschnappel, Flachsen-

fingen) und ahmte als junger Mann dessen humoristische Manier in seinen kleinen novellistisch-journalistischen Aufsätzen nach, wie in dem Scherzstück „der Eßkünstler", in „Allerhöchstdieselben", in „Hof- und Kommerzienräte", in „Turn- und Taxische Post" ꝛc., nur hielt er sich näher an die Wirklichkeit und die entsprechende Oertlichkeit als Jean Paul dies gethan hatte. Wie jener, so griff auch er unter schalkhafter Form Staat, Kirche, Verwaltung, Sitte und Ordnung an, ohne weder über seines Vorgängers reiche Beobachtungsgabe gebieten, noch ihm in Anbetracht seiner vielseitigen Kenntnisse nahe kommen zu können.

Dafür aber hat er als Stilist große Vorzüge vor Jean Paul. Börne, dem jeder tiefere Kunst- und feinere Formsinn mangelte, hatte das Unkünstlerische bei Jean Paul als ungekünstelt gefallen. Er hatte nicht gefühlt, daß dieser Ueberfluß an Bildern von überall her zusammengeschleppt war, und nur selten aus der Sache selbst entsprang. Dessen orientalisch-üppige Gleichnisse und Blumenreichtum in der Sprache hatten ihm als poetisch zugesagt. Sein Ohr hatte im Mangel an Poesie bei den Perioden, in dem schweren Ballast unzählig eingeschobener Sätze nur Zeugnisse von der Natürlichkeit seines Vortrages empfunden. So war auch für ihn Goethes Plastik einfach Kälte, und dessen unpersönlicher Stil aus seiner späteren Zeit ihm ein Greuel. Das lebendige, unruhige „Ich" in Jean Pauls Schriften fühlte er beim Lesen derselben dem eigenen warmfühlenden und leidenschaftlichen Ich eng verwandt.

Unwillkürlich bildete er so den Jean Paul'schen Stil nach seiner Individualität um, die sich schon in seinen ersten Briefen aus Paris kundgiebt, eine Individualität, deren Eigentümlichkeit sich wohl anpaßte und entfaltete, sich aber nie änderte.

In seinem Innern war keine Wildnis und kein Urwald, wie bei Jean Paul. Er dachte nicht an zehn Dinge auf einmal, wie jener, bei dem sie sich Alle ineinander verflochten. Nein, bei ihm waren sowohl die Phantasie wie der Verstand klar und im Ausdruck knapp. Frühzeitig hatte er sich durch das Lesen Johann von Müllers dessen bündige Tacitus-Kürze angeeignet. Der Gang seiner Vorstellung war von Anfang

an halb französisch, halb jüdisch auf Antithese und Kontrast gerichtet. Er liebte die Symmetrie der Gedanken und Worte, sein innerliches Tempo war schnell, sein Atemzug als Schriftsteller kurz. Daher seine kurzen Sätze, starke und bissige Sätze im Hundetrab, keine Perioden. Manche Bilder, doch nicht so viele, daß sie einander verdrängten, duldete er, diese sollten besonders treffend und bezeichnend sein. Er holte dieselben nicht wie Jean Paul aus Heften und Notizen hervor, sondern sie kamen ihm von selbst in bescheidener oder reichlicher Fülle. Seine vielen Gleichnisse stellte er scharfsinnig genug in seinen Sätzen fast algebraisch auf, so daß sie eher den Eindruck von Gleichungen, als den loser Blumen machten.

Sein ganzes individuelles Wesen bildete sich so allmählich in einen ganz eigentümlichen humoristischen Stil aus. Börnes Humor erstreckt sich nicht wie bei Jean Paul durch weitläufige und breite Untersuchungen, Erzählungen und Romane. Er hat nie irgend ein politisches, poetisches, kritisches oder historisches Werk von nur einigem Umfange hervorbringen können; er konnte keine Bücher, nur einzelne Seiten schreiben. Er war in seinem innersten Wesen journalistisch veranlagt.*) Hierauf beruht die eigene Art seines Humors.

Er besaß scherzenden Witz, aber nicht weniger auch sarkastischen, welcher schmerzend traf und zugleich mit einem indirekten Anruf an das Gefühl ergriff und rührte. Seine Bitterkeit in Klage und Anklage äußerte sich mit einem Lächeln oder einem leichtsinnigen Einfall über Zeit und Umgebung. Etwas Aehnliches könnte man mit Recht auch von anderen großen Humoristen sagen. Das für Börne (im Gegensatz zu Sterne, Jean Paul u. and.) Eigentümliche beruht zuerst auf einem Ergriffen- und Benommensein, womit er gegen alle Begebenheiten der Umwelt, welche in seinen Gesichtskreis gelangen, Widerstand leistet. Selbst eine geringfügige Begebenheit bringt alle Saiten seines Wesens in Schwingungen, und wohl gemerkt, nur eine solche aus dem wirklichen und besonders

*) „Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beschien, was jede Nacht bedeckte, dieses zu besprechen, hatte ich Lust und Mut."

dem öffentlichen Leben; ferner beruht seine Eigentümlichkeit darauf, daß alle Begebenheiten, welche erfolgen, ein und denselben Punkt in seinem Seelenleben berühren: eine Freiheitsliebe, welche ein Ergebnis des strengsten Rechtsgefühls war. Ganz meisterhaft hat Steinthal, einer seiner Kritiker, entwickelt, wie dies mit seinem Mangel an Kraft, ein großes Ganzes zu schaffen, zusammenhängt. Er dachte nie streng wissenschaftlich und verband niemals die vielen Einzelheiten, welche ihn allmählich beschäftigten und ergriffen gegenseitig mit einander, sondern er stellte jede derselben in Verhältnis zum Mittelpunkt seines Wesens.*)

Sein Humor verband die jämmerliche Wirklichkeit mit der idealen Forderung seines Innern, allein er gab kein Bild von den verschiedenen Elementen der Wirklichkeit, sondern er fing sie nur alle in demselben Brennpunkt auf. Leicht begreiflich ist es daher, daß Börne in Folge dieser seiner Veranlagung Schiller weit über Goethe und wiederum Jean Paul über Schiller stellen mußte. Auch das ist höchst bezeichnend, daß er gegen Schiller keine Unvollkommenheiten in dessen rein poetischen Formen, sondern Mangel an sittlicher Idealität einzuwenden hat. Man ist gewohnt, Schiller in dieser Hinsicht als unangreifbar zu betrachten, aber für Börnes rücksichtslose Strenge in der sittlichen Forderung ist er dies nicht. Lehrreich ist auch Börnes Beurteilung von Wilhelm Tells Charakter. Für ihn ist Tell nur ein großer Philister, ein guter Bürger, Vater und Ehemann, aber ein Mann, dessen Charakter die Unterthänigkeit ist. Auf dem Rütli, wo die Besten des Landes zusammenkamen, fehlt sein Schwur; er hatte nicht den Mut, sich zu verschwören. Wenn er sagt: „Der Starke ist am mächtigsten a l l e i n“ — so ist das für Börne nur die Philosophie der Schwäche: Wer freilich nur soviel Kraft hat, gerade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten a l l e i n; wem aber nach der Selbstbeherrschung noch

---

*) Im Zentrum seines Geistes trafen unzählige Strahlen zusammen, nur daß dieselben durch keine Peripherie verbunden waren.

Steinthal.

ein Ueberschuß davon bleibt, der wird auch andere beherrschen und mächtiger werden durch die Verbindung. Und der Kritiker geht nun Punkt für Punkt Tells Handlungsweise durch. Tell versagt dem Hut auf der Stange den Gruß: aber das ist nicht der edle Trotz der Freiheit, das ist nur Philisterstolz ein Gemisch von Ehrgefühl und Furcht. Er geht mit niedergeschlagenen Augen am Hut vorüber, damit er sagen könne, daß er ihn nicht gesehen habe. Als ihn Geßler wegen seines Ungehorsams zur Rede stellt, ist er demütig, so demütig, daß man sich seiner schämt. Er sagt, aus Unachtsamkeit habe er es unterlassen, es solle nicht mehr geschehen.

Börne hatte kein Verständnis für den Apfelschuß: „Ein Vater kann alles wagen um das Leben seines Kindes, doch nicht dieses Leben selbst. Weshalb erschoß Tell nicht sofort den Tyrannen, statt wie ein Weib für sich zu bitten und sein „lieber Herr, lieber Herr!“ zu sagen, wofür er Ohrfeigen verdient hätte!“ „Und“, fährt Börne fort, „ist es nicht Verrat, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hilfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt und wieder dem Sturme preisgiebt? Den stärksten Anstoß nimmt Börne an jener Gegenantwort:

Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hilfe
Getrau' ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
So ward ich meiner Bande los und stand
Am S t e u e r r u d e r und f u h r r e d l i c h h i n;

„Das nennt er redlich hinfahren! Wie ist nur der schlichte Mann zu dieser feinen jesuitischen Sinnesdeutung geraten? ... Jetzt kommt Geßlers Mord. Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte. Tell versteckt sich und tötet ohne Gefahr seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte!“

Es kann bei einem Manne, in dessem geistigen Organismus sich das Rechtsgefühl zu solcher Schärfe und Feinheit entwickelt hat, daß es förmlich das eigentliche ästhetische Gefühl vertrat, nicht verwundern, daß ihm das Organ für Goethe, dessen Gerechtigkeitstrieb verhältnismäßig unentwickelt war, fehlen mußte. — —

Nach einem Aufenthalt von nur wenigen Jahren bei einem Professor in Gießen, wurde der junge Börne im Jahre 1802 nach Berlin geschickt, da seine Lust zum Studieren die Bedenken seines Vaters überwand: er konnte in Folge seines Glaubens nur Arzt werden und gerade hierzu verriet er die wenigste Anlage. Er kam in das Haus des seinem Vater befreundeten, bekannten Arztes und Kantianers Markus Herz, dessen öffentliche Vorlesungen über Philosophie sich eines so großen Zudranges der besten Gesellschaft erfreuten, daß er — viele Jahre vor Einrichtung der Universität — zum Professor der Philosophie mit lebenslänglichem Gehalte ernannt wurde. Er war ein bedeutender Arzt, ein klarer Denker und tüchtiger Redner, auch ein Freund Lessings, dessen Poesie er nicht minder hoch als dessen Kritik schätzte, wogegen ihm die Mystik der romantischen Schule, besonders diejenige Hardenbergs Unsinn und ein Greuel war. Da er bereits im Jahre 1803 starb, so konnte er keinen bedeutenden Einfluß auf Börnes Entwickelung ausüben. Einen desto stärkeren Eindruck rief aber auf den Jüngling dessen berühmte, um 17 Jahre jüngere Gattin Henriette, geb. Lemos, hervor. Erst zwölf Jahre alt, war sie ungefragt mit dem älteren Herz verlobt worden. Hervorragend schön, ungemein sprachenkundig, von den bedeutendsten Männern der Wissenschaft, wie von den ersten Schriftstellern jener Zeit gesucht, führte sie eins der am meisten besprochenen, angesehenen und gastfreien Häuser Berlins. Sie war damals 38 Jahre, Börne 16 Jahre alt; dies verhinderte den jungen Menschen natürlich nicht, sich Hals über Kopf und hoffnungslos in dieses schönste und herrlichste weibliche Wesen, das er bis jetzt gesehen hatte, zu verlieben.

Die reizende Henriette bildete schon in ihrer äußeren Persönlichkeit den schärfsten Gegensatz zu ihrem kleinen, klugen und häßlichen Manne: sie war eine vollendete Schönheit, ihr Kopf klein wie auf den griechischen Statuen, ihre Gestalt hoch und majestätisch wie diejenige der Königin Luise. Unter den Freunden hieß sie entweder die „tragische Muse“ oder die „schöne Tscherkessin“. Sie wurde von Wilhelm von Humboldt, von Mirabeau, von Schleiermacher angebetet, und nach ihres

Mannes Tod war sie von einer Schar vornehmer Herren umgeben, welche vergebens um die Hand der schönen Wittwe warben. Sie schlug jede Werbung ab, und wies trotz ihrer Armut auch die Hand eines der reichsten deutschen Grafen ab. Königin Luise ehrte sie mit dem Antrage, Erzieherin ihrer ältesten Tochter Charlotte, der späteren Kaiserin von Rußland zu werden. Da sie ihren Glauben ihrer alten Mutter zu Liebe damals nicht wechseln wollte, so entsagte sie auch hier. Sie war so streng tugendhaft, wie sie entzückend schön war, und wenn sie auch, den Sitten jener Zeit gemäß, verschiedenen Männern eine größere Vertraulichkeit gestattete, so hielt sich diese stets innerhalb der Grenzen der Freundschaft.

In ihrem Kreise unterschied man zwischen erlaubter Koketterie, welche darauf ausging, den Mann ganz zu gewinnen, und unerlaubter, welche nur die Sinne erobern wollte. Sie gehörte selbst zu der gefährlichen Klasse der tugendhaften Koketten. Ohne Leidenschaft, aber einer moralisierenden Empfindelei verfallen, stiftete sie, die jüngere, einen „Tugendbund“, in welchem Wilhelm von Humboldt die Hauptrolle spielte, außerdem zählten sowohl alte wie junge, berühmte und unberühmte Männer zu dessen Mitgliedern. Man sagte „Du“ zu einander, schrieb sich lange Briefe, zuweilen in fremder Sprache oder mit griechischen und hebräischen Buchstaben, wechselte Ringe und Silhouetten, setzte sich gegenseitig die „moralische Entwickelung“ auseinander, erstrebte „Glück durch Ergebenheit“ aber ohne Pflichten, denn die Ergebenheit kennt solche nicht, und entfernte alle konventionellen Schranken des Anstands — doch in aller Zucht und Ehrbarkeit. Rahel spottete darüber, sie wollte da nicht mit hinein!

Ihre gegenseitigen Briefe glichen vollständig denen, welche etwas später in Dänemark Kamma Rahbeck und Molbech miteinander wechselten. Man findet hier einen Jargon, der vollkommen dem entspricht, den man dänisch „Bakkehussprache“ nennt. Man vertiefte sich in seine eigenen Gefühle, und war mit unaufhörlicher Selbstbetrachtung beschäftigt, welche natürlich der Empfindung jegliche Frische raubte. In endlosen Briefen und unter geschriebenen Thränen erklärte der Freund der

Freundin und diese dem Freunde, wie sie sich gegenseitig ergänzten und entwickelten. Man entfaserte sich selbst zu Charpie und betrachtete sich in dieser ausgefaserten Gestalt; man sammelte sich nicht zur Mitteilung, sondern ging im Gegenteil vom Hundertsten ins Tausendste. Man preßte sein Inneres, bis es flüssig, bis es Thränen, Herzblut u. dgl. wurde, und schüttete es dann in eines Gleichgesinnten Busen aus, ohne daß jedoch das eigene Selbst durch diese Behandlung merkwürdiger oder originaler wurde.

Die schöne und edle Henriette Herz war auch weniger eine ursprüngliche Persönlichkeit als das, was man eine „Anempfinderin“ nennt. Sie eignete sich selten mehr von all den bedeutenden Menschen, mit denen sie in Berührung kam an, als die äußere Kenntnis ihrer Lebensverhältnisse. Hauptsächlich wurde sie durch ihr zärtliches Freundschaftsverhältnis mit Schleiermacher berühmt. Man sprach hierüber in Berlin gar manches, nichtsdestoweniger war es erhaben über alles böses Gerede. Die Gegensätze zwischen der „tragischen Muse“ und dem kleinen Schleiermacher, dessen feiner Kopf auf einem zerbrechlichen und etwas verkrüppelten Körper saß, waren zu auffallend. Die Berliner lächelten gutmütig, wenn sie am Abend den kleinen Pastor mit einer an seinem Rockknopfe hängenden Laterne aus Henriettens Haus herauskommen sahen, oder wenn er selbst am Tage, am Arme seiner majestätischen Melpomene hängend, daherschritt. Es kam sogar eine Karikatur heraus, auf der sie ihn — das Juwel, wie man ihn nannte — in der Hand trug, wie man einen Sonnenschirm trägt.*)

Selbst wenn der junge Börne der frische, rotwangige Jüngling gewesen wäre, der er nicht war, würde es kaum irgend welchen Eindruck auf seine stolze und verwöhnte Pflegemutter gemacht haben. So begriff sie auch zuerst nicht, was dem jungen Menschen fehlte, dessen Leidenschaft — wie er sie in seinen Aufzeichnungen geschildert hat — eine echte

* Karl Hillebrand: „la société de Berlin“ in „Revue des deux mondes“.

Schulknaben-Verehrung war, wie sie beim Beginn der Mannbarkeit aus nur halbbewußtem Trieb und überspannter Vorstellung von der Vollkommenheit eines weiblichen Wesens zu entstehen pflegt. Da ein paar Versuche des Siebzehnjährigen, sich durch das Dienstmädchen des Hauses aus der Apotheke Arsenik zu verschaffen, Henriette Herz klar machten, was in ihm vorging, so versuchte sie jetzt nach Möglichkeit, ihn teils durch Güte, teils durch Strenge zur Vernunft zu bringen.*)

Natürlich blieb er dabei, sie zu lieben, zu bewundern, zu verzweifeln, Höllenqualen über ihre Gleichgültigkeit zu leiden und hinwiederum himmlische Seligkeit über ein Lächeln oder ein freundliches Wort von ihr zu empfinden. Als er sich zudem mißtrauisch, herb, unvernünftig und launisch im Umgang zeigte, hielt sie es für geraten, ihn von Berlin zu entfernen.

Auf ihre Empfehlung kam er zu Reil nach Halle, wo er seine Studien fortsetzte. Bei seiner Abreise übergab er ihr ein gefühlvolles Tagebuch, welches er wahrscheinlich auf ihren Rat zur Linderung seiner Qual geführt hatte, sowie eine Anzahl an sie gerichteter leidenschaftlicher Briefe. Von Halle fuhr er fort, ihr mit unveränderter Schwärmerei und heftiger Sehnsucht zu schreiben, doch bewirkte die Entfernung bald eine solche Aenderung in Börnes Wesen, daß er nicht mehr einzig und allein in der reinen Analyse seines seelischen Zustandes aufging, sondern sich zu ruhiger und unterhaltender Kritik seiner Umgebung und zu einem gewissen würdigen Selbstgefühl, welches mit Selbstkritik verbunden war, erhob. Schon in diesen Briefen begegnet man bei ihm Begeisterung für Ideen, Zorn über Sklavensinn und scharfe Satire im Urteil vereint. Man lernt hier Börnes ursprüngliches Wesen kennen, ein Temperament, für welches Ausschweifungen ebensowenig als der Trunk eine Versuchung waren — eine Natur, welche unter der Schwächlichkeit des Körpers leidet und unter dem inneren Streit, der überall da entsteht, wo sich Mut ohne Kraft, Liebe ohne Gegenliebe und unbestimmte Wünsche, Groß-

*) Fürst, Henriette Herz. S. 185 ff.

thaten ohne deutliches Ziel zu verrichten, vorfinden. Auch die Drohung finden wir hier, wie es, wenn er erst zum Manne gereift, dem Philisterhaufen ergehen soll, der jetzt über ihn lächelt, sowie eine zornige Ahnung zukünftiger Demütigungen und stürmische Racheplänе für jene Frechen, die ihn wegen seiner Abstammung zu verhöhnen suchen und ihn quälen, weil sie seine Verschlossenheit als Feigheit betrachten.*)

Dieser Jugendaufenthalt in Berlin war für den jungen Börne bedeutsam, nicht nur daß sein Gefühlsleben reifte, sondern es hatte auch die Berührung mit den bedeutendsten Männern jener Zeit im Herzschen Hause viel dazu beigetragen, seine Geistesanlagen zu erwecken.

Er studierte in Halle, als die Schlacht von Jena geschlagen und bald darauf die Universität von Napoleon aufgehoben wurde. Börne ging nach Heidelberg, um seine Studien fortzusetzen; er war erfüllt von patriotischer Begeisterung gegen alles Französische und gab dieser Stimmung in einer Brochüre Ausdruck; die Zensur ließ dieselbe jedoch nicht passieren. Derselbe Siegeszug Napoleons, welcher die Studenten aus Halle vertrieb, hatte auch eine vollständige Umwälzung der politischen Verhältnisse in Börnes Vaterstadt zur Folge. Schon im Jahre 1806 nahm Dalberg als Fürst-Primas des neugegründeten Rheinbundes Frankfurt in Besitz. Zu seinen ersten Regierungshandlungen gehörten auch wesentliche Verbesserungen und Erleichterungen in der Lage der Juden, bis Napoleon in einer Verordnung vom Jahre 1810 die Ablösung aller Lasten befahl, welche Leibeigene und Juden bedrückten. Im Dezember des Jahres 1811 erhielt die jüdische Gemeinde in Frankfurt gegen die im folgenden Jahre voll ausbezahlte Summe von vierhundertvierzigtausend Gulden die vollen Bürgerrechte. Für Börne hatte dies zunächst zur Folge, daß er das nur widerstrebend betriebene Studium der Medizin aufgab und zu der ihm bis

*) Briefe des jungen Börne an Henr. Herz pag 164, 167. „O, wenn ich dies bedenke, wie ein Sturm braust es in meinem Innersten, es möchte die Seele aus ihrem Wohnhaus stürzen, und sich den Leib eines Löwen suchen, daß sie den Frechen begegnen könnte mit Klaue und Gebiß.“

dahin verschlossenen Staatswissenschaft und Jurisprudenz überging, welche ihm den Zutritt zum Staatsdienst eröffneten. Im Jahre 1808 wurde er Doktor der Philosophie.

Sein Vater, der schon mit des Sohnes Unbeständigkeit als Student äußerst unzufrieden war, und nicht zuletzt über einige Bagatellschulden, war jetzt über die Aufgabe des Medizinstudiums nicht weniger mißvergnügt und verlangte, daß er sich selbst ernähren sollte. Er verschaffte ihm eine Anstellung, die in einem drolligen Gegensatze zu Börnes späterer Wirksamkeit als Schriftsteller steht, nämlich ein kleines Amt bei der Frankfurter Polizei.

Er wurde zum Aktuar ernannt, saß in einem alten finstern Zimmer des Römers, visierte Pässe, prüfte Wanderbücher, nahm Protokolle auf und repräsentierte bei feierlichen Gelegenheiten in Uniform und mit Degen bekleidet die städtische Autorität.

Währenddessen begann er als Schriftsteller, und zwar als Mitarbeiter eines Frankfurter Tageblattes mit Artikeln aufzutreten, welche von urdeutscher Beredsamkeit strotzten und von einem vaterländischen Enthusiasmus gegenüber dem starken Korsen diktiert waren, der schon in seinem sprachlichen Ausdruck von heftigster Vaterlandsliebe zeugte. Dahin gehören sein Aufruf an die deutschen Jünglinge, sowie ein Erguß des blindesten und loyalsten Vertrauens zu den deutschen Fürsten.*) Hinsichtlich des Ausfalls des „Freiheitskampfes“ ist er eitel Hoffnung.

Er ahnte gewiß nicht, daß er selbst eins der ersten Opfer des Sieges werden sollte. Kaum hatten im Jahre 1813 die verbündeten Monarchen ihren Einzug in Frankfurt gehalten, als auch Fürst Dalbergs siebenjährige Herrschaft zu Ende war. Das Großherzogtum Frankfurt wurde aus der Zahl der Staaten gestrichen und die alte Verfassung trat aufs neue in Kraft.

*) „Aber laßt uns nicht, männernde Jünglinge, unsere Kraft vergeuden, sondern die Lust in keuscher Ehe umarmen, damit sie fruchtbar und unsterblich werde . . . Es ziemt uns nicht, uns keck in den Rat der Fürsten einzudrängen; sie sind besser als wir.“

Die von den Israeliten zu hohen Preisen erworbenen Bürgerrechte kassierte man einfach, selbstverständlich ohne ihnen ihr Geld zurückzugeben. „Es war“, schreibt Karl Gutzkow, „als ob die Kuriere, welche zwischen Wien, dem Sitz des Friedenskongresses, und den anderen deutschen Städten, von denen wiederum eine jede ihren Reaktionskongreß besaß, hin- und zurückflogen, Furchen in der blutgetränkten deutschen Erde aufrissen, in die man aufs neue die alte Saat der Vorurteile und Vorrechte zu säen wagte.“

Der Fall der französischen Herrschaft beraubte Börne seines Amtes und seine Unglücksbrüder ihrer Menschenrechte. Er war unpersönlich genug, um diese Fremdherrschaft in seinen Gedanken später wie früher als eine Schmach zu betrachten.

Es kann indessen nicht verwundern, wenn Börne durch Goethes Gleichgiltigkeit auch diesem Ausschlag der großen Reaktion gegenüber in seinem Haß gegen eine Persönlichkeit bestärkt wurde, die ihm von keiner ihm zugänglichen Seite groß erschien. In seiner Ankündigung von Bettinas Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ — vielleicht die verwirrendste Kritik, die Börne je geschrieben hat, sagt er:

„Was machte Goethe, den größten Dichter, zum kleinsten Menschen? Was schlang Hopfen und Petersilie durch seine Lorbeerkrone? Was setzte die Schlafmütze auf seine erhabene Stirne? Was machte ihn zum Knechte der Verhältnisse, zum feigen Philister, zum Kleinstädter? Er war Protestant und seine Familie war ratsfähig. Er war schon 60 Jahre alt, stand auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes und Weihrauchwolken unter seinen Füßen wollten ihn trennend schützen vor den niederen Leidenschaften der Thalbewohner — da ärgerte er sich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrechte und er geiferte gegen die „Humanitätssalbader“, die den Juden das Wort sprächen.“

Was Börne Goethe am wenigsten von Allem vergeben konnte, das war seine Stellung zu den Großen. Er übersah, daß das Menschenalter, das er selbst jünger als Goethe war, eine Sphärenveränderung in der Stellung der Schriftsteller zu den Fürsten und zum Publikum bezeichnete. Es lebten im

18. Jahrhundert in Deutschland die Schriftsteller nicht von Honoraren, sondern von denjenigen Leuten, welchen sie ihre Schriften widmeten. Die Dichter waren gezwungen, sich die Gunst eines vornehmen Beschützers zu suchen, adlige Junker zu unterrichten oder junge Prinzen auf ihren Bildungsreisen zu begleiten. Wieland erhielt als Dank für seine Widmungen Geldgeschenke, Schiller empfing mit Freude die Unterstützung, welche ihm der Herzog von Augustenburg von Dänemark verschaffte. Monarchen und Fürsten, hohe Herren und Aristokraten hegten bekanntlich am Ende des 18. Jahrhunderts ein wirkliches, zum Teil großes Interesse für Philosophie und Poesie, für jede neue Wahrheit und Schönheit und behandelten die Schriftsteller ihrer Umgebung wie ihresgleichen. Erst die französische Revolution machte diesem Verhältnisse ein Ende — Goethes Lebensstellung aber war vor der Revolution geschaffen.

Börne las sich fast blind an den abgerissenen Ausdrücken Goethe'scher Fürstenverehrung. Er schrieb sich irgendwo diese Stelle aus Goethes Tagebuch ab: „Hierauf ward mir das unerwartete Glück, ihro, des Großfürsten Nikolaus und Gemahlin Alexanders Kaiserliche Hoheit bei mir im Hause und meinem Garten . . . . . zu verehren. Die Frau Großfürstin, Kaiserliche Hoheit, vergönnten mir, einige poetische Zeilen in das zierlich prächtige Album verehrend einzuzeichnen.“ Börne fügt hinzu: „Das schrieb er in seinem 71. Jahre, welche Jugendkraft!“ Je älter Börne wurde, je mehr er sich dazu entwickelte, nichts anderes als die Inkarnation der politischen Ueberzeugung zu sein, ein Wesen, in dem sich die politische Ueberzeugung des ganzen Seelenlebens, des Talentes und Witzes bemächtigt hatte, und bei dem sich dann hieraus eine Art Religion mit den Aeußerungsformen der Religion: Glaube, Andacht, Fanatismus, gebildet hatte — desto wertloser, ja verächtlicher erschien ihm Goethes Zuschauerrolle im politischen Kampfe. An einer andern Stelle schreibt er:

„Goethes Tagebuch, von dem ich Ihnen neulich geschrieben, habe ich nun geendigt. So eine dürre, leblose Seele giebt es auf der Welt nicht mehr, und nichts ist bewunderungswürdiger, als die Naivetät, mit welcher er seine Gefühllosigkeit

an den hellen Tag bringt . . . Und solche Konsuln hat sich das deutsche Volk gewählt! Goethe — der angstvoller als eine Maus beim leisesten Geräusch sich in die Erde hineinwühlt, und Luft, Licht, Freiheit, Alles, Alles hingiebt, um nur in seinem Loche ungestört am gestohlenen Speckfaden knuppern zu können — und Schiller, der edler, aber gleich mutlos, sich vor Tyrannei hinter Wolkendunst versteckt und oben bei den Göttern vergebens um Hilfe fleht und von der Sonne geblendet, die Erde nicht mehr sieht und die Menschen vergißt, denen er Rettung bringen wollte! Und so — ohne Führer, ohne Vormund, ohne Rechtsfreund, ohne Beschützer — wird das unglückliche Land eine Beute der Könige und das Volk der Spott der Völker."

Im Sommer des Jahres 1818 tritt Börne, der bis dahin nur hier und da Brochüren herausgegeben hatte, als selbständiger Journalist auf, indem er die fast ganz von ihm allein verfaßte Zeitschrift „Die Wage" herausgab. Er war der erste Journalist großen Stils, den die deutsche Litteratur hervorgebracht, und er war es, welcher die periodische Presse Deutschlands zu einer Macht erhob. Es ist eine wahre Freude, die jetzt so selten gewordenen Hefte jener alten epochemachenden Zeitschrift „für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst" zu besitzen. Das Mittel, womit sie durchdrang, war der lebendige Stil und der treffende Witz ihres Herausgebers. Sie behandelte Politik Litteratur und Theater, und hatte Mitarbeiter wie Görres (vor seiner Bekehrung), Willemer, den rationalistischen Freund Goethes („Suleikas" Gatten); welches Thema die Zeitschrift aber auch behandeln mochte, stets wurde es in eine politische Farbe gekleidet. Im Laufe der vier Jahre, in denen Börne die „Wage" herausgab, übernahm er außerdem noch die Redaktion zweier Tageblätter; zuerst die der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt", die er jedoch in Folge unaufhörlicher Zensurschereien schon nach drei Monaten aufgeben mußte, dann diejenige des Blattes „Die Zeitschwingen", welches durch ein Machtgebot unterdrückt und dessen Redakteur zugleich zu einer kurzen Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Darauf reiste Börne zuerst nach Paris, wo er eine Zeit lang,

als Korrespondent für die verschiedenen Zeitungen Cottas lebte, doch schon 1822 kehrte er nach Deutschland zurück, wo eine lange und gefährliche Krankheit seine pekuniären Hilfsmittel erschöpfte und ihn zwang, seinen Vater um Beistand zu bitten.

Dieser war äußerst unzufrieden mit ihm. An seinen anderen Kindern erlebte er Freude; aber dieser Sohn, der Doktor, der nichts verdienen konnte, hatte, so behauptete er, ihm schon große Summen gekostet und war doch nichts Anderes, als Verfasser von Artikeln und Schriften geworden, deren Tendenz von seinem Gönner, dem Fürsten Metternich in Wien, durchaus nicht gebilligt wurde. Was hatte er die Großen anzugreifen und sich dadurch Feinde zu schaffen. War das für seine gesellschaftliche Stellung passend? Was bedeutete er überhaupt in der Welt, daß er sich erlaubte, ein so großes Wort zu führen? Jetzt hätte er längst Arzt mit großer Praxis, oder Advokat sein und Rothschilds Prozesse führen können. Statt dessen schrieb er Zeitungsartikel, verreiste das bischen Geld, welches ihm diese einbrachten und versperrte sich mit seinen gottlosen Bemerkungen über die Großen jede Gelegenheit, jemals auf einen grünen Zweig zu gelangen!

Und doch kannte sein Vater die politischen Verhältnisse zur Genüge, um zu wissen, daß der Sohn es durchaus nicht nötig hatte, Arzt oder Advokat zu werden, um eine einträgliche Stellung zu erlangen. Er wußte ganz gut, woher Herr von Gentz und Herr Friedrich von Schlegel ihre Wechsel erhielten. Und endlich hatte sein Sohn noch Maria Theresias Zusicherung, auf die er sich beziehen konnte.*)

Kaum hatte Börne seine regelmäßige Wirksamkeit als Schriftsteller begonnen, als auch die großen Reaktionäre auf sein Talent aufmerksam wurden. Rahel schreibt in einem Briefe vom 18. Mai 1819, daß ihr Gentz die „Wage“ als das Geistreichste und Witzigste, was in jener Zeit geschrieben, als das Beste dieser Art empfohlen habe, was überhaupt seit Lessing erschienen sei. Börnes Vater wußte ganz gut, daß

---

*) K. Gutzkow, Börnes Leben. Ges. Werke pag. 328 ff.

Herr von Gentz den Stil seines Sohnes und Fürst Metternich dessen politische Kenntnisse lobten.*)

Ohne seinen Sohn zu fragen, arbeitete er darauf hin, ihm einen vorteilhaften Baugrund an der Sonnenseite der Gesellschaft zu verschaffen. Als Börne davon erfuhr, hatte Metternich schon mit beiden Händen zugegriffen: Börne sollte in Wien mit dem Titel, Rang und Einkommen eines kaiserlichen Rates leben, ohne dafür zu irgend welchen gewöhnlichen Diensten verpflichtet zu sein. Unbedingte Zensurfreiheit für Alles, was er schreiben würde, war ihm vor allem zugesichert. Er sollte sein eigener Zensor sein. Auch sollte es ihm freistehen, diese Stellung nach einigen Monaten aufgeben zu können. So hätte er die beste Gelegenheit, für die Sache des Fortschritts und der Humanität arbeiten zu können.

Der Vater schrieb ihm: Lieber Louis! Ich bitte Dich, lies diesen Brief mit derselben Aufmerksamkeit, mit der ich den Deinen gelesen habe. Glaube mir, Deine so hochgepriesene Unabhängigkeit ist unsicher; willst oder kannst Du sie bewahren? Weshalb solltest Du nicht einmal an ein festes Auskommen denken? . . . Worin besteht Deine gegenwärtige Glückseligkeit? Doch wohl nicht in den 500 Franken (monatliches Honorar von Cotta)? Deiner Zukunft zu Liebe entschließe Dich doch, auf meine Kosten eine Reise nach Wien zu machen: ich beschwöre Dich, Dein Glück nicht zu verscherzen . . .

Börne lehnte Alles ab, that dies so schroff, daß er nicht einmal mit dem Machthaber sprechen wollte.**) Goethe konnte sich an einem Hofe zum Geheimrat machen lassen — er nicht.

*) Metternich kannte auch alle späteren revolutionären Briefe aus Paris. Die Fürstin Melanie Metternich schrieb unterm 26. Jan. 1834 in ihr Tagebuch: „Ich brachte die ersten Abendstunden bei Clemens zu, dem ich Börnes Pariser Briefe vorlas. Sie sind natürlich so boshaft wie möglich, der Stil ist aber von einer dämonischen Ausgelassenheit und ungemein geistreich.“ Aus Metternichs nachgel Pap. V. pag. 545 wie Holzmann anführt.

**) Er schreibt seinem Vater: „Gentz war zwar früher auch liberal, er aber konnte Bürgschaft geben seiner aufrichtigen Bekehrung, die ich nicht geben kann. Gentz war schon viele Jahre, ehe er in österreichische Dienste trat, an England verkauft. Er ist sinnlich, verschwenderisch, der liederlichste Mensch im Lande . . .“

Und die Versuchung war für ihn, den als Plebejer Geborenen, der auf Kommando jeden Vorübergehenden hatte grüßen müssen, viel größer als für den vornehmen Patriziersohn. Wenn man Börnes harte, höhnische Urteile über Goethe liest, so sollte man nicht über deren Ungerechtigkeit vergessen, daß hier ein Mann hinter seinen Worten stand, der nicht thun wollte, was Goethe gethan hatte.

Kunstsinn in des Wortes strenger Bedeutung besaß Börne nicht. Er hat das auch offen zugegeben, außerdem offenbart es sich, wenn er seinen Unwillen gegen jemand ausließ, dem gleichgültig war, was der Künstler darstellte und wichtig nur, wie er es darstellte. Künstler und Kunstkenner dieses Schlages sind ihm von Herzen zuwider. Es ist ihm ein Greuel, wie man ein Stilleben über eine Malerei, welche eine Madonna vorstellt, setzen kann. Bei seiner Neigung zum Bedeutenden und Erhabenen liebt er in der Kunst nur das Göttliche und bekennt offen, daß, wo er nicht göttliche Natur finde, für ihn das Ganze nur Unnatur und Stümperarbeit sei.*)

Es wäre falsch, hier mit Steinthal zu sagen, daß Börne kein Bildungsgebiet, keine Form künstlerischen Schaffens fremd gewesen wäre; denn gerade das Bildungsgebiet, welches durch die Kunst als Kunst bezeichnet wird, war ihm verschlossen. Das verhindert natürlich nicht, daß er viel Verständiges und Lehrreiches über Kunstwerke ausgesprochen hat, doch betrifft das nie das Künstlerische in denselben.

Man hat auch Börne gewaltig für den energischen Widerstand gelobt, welchen er den deutschen Schicksalstragödien entgegenstellte, die zu seiner Zeit die Bühnen zu überschwemmen begannen und den Geist verdummten. Man wird aber sehen, daß er gar nicht gegen das ästhetisch Verwerfliche darin eifert; er nahm die Sache von der moralischen oder religiösen Seite. Zu glauben, daß ein Datum, wie der 24. Februar, für eine Familie besonders verhängnisvoll sei, das galt ihm einfach als

*) Ein Frosch, eine Gurke, eine Hammelkeule, ein Wilhelm Meister, ein Christus — das gilt ihnen alles gleich, ja sie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn sie nur gut gemalt. So bin ich nicht, so war ich nie . . . .

dumm und fade. Das hat absolut weder etwas mit dem antiken Glauben an ein unabwendbar vorherbestimmtes Schicksal zu thun, noch mit dem christlichen Glauben an eine allwissende Vorsehung, noch mit dem modernen deterministischen Causalitätsglauben, der den Glauben früherer Zeiten an einen sogenannten freien Willen unmöglich gemacht hat. Aber für Börne ist dieser Glaube nur als die vermeintliche Zusammenmengung zweier theologischer Systeme vernunftwidrig. Er urteilt folgendermaßen: „Entweder ist der Tod ein liebender Vater, der sein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann ist das Schicksal untragisch, oder es ist der menschenfressende Kronos, der seine eigenen Kinder verschlingt, dann ist es unchristlich.“ Als ob dies ein Einwand wäre! das könnte ja dennoch höchst poetisch sein.

Börne besaß bezüglich der zahlreichen Dramen, die er zu kritisieren hatte, einen ausgezeichnet gesunden Verstand für das, was Wert hatte und was wertlos war. Er zeigte volles Verständnis für den Geist in Oehlenschlägers Corregio, war voller Nachsicht mit den Schwächen des Stückes, hatte aber gar keinen Blick für dessen Bühnenwirkung. Schauspieldichter wie Kleist, Immermann und den beginnenden Grillparzer versteht er vollkommen zu würdigen. Sobald er aber sein Lob oder den Tadel begründen soll, tritt beständig aufs neue sein unkünstlerisches Naturell zu Tage und gar oft die ganze pathetische Vorurteilsfülle des Idealisten. Er mißbilligt beispielsweise — und auch mit Recht — Ifflands „Spieler“. Seine Begründung ist aber ganz barock: „Die Spielsucht auf die Bühne bringen? Man könnte ebensogut die Schwindsucht dramatisieren, durch alle Stadien hin!“ ruft er aus. — Man sollte glauben, da bestehe nur der Unterschied, daß die Schwindsucht ein körperliches Uebel und die Spielsucht ein Laster sei. Sein Gedankengang ist der gewöhnliche des Idealismus, nämlich daß man wegen dessen, was man zu Hause sehen kann, nicht erst ins Theater zu gehen braucht. Als Beispiel führt er Geldmangel, Schulden, ein treues Weib, das jeden Mangel geduldig erträgt, an, und, anstatt den platten, unkünstlerischen Geist hervorzuheben, der sich hier kundgiebt, sagt er: „Sind dies so

seltene Erscheinungen, daß man deren Anblick erst erkaufen muß? Auf der Bühne soll der Mensch eine Stufe höher stehen als im Leben." Und er erklärt, daß man deshalb zur Heldenzeit der Griechen und Römer Fabeln und Göttergeschichten auf die Bühne brachte. Die Modernen, die weniger sind, brauchten nur die wirklichen Menschen der alten Völker darzustellen, oder dürften nur in den Feierkleidern ihrer Leidenschaften auf die Bühne kommen. Wie man sieht, nährt er naiv den Glauben, daß die „klassischen" Altertumsmenschen durchgängig weit über den modernen standen, und er versteht nicht, daß die schlichte Wirklichkeit durch geeignete Behandlungsweise zur Kunst geadelt werden kann.

Ein noch viel stärkeres Zeugnis, als diese akademischen Tiraden für den Börne mangelnden Sinn für einfache Poesie bietet seine Kälte gegenüber dem alten Testament. In einem seiner Briefe an Henriette Herz aus seinem 19. Jahre kommt eine Stelle vor, so trocken und ältlich wie ein Witz Voltaires über die fünf Bücher Moses — und zwar nach Goethe: „Die alten Juden von Abraham an bis zu dem weisen Salomo sind mir stets vorgekommen als ob sie die allgemeine Weltgeschichte travestiren wollten. Lesen Sie nur Josua und das Buch der Könige und Sie werden finden, wie Blumauerisch alles darin aussieht."*)

Diese uralten Zusammenstellungen merkwürdiger Legenden und Geschichten mit einer plumpen deutschen Travestie von Virgils Aeneis zu vergleichen, ist nur möglich, wenn man unempfänglich für die Gestalten der Vorzeit, in jedem Werke eine moderngefühlvolle, religiöse oder politische Moral sucht. Es stimmt dies aber gut dazu, daß Börne mit einer blinden Schwärmerei für das unbestimmte, halb neutestamentliche, halb modernsalbungsvolle Pathos in Lamennais' „Worte eines Gläubigen" endigt.

---

* Briefe des jungen Börne. pag. 143.

8.
Börne und Menzel.

Ohne diesen Mangel an poetisch-künstlerischer Empfänglichkeit würde Börne's Beteiligung an der, von mehreren Wortführern seiner Zeit in Szene gesetzten Reaktion gegen Goethe nicht voll und ganz erklärlich sein. Obgleich sein Unwille gegen Goethe ursprünglich genug war, so war er doch keineswegs der Schöpfer jener Reaktion gegen ihn; er fand sie vielmehr im vollen Gange vor. Ungefähr gleichzeitig mit der Freude, welche von pietistischer Seite über Pastor Pustkuchens falsche „Wanderjahre“ mit ihrem Angriff auf die Gottlosigkeit des Heiden Goethe erhoben wurde, begann man in der aufstrebenden politischen Jugend Untersuchungen zu billigen, welche Goethes politische Ueberzeugung betrafen. Man maß ihn da mit dem Maßstabe der letzten Tage und schilderte ihn als einen „Aristokraten“ welcher ohne Herz für das Volk und in Wirklichkeit ohne Genie sei.

Der erste, welcher in großem Stil und mit konsequenter Hartnäckigkeit die Herabsetzung Goethes während einer langen Reihe von Jahren systematisch betrieb, war Wolfgang Menzel (geb. 1798). Noch nicht dreißig Jahre alt, ausgerüstet mit einer gewissen groben litterarischen Begabung, ungeheurem Selbstbewußtsein im Auftreten, dabei ein stramm liberaler Doktrinär, Patriot und Moralist, hatte er sich zu großem und gefürchtetem Einfluß aufgeschwungen. Gleich Börne ging auch er ursprünglich von Jean Paul aus. Aber die zu seiner Zeit berühmten „Streckverse“ (1823), welche unzweideutig eine Nachahmung dieses Vorbildes sind, verunstalten die Jean Paul'sche Art der Geistreichheit zur Karikatur. Dinge, die in absolut keiner natürlichen Verbindung mit einander stehen, werden zu einem Aphorismus zusammengezwungen, wie man ungefähr in einem Kalauer einander nichts angehende Vorstellungen zu einem Wortspiel zusammenkoppelt. Er schreibt: „Allerheiligen geht vor Allerseelen, die Propheten haben den Himmel eher als das Volk“. — „Die Religion des Altertums war die Kristallmutter vieler glänzenden Götter, die christliche

ist die Perlmutter eines einzigen, aber unschätzbaren Gottes." „Das Erdenleben ist eine Bastonnade." „Jede Kirchenglocke ist eine Taucherglocke, unter welcher man die Perle der Religion findet."

In seinem Litteraturblatt „Deutsche Litteratur", begann er seit 1819 eine mit wahnwitzigem Dünkel und felsenfestem Glauben an die Berechtigung seines Angriffes geführte Polemik gegen Goethe. Zuerst suchte er die Bewunderung der Lesewelt für Goethes Originalität zu untergraben und strebte danach, in dessen Schriften Nachahmungen eines Vorbildes oder doch geborgte Gedanken aufzuspüren und überall fremden Einfluß nachzuweisen.

In seinem ersten zusammenhängenden litterarhistorischen Werke „Die deutsche Litteratur", welches 1838 in zwei Bänden erschien, beschuldigte er Goethe in affektirt ruhigem Tone unter Anderem, auch allen Vorurteilen und Eitelkeiten des Zeitalters geschmeichelt zu haben. Er beschränkt hier dessen geistige Fähigkeit auf reine Darstellungsgabe, auf ein „Talent", welches seinem Wesen nach ohne inneren Halt sei, „eine Hetäre, die sich jedem preisgiebt." Goethe habe allzeit mit dem Strome geschwommen und zwar auf der Oberfläche wie ein Kork, jede Mode-Schwäche und -Thorheit habe in ihm ihren bereitwilligen Diener gefunden; unter der glatten Maske seiner Werke verberge sich eine raffinirte Genußsucht und Sinnlichkeit; seine Gedichte seien die Blüte des in der modernen Welt herrschenden Materialismus. Goethe habe kein Genie, aber in hohem Grade „das Talent, seine Leser zu seinen Mitschuldigen zu machen usw.*)

Heine, welcher unkritisch genug, in einer Recension das Werk und dessen Verfasser lobte — ein Lob, das er bald genug bereuen sollte — wich doch vor der Menzel'schen Lehre zurück, daß Goethe kein Genie, sondern nur ein Talent sei. Er spricht die Ansicht aus, diese Lehre würde nur bei Wenigen Eingang finden „und selbst die Wenigen werden doch zugeben, daß Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu sein."**)

*) Menzel, die deutsche Litteratur. Bd. II. S. 205—222.

**) Heine, sämmtliche Werke. Bd. XIII. S. 265.

Menzel setzte indessen sowohl in zahlreichen Zeitungsartikeln als auch in seinem bald um das Doppelte vermehrten Werke über die deutsche Litteratur die Kanonade fort. Er wies darin dreierlei Eitelkeiten und sechserlei Wollüsteleien bei Goethe nach. Er ging dessen größere und kleinere Schriften eine nach der andern durch, maß sie mit seinem moralisch-politischen Zollstabe und fand sie erbärmlich. Clavigo verurteilte er, weil dieser Marie verläßt. Es nützt nichts, daß der Dichter ihn durch die rächende Bruderhand fallen läßt, gerade dies erbittert Menzel auf das Aeußerste, da bekanntlich der berühmte Liebhaber in der Wirklichkeit lustig weiter lebte, und sein Tod auf der Bühne ihm nur als gewöhnlicher Theatercoup galt. Wie man sieht, muß der Kritiker, um das Stück hinreichend unmoralisch zu finden, ein Wissen zu Hilfe nehmen, das gar nichts damit zu thun hat. „Tasso" gilt ihm als Goethe's „Höflingsbekenntnis", worin die Eitelkeit des Emporkömmlings in den Frauen zugleich das Vornehme, das Königliche begehrt. Mit Leichtigkeit kann sich nun der Leser das Moralische vorstellen, das Menzel an den „Mitschuldigen", den „Geschwistern", in welcher „die Wollust nach der schönen Schwester schielt," an „Stella", wo „der Reiz der Raffinirtheit nach dem Reiz der Bigamie gelüstet" — auszusetzen hat. Aber selbst „Wilhelm Meister" ist ihm nur eine Umschreibung für Goethe's unwürdige Geringschätzung der inneren Würde der Tugend und seiner Begierde nach den Annehmlichkeiten des Adelsstandes.*) Die „Wahlverwandtschaften" endlich sind für ihn der Typus des „Ehebruchsromans", welcher sich um Wollüstelei dreht, die das Fremde begehrt. Ja „die Braut von Korinth" ist ihm nur Ausdruck einer Wollust, „die sogar noch in den Schauern des Grabes, in der Buhlerei mit schönen Gespenstern einen haut goût des Genußes sucht."

Wo es unmöglich ist, Unsittlichkeitsbeschuldigungen anzubringen, greift Menzel auf seine Beschuldigungen der Un-

---

*) Geadelt zu werden, im Reichtum zugleich den haut goût der Vornehmigkeit in behaglicher Sicherheit zu genießen, war ihm für dieses Leben das Höchste.

selbständigkeit zurück. „Hermann und Dorothea“ ist nicht nur eine untergeordnete Arbeit, als Huldigung des Spießbürgertums, sondern auch eine direkte Nachahmung der Voß'schen „Luise“. Wirklich original, sagt Menzel, habe Goethe nur im „Faust“ und im „Wilhelm Meister“ sein können, weil er in diesen sich selbst kopiert habe. Ueberdies habe er in seiner Jugend von Molière und Beaumarchais, von Shakespeare und Lessing geborgt, während seine späteren Jambentragödien „Früchte seiner Rivalität mit Schiller“ seien. Obendrein wäre er, wie Gott und alle Welt wisse, kein Patriot.

Vergleicht man nun Börne's Angriffe auf Goethe mit diesen von Menzel, so findet man, trotz der Unbändigkeit seiner Ausdrücke, die größte Unähnlichkeit; denn Börne läßt sich nicht darauf ein, Goethes Dichterwerke zu beurteilen, geschweige denn zu verurteilen; aber noch weniger erniedrigt er sich zu Beschuldigungen wegen geschlechtlicher Unsittlichkeit — sein beständiger Sturmlauf auf Goethe beschränkt sich nur auf dessen politische Persönlichkeit. Saint René Taillandier hat richtig bemerkt, daß Börne alles, was er gegen Goethe auf dem Herzen hatte, zum Ausdruck gebracht hat, als er über seiner Ankündigung von Bettina's Schrift „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ folgende Worte aus „Prometheus“ als Motto setzte:

Ich Dich ehren? Wofür?
Hast Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast Du die Thränen gestillet
Je des Geängstigten?

Von Goethe's Werken verstand er wohl nur diejenigen zu würdigen, in denen er das Feuer der Jugend fand, und seine Angriffe auf dessen andere Schriften beruhen nicht auf Geringschätzung, sondern auf dem Umstande, daß Goethe, der durch seine Fähigkeiten und sein Ansehen so hoch gestellt war, nie, weder seine Persönlichkeit, noch seine Stellung für irgendwelche Verbesserung der realen Lebensbedingungen in Deutschland eingesetzt hatte. Es hält nicht schwer, aus Börne's Schriften zahlreiche Effektstellen herauszuheben, in denen er die Menzel'sche Tonart anschlägt, wie z. B. in seinem „Tagebuch“ von 1830, wo er von Goethes Glück erzählt, daß er

mit seltenem Talent 60 Jahre lang die Handschrift des Genies habe nachahmen können ohne entdeckt zu werden; oder wenn er Goethe den gereimten Knecht, Hegel den ungereimten nennt. Um aber diese wilden und beklagenswerten Ausdrücke zu verstehen, muß man sich in Börne's Anklagepunkte gegen Goethe und Schiller hineinversetzen.

Er ging von der (wahrscheinlich ganz falschen) Grundvorstellung aus, Goethe hätte durch einen rechtzeitigen und beherzten Protest die Karlsbader Beschlüsse verhindern die Preßfreiheit und andere geistige Güter, welche die Reaktion jetzt dem deutschen Volke geraubt hatte, sichern können. Vor allem aber gab er seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß, wie immer auch das Ergebnis gewesen, es Goethes Pflicht gewesen wäre, zu protestiren. Aber was geschah statt dessen? Er sah den „Geheimrat von Goethe, den Karlsbader Dichter", wie er ihn in einem beißenden Wortspiel bezüglich seiner jährlichen Karlsbader Kur nennt, sich selbst als Diener unter anderen Dienern seines Fürsten bezeichnen („wir sämmtlichen Diener"); sah ihn in seinen Tag- und Jahresheften zugestehen, daß er durch das kleine, schlechte Stück „der Bürgergeneral" Abscheu vor der französischen Revolution habe einflößen wollen. Die ganze Freiheitskomödie geht hier aber darauf aus, den Bauer Martin um einen Topf Milch zu prellen. Er hörte ihn ferner bekennen, wie er, weit entfernt, sich der Sache Fichtes anzunehmen, als dieser als Jenaischer Professor angeklagt wurde, Atheismus zu lehren, vielmehr einen gewissen Unwillen über die Unannehmlichkeiten nährte, welche diese Angelegenheit dem Hofe verursachte „da uns Fichtes Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen beschwerende Anregung zugezogen." Endlich sah er Goethe ausdrücklich die Unterbrechung der friedlichen Zustände beklagen, als nach ausgesprochener Preßfreiheit in Weimar die Ankündigung von Okens „Isis" erschien — „und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden weiteren Folgen mit Schrecken und Bedauern voraussah."*) Auf gleiche Weise fühlte er sich getäuscht

*) Börne, gesammelte Schriften. Reclam Bd. III S. 216. 217. 222.

und gekränkt, als er las, wie Schiller, den er doch sonst hoch hielt, während der heißesten Tage der französischen Revolution in der Ankündigung seiner Zeitschrift „die Horen" schrieb: „vorzüglich aber und unbedingt wird sich die Zeitschrift Alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht." Er wußte und setzte es hinzu, daß auch Goethe ganz so dachte und sprach.

Dies muß man im Auge behalten, wenn man seine flammenden Worte — auflodernd durch eine Freiheitsbegeisterung, welche ungerecht macht — über Schiller und Goethe liest, seine Klagen darüber, daß Deutschlands größte Geister in ihrem Briefwechsel so klein seien, „so Nichts sind — nein weniger als Nichts, so wenig." Ueberhaupt ist für ihn, den überzeugten Demokraten das das Schlimmste, daß beide große Aristokraten sind und Schiller ein noch ärgerer als Goethe; denn Goethe hält es mit der vornehmen Gesellschaft, während Schiller nur mit dem Adel der Menschheit lebt. Nach Börnes Auffassung hätte Goethe ein Herkules sein können, welcher den Augiasstall seines Vaterlandes reinigte; „aber er holte sich blos die goldnen Aepfel der Hesperiden, die er für sich behielt."**)

Er vergleicht ihn im Geiste mit den großen Dichtern und Rednern anderer Länder, mit Dante, welcher für das Recht kämpfte, mit Alfieri, welcher die Freiheit predigte, mit Montesquieu, welcher seine „persischen Briefe" schrieb, mit Voltaire, welcher Allem trotzte und alle anderen Beschäftigungen einstellte, wenn es galt, einem Verfolgten zu Hilfe zu eilen oder das Andenken eines unschuldig zum Tode Verurteilten zu retten, mit dem Republikaner Milton, mit Byron, dessen Leben ein Kampf gegen kluge und dumme Tyrannei war — und ladet Goethe schließlich vor den Richterstuhl der Nachwelt. „Sie, die furchtbare, unbestechliche Richterin, wird Goethe fragen: Dir ward ein hoher Geist, hast Du je die Niedrigkeit beschämt? Der Himmel gab Dir eine Feuerzunge, hast Du je das Recht verteidigt? Du hattest ein gutes Schwert, aber Du warst nur immer Dein eigener Wächter."*)

*) Börne, ges. Schriften, Band I. S. 536, 568, 572.
**) Börne, ges. Schriften, Band I. S. 573.

Niemand wird leugnen können, daß Börne hier auf wunde Punkte in Goethe's Größe und auf die Grenzen seines Wesens gezeigt hat, wenn man auch behaupten muß, daß gewisse Vorzüge Goethes nur durch diese Mängel erkauft werden konnten, und daß er sich, schon um nicht von der Vielseitigkeit seines Genies zersplittert zu werden, eine strenge Begrenzung auferlegen mußte. Es lag eben nicht in seiner Natur, das zu thun, was Börne von ihm verlangte. Man muß aber auch Börnes relatives Recht würdigen, um ihm die heftigen und thörichten Ausdrücke zu verzeihen; denn er giebt seinem Unwillen gegen Goethe zu der Zeit Ausdruck, als sich einmal die Unterwerfung der französischen Regierung unter die Herrschaft der Börsenmatadore vollzog, dann aber die Unterdrückung des polnischen Aufstandes den Hoffnungen der Freisinnigen behufs Einwirkung der Julirevolution auf die europäischen Verhältnisse den entscheidenden Stoß gab, sodaß Börnes Geist verbitterter und leidenschaftlicher denn je wurde. Er bezeichnet Goethe jetzt als eine ungeheure h i n d e r n d e Kraft, als einen grauen Staar im deutschen Auge: „Es ist mir, als würde mit Goethe die alte deutsche Zeit begraben; ich meine, an dem Tage müsse die Freiheit geboren werden.*)

Den Siedepunkt erreichte jedoch sein Zornesausbruch, als er im Oktober 1831, nachdem er tagelang über den Gang der Dinge in Verzweiflung gewesen, und unter dem für ihn, dem ewig Hoffnungsvollen, doppelt schmerzlichen Eindruck, daß Frankreich verloren und die Reaktion siegreich war, Goethes Tages- und Jahreshefte las und über dessen „Gefühllosigkeit" entsetzt ward. Goethe erzählt hier bekanntlich, wie er im Jahre 1790 während seines Aufenthaltes beim Heere in Schlesien einige E p i g r a m m e verfaßte, dann, wie er in Breslau, wo ein soldatischer Hof glänzte, v e r g l e i c h e n d e A n a t o m i e studierte und wie ein Einsiedler in diesem Studium vertieft lebte, sowie endlich jene Begebenheit, die ihn zu letzterem veranlaßt hatte, den Fund eines halbgeborstenen Schafsschädels bei einer Abendpromenade am Meeresufer zu Venedig.

---

*) Börne, ges. Schriften, Band III. S. 54.

Börne schreibt hierüber: „Was? Goethe, ein reichbegabter Mensch, ein Dichter, damals in den schönsten Jahren des Lebens . . . Er war im Kriegsrate, er war im Lager der Titanen, da, wo vor 46 Jahren der zwar freche, doch erhabene Kampf der Könige gegen die Völker begann — und zu nichts begeisterte ihn dies Schauspiel, zu keiner Liebe, zu keinem Hasse, zu keinem Gebet, zu keiner Verwünschung, zu gar nichts trieb es ihn an, als zu einigen Stachelgedichten, so wertlos, nach seiner eigenen Schätzung, daß er sie nicht einmal aufbewahrte, sie dem Leser mitzuteilen. Und als die prächtigsten Regimenter, die schönsten Offiziere an ihm vorüberzogen, da . . . bot sich seinem Beobachtungskreise kein anderer, kein besserer Stoff der Betrachtung dar, als die vergleichende Anatomie? Und als er in Venedig am Ufer des Meeres lustwandelte — Venedig, ein gebautes Märchen aus Tausend und einer Nacht: wo Alles tönt und funkelt: Natur und Kunst, Mensch und Staat, Vergangenheit und Gegenwart, Freiheit und Herrschaft; wo selbst Tyrannei und Mord nur wie Ketten in einer schauerlichen Ballade klirren; die Seufzer-Brücke, die Zehenmänner; es sind Szenen aus dem fabelhaften Tartarus-Venedig, wohin ich sehnsuchtsvolle Blicke wende, doch nicht wage, ihm nahe zu kommen, denn die Schlange *österreichische Polizei* liegt davor gelagert und schreckt mich mit giftigen Augen zurück — dort, die Sonne war untergegangen, das Abendrot überflutete Meer und Land, und die Purpurwellen des Lichtes schlugen über den felsigen Mann und verklärten den ewig Grauen — und vielleicht kam Werthers Geist über ihn, und dann fühlte er, daß er noch ein Herz habe, daß es eine Menschheit gebe um ihn, einen Gott über ihm, und dann erschrak er wohl über den Schlag seines Herzens, entsetzte sich über den Geist seiner gestorbenen Jugend; die Haare standen ihm zu Berge und da, in seiner Todesangst, „nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen los zu werden" — — verkroch er sich in einen *geborstenen Schafsschädel* und hielt sich da versteckt, bis wieder Nacht und Kühle über sein Herz gekommen! Und den Mann soll ich verehren! Den soll ich lieben? Eher werfe

ich mich vor Fitzli-Putzli in den Staub, eher will ich Dalai-Lamas Speichel kosten! . . .*)

Börne hätte entschieden diesen Mann ehren müssen und gerade aus demselben Grunde, aus dem er seine Geringschätzung für ihn kundgiebt. Denn sein Ruhm strahlt wohl nirgends heller als in diesem Falle. Indem Börne hier zeigt, daß er sich wie alle anderen Besucher Venedigs in nichtssagenden Mondschein- und Sonnenuntergangsschwärmereien ergangen, und sich in Erinnerung an die Seufzerbrücke, die Vernichtung der Tyrannei, den Segen der Freiheit und in Alles, was da funkelt und tönt, versetzt haben würde — starrte Goethe auf den Schafsschädel. Und welche Bewandtnis hatte es denn damit? Derselbe war geborsten, und Goethe erkannte mit dem Seherblick des Forschers, welcher in die Tiefen der Natur, in des Lebens innerste Werkstatt, wo die Formen der Dinge entstehen, eindringt, jene große Wahrheit, die er vordem schon geahnt hatte: daß alle Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen entstanden seien. Und so hatte er auch auf dem Gebiete der Osteologie eine Entdeckung gemacht, welche mit derjenigen verwandt war, welche er schon früher in seiner Schrift über die Metamorphose der Pflanzen dargelegt hatte: er begründete die philosophische Anatomie wie er zuvor die philosophische Botanik begründet hatte. Börne begriff nicht, daß dieser Geist, dessen Lebenswerk einer der Grundpfeiler im modernen Weltenbau wurde, hier mit seinem Sinn für Einheit in der Verschiedenheit der Formen, durch seine heilige Einfalt an die ältesten Erforscher der Wissenschaft im Altertum, an einen Thales, einen Heraklit, erinnert.

Wie man gesehen, können Börnes Angriffe auf Goethes Menschenwert nicht gleichbedeutend mit denjenigen Menzels betrachtet werden. Sie sind nie boshaft, geschweige gemein. Sie charakterisieren sicherlich Börne weit schärfer als Goethe, während sie doch hier und da wunde Punkte bei dem großen Manne berühren; immer aber, selbst wo sie am meisten gegen Börnes Intelligenz sprechen, legen sie Zeugnis ab von der

---

*) Börne, ges. Schriften, Band III. pag. 214.

Reinheit seines Charakters. Sie vermochten nicht, die Bewunderung für Goethes Genie anzufechten. Es würde ebenso widersinnig sein, Goethe mit Börnes falschem, politischem Zollstock von 1830 zu messen, als Börne selbst mit dem falschen deutschen Maßstabe von 1870, wie man es heutzutage fertig bringt, indem man ihn zu demselben schlechten Patrioten stempelt, für den er Goethe ansah. Es war naturgemäß, ja notwendig, daß Börne Goethe geringschätzen mußte. Man versteht vollkommen dieses sein Nicht-Verstehen, wenn man auch nicht seinen Unwillen teilt. Und man kann in vollem Maße das brausende Pathos, die Sprünge seines Witzes und die schneidende Schärfe in seinen Schriften würdigen, und braucht dennoch keineswegs über den zischenden und schillernden Kaskaden seiner Prosa die Ausdehnung und Tiefe jenes stillen Ozeans zu vergessen, der Goethe heißt.

9.
Börne und Jeanette Wohl.

Börne steht mit seinen Briefen aus Paris und besonders mit dem ersten Bandes dieses Werkes auf der Höhe seines Dichterruhmes. Weder Bücher, Abhandlungen, noch Untersuchungen war er zu schreiben im Stande, und für seine Stimmungs- und Gedanken-Ausbrüche war keine andere Form so passend als die Briefform. Und dies sind wirkliche Briefe, keine Zeitungsartikel oder an irgend ein Blatt gerichtete Korrespondenzen, nein Briefe, die er anfänglich auch ohne Absicht der Veröffentlichung an eine Freundin richtete. Diese erst ergriff die Initiative und erbat sich Börnes Einwilligung, versuchsweise aus den empfangenen Mitteilungen diejenigen auszuwählen, die etwa für einen größeren Kreis Interesse haben könnten.

Der Name dieser Dame war Frau Jeanette Wohl. Sie nimmt in Börnes Leben einen sehr großen Platz ein, wenn auch vielleicht nicht einen so großen, wie er in ihrem Leben. Denn seit dem Jahre 1816, da er sie kennen lernte, bis zu

seinem Tode, also volle 20 Jahre, hatte er ihr sein Vertrauen geschenkt und kaum je einen Schritt gethan, ohne sie um Rat zu fragen — und in dieser ganzen Zeit waren seine Schriftstellerthätigkeit, sein Gesundheitszustand, sein tägliches Leben der Mittelpunkt ihres Daseins.

Als sie sich zuerst sahen, war er 30 Jahre, sie 33 Jahre alt. Sie war damals mit einem reichen Manne verheiratet, mit dem sie jedoch unglücklich lebte, und von welchem sie sich, nachdem sie ihn während einer langwierigen Krankheit gepflegt hatte, ohne weder einen Teil seines Vermögens anzunehmen, noch seinen Namen behalten zu wollen, scheiden ließ. Wenn Börne mit ihr am selben Orte lebte, so las er ihr Alles, was er schrieb, vor; lebten sie in verschiedenen Städten, so war sie es, welche ihn zur Arbeit anspornte, eifrig besorgt dafür, daß er Ruhm gewinne und sich seine Unabhängigkeit sichere; oder aber, wenn sie befürchtete, daß er zu fleißig sei, und daß seine stets zweifelhafte Gesundheit darunter leiden könne, so ermahnte sie ihn, sich seine Pflichten gegen die Verleger nicht so sehr zu Herzen zu nehmen und flehte ihn an, sich die so nötige Ruhe zu gönnen.

In ihrer großen Besorgnis für seine Ehre verbrachte sie manche Zeit in Angst und Aufregung, wenn es ihr schien, als entzöge er sich seinen Verpflichtungen gegen das Publikum. Als Börne einmal Vorausbestellungen von Abonnenten der „Wage" auf den zweiten Band dieser Zeitschrift angenommen, aber nach Herausgabe von nur fünf Heften eine längere Pause eintreten ließ, weil ihm die Arbeit lästig war und er sich auch momentan in Geldverlegenheit befand, so daß er sich mit einer lohnenderen Arbeit befaßte, hielt sie ihm in ihren Briefen, welche er stets in Aufregung, die oft fieberartig wurde, erwartete, mit der Erfindungsgabe und Ausdauer eines besorgten Weibes in den verschiedensten Wendungen und Formen die „Wage" vor Augen! Sie bat und drohte, ermahnte und neckte und sandte ihm vier große Seiten, auf welcher nur die Worte „Die Wage" standen.

Dahingegen ist sie aber auch ebenso oft einzig und allein davon erfüllt, ihn zu zerstreuen und zu unterhalten, vor-

Ueberanstrengung zu bewahren und ihm seinen guten Humor zu erhalten. Wurde er weit fort von ihr ernstlich krank, so kannte sie nur die eine Sorge, wie sie ihn pflegen könne. Einmal war sie sogar hierzu fest entschlossen und dadurch ihren guten Ruf aufs Spiel zu setzen; sie wußte recht gut, daß die Welt nicht daran glauben würde, daß es nur Freundschaft sei, was sie verband.

Es war in der That ein Gefühl, welches zwischen Freundschaft und Liebe die Mitte hielt, wofür der Sprache die Bezeichnung fehlt. Unter Jeannettens Nachlaß fand man ein gewöhnliches Gesindebuch, auf dessen Titelblatt Börne im November 1818 seinen Namen und sein Signalement geschrieben hatte. Auf dem ersten Blatte steht:

Trat in Dienst wann?	Bei wem?	Auf wie lange?	In welcher Eigenschaft?	Trat aus wann?
15. Jan. 1818.	Frau Wohl.	auf ewig.	als Freund.	an seinem Sterbetage.

Lakonischer kann man eine ohne jedes gesetzliche Band bestehende lebenslängliche Neigung nicht ausdrücken! Und die letzten Worte gingen buchstäblich in Erfüllung; denn Jeannette war dasjenige lebende Wesen, auf deren Gestalt des Sterbenden letzter Blick ruhte, und an sie richtete er auch seine letzten Worte: „Sie haben mir viel Freude gemacht."

Jeannette Wohls wohlgetroffene Bilder zeigen, wie auch Börne selbst bestätigt, ein Weib mit länglichem Antlitz, regelmäßigen, ansprechenden Zügen, hoher Stirn, seelenvollem, schön geschnittenem Mund und etwas Funkelnd-Innigem im Blick; das starke Kinn verrät Energie. Ihre Stimme soll ungemein wohlklingend gewesen sein. Sie war keine ausgeprägt originelle, noch weniger eine produktive Natur, aber sie war eine jener Frauen, welche in ihrer Zuneigung für einen Mann vollständig aufgehen können. Sie besaß Börne als Schriftsteller gegenüber die für ein Weib so natürliche Eigenschaft, dem Manne Vertrauen zu sich selbst einzuflößen, und sie hat seine eigenen, verkleinernden Aeußerungen über seine Fähigkeiten und Verdienste ebenso übel aufgenommen, als wären sie

von Anderen gesagt worden. Sie war sein Trost in Menschengestalt. In ihr hatte er das Wesen gefunden, auf das er unbedingt zählen, der er Alles anvertrauen konnte ohne Gefahr, je mißverstanden, geschweige denn verraten oder blosgestellt zu werden — und so richtete er seine ganze Schriftstellerthätigkeit an sie. Sie war ihm die Abbreviatur des idealen Publikums, für das er schrieb.

In einem seiner vertraulichen Briefe hat er sein Gefühl für Jeanette mit einer Stelle in der „Neuen Héloïse" charakteristisch erklärt. Dieselbe lautet „Es ist jene rührende Vereinigung von lebendiger Empfänglichkeit und unveränderlicher Milde, jenes so zärtliche Mitleid mit den Leiden Anderer, jener sichere Verstand und auserlesene Geschmack, der eine Folge der Seelenreinheit, mit einem Worte, die Anmut der Empfindungen ist, die ich bei Ihnen anbete." Und daß er eine nicht minder starke Anziehung, wie er selbst sie empfand, ausübte, erfährt man, wenn man liest, wie Jeanette im Jahre 1833 (17 Jahre nach Beginn ihrer Bekanntschaft) die Aufregung, in der sie sich zur Zeit des Eintreffens der Post befindet, als eine fixe Idee, eine chronische Krankheit bezeichnet: sie hat an dem Tage ihre Arbeit unterbrechen und sich auf das Ruhebett legen müssen, und als der Brief kommt, weint sie vor Freude.

Sie ordnet für ihn seine Geldverhältnisse, macht Berechnung über seine Honorare und erhebt seine Polizeipension. Als er einmal lebhaft eine Reise nach Italien erwünschte, jedoch keine Mittel dazu besaß, nahm sie, in der Hoffnung, ihm den Betrag zu gewinnen, ein Lotterielos; als diese Hoffnung fehlschlug, wollte sie ihr Klavier veräußern, konnte aber die nötige Summe nicht dafür erhalten.*) Und dies alles ohne eigentliche Erotik. Ja, ihre Freunde glaubten, daß sie im Stande wäre, noch weit mehr für ihn zu thun. Denn als sie auf den Gedanken kam, daß Börne die an sie gerichteten Briefe durch den Druck

*) Als Börne dies erfuhr, schrieb er: „Schon viele Menschen sind aus Liebe wahnsinnig geworden, aber aus Menschenliebe ist es noch keiner. Nur Sie waren dazu fähig . . . Es ist ein Glück, daß sie nie den Mann Ihres Herzens gefunden — Sie können den Wein nicht einmal unter Wasser vertragen."

veröffentlichen sollte und zu einer Kousine die in ihr aufgetauchte naive Bedenklichkeit äußerte, ob man Briefe veröffentlichen könne, deren Empfänger noch nicht tot sei, antwortete die Gefragte, daß sie es Jeanette recht gut zutrauen würde, daß sie sich, um Dr. Börne nützlich zu sein, begraben ließe.

Oft machten sie zusammen Reisen, zuweilen wohnten sie, wie es scheint, zusammen — aber nie wechselte ihr Verhältnis den Charakter. Es ist wahrscheinlich, daß Börne in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft versucht hat, die Freundin zur Ehe zu bewegen; dieser Versuch aber scheiterte an ihrer, später auch von ihm geteilten Furcht, daß ihr Verhältnis zu einer alltäglichen Ehe herabsinken und seine Schönheit verlieren könnte. Es scheint aber doch kaum erklärlich, und dies umsoweniger da beide frei und Herren ihrer Person waren, daß das Verhältnis sich so lange auf demselben Standpunkt erhalten konnte, wenn hier nicht, eine, wenn auch noch so schwache und unbewußte physische Antipathie oder Kälte auf der weiblichen Seite oder auf beiden geherrscht hat. Ein äußeres Hindernis für ihre Heirat bestand ganz sicher darin, daß Börne der Konfession nach Christ, Jeanette Jüdin war, und daß ihre Mutter entschieden gegen der Tochter Uebertritt zum Christentum, wie auch die Erlaubnis zu einer gemischten Ehe zu jener Zeit sehr schwer zu erlangen war. Diese Schwierigkeit war jedoch nicht das entscheidende Moment. Jeannette sagt selbst in ihren Briefen, daß es, um Börne zu heiraten, „mehr Mut und mehr Selbstvertrauen" erfordere, als sie besitze; und wir sehen ihn, den wir als einen so tief verliebten Jüngling kennen gelernt haben und der zeitlebens durch ein eifersüchtiges Temperament zu leiden hatte, sich schnell in diesem Verhältnisse zur Höhe reiner Neigung erheben, so daß er häufig Jeanette in ihrem Interesse aufforderte, einen Mann zu heiraten, der ihrer würdig sei und ein glückliches Heim zu gründen.*)

*) Börne schreibt ihr im Jahre 1821 als Antwort auf ihre oben angeführten Worte: Ich schwöre es Ihnen bei dem allmächtigen Gott, daß, so heiß ich auch den Wunsch hegte, Sie zu besitzen, und so oft ich ihn auch ausgesprochen habe, ich immer dabei mehr an Ihr Glück als an das meine gedacht. Meine Liebe zu Ihnen macht mich glücklich; was

Sein aufrichtiges Wort in einem dieser Briefe, daß sie Beide in ihrer gegenseitigen und so eigenartigen Liebe durch ihre Heirat mit einem andern Manne nichts verlieren würden, ging auch als eine Seltenheit in Erfüllung. Als Jeannette in ziemlich vorgeschrittenem Alter von einer echt irdischen Liebe erfaßt wurde und einen bedeutend jüngeren Mann heiratete, war es die gemeinsame Begeisterung für Börne, welche das Paar zusammenführte. Und in Jeanettens Antwort auf den Freiersbrief kommt auch eine Stelle über Börne vor, welche in ihrer schlichten Beredtsamkeit so charakteristisch ist, daß sie in dieser Analyse seines Menschenwesens und seines Schriftstellerlebens nicht fehlen darf. Sie schreibt:

„Der Doktor hat Niemand auf der Welt, als mich, ich bin ihm Freundin, Schwester, alles, was sich mit diesem Namen Freundliches, Teilnehmendes, Wohlwollendes im Leben geben, bezeichnen läßt. Wollten Sie ihm das mißgönnen? — der nichts weiter hat im Leben und sich mit dem Schicksal abgefunden hat . . . ja sich sogar dabei glücklich fühlt? . . . Ich kann mir's nicht anders denken: der Doktor muß bei uns sein können, wann, wo und so oft und für immer, wenn er es will — ich kann jetzt nicht Sie sagen, das Herz ist mir zu voll — kannst Du Dir es anders denken — dann ist alles anders, wie ich es mir dachte. Ich! Wir! sollten einen Mann wie den Doktor verlassen können — er wäre ein aufgegebener, verlorener Mann! Lieber alles verlieren, lieber nicht leben, als das auf mein Gewissen laden, auch könnte ich es nicht, wenn ich auch wollte . . . Schon diese wenigen Worte, die ich darüber geschrieben, haben mich zittern und leichenblaß gemacht. Denn nichts kann mich tiefer erschüttern, als auch nur der leiseste Gedanke an einen Verrat, nur der leiseste Gedanke der

---

hätte mir die Ehe mehr geben können, da sie jene nicht vermehren konnte? Ja ich war immer besorgt, wenn ich es Ihnen auch nicht gestand, die Ehe möchte unser schönes Verhältnis herabziehen in das Leben der gemeinen Wirklichkeit. Aber ich dachte, was ich noch denke, Sie würden dabei gewinnen und dieses hätte auch mittelbar mein Glück erhöht. Es ist also nichts, was Sie abhalten sollte, eine Verbindung mit einem andern Manne zu schließen. Sie und ich wir verlören nichts dabei.

Untreue an der Treue. So lange ich lebe, bis zum letzten Atemzuge werde ich für Börne die Treue, die Liebe und Anhänglichkeit einer Tochter zu ihrem Vater, einer Schwester zu ihrem Bruder, einer Freundin zu ihrem Freunde haben. Wenn Du das Verhältnis nicht auffassest, nicht begreifst, mich nicht genug kennst . . . so ist alles aus und Nacht. Ich kann nicht weiter schreiben. Es ist gut. Jetzt ist es überstanden."*)

Es zeigte sich bald, daß Strauß, Jeannettens zukünftiger Mann nicht nur in allem auf ihre Gemütsweise einging, sondern sie auch teilte. Er wurde Börne ein treuer Freund. Im Sommer 1833 lebte Börne fünf Monate bei dem Paare in der Schweiz. Als sie sich seinethalben in Paris niederließen, lebte er vom Ende des Jahres 1833 bis an seinen Tod mit ihnen zusammen, im Winter in Paris, im Sommer in Auteuil. Außer Heine hat sich Niemand ein zweideutiges Wort über dies Verhältnis erlaubt. Diese unselige Stelle in seinem Buche „Ludwig Börne" veranlaßte das bekannte Duell mit Strauß, in dem Heine verwundet wurde. Heine hat später aus eigenem Antrieb jene Stelle ausgestrichen. Aus Aerger und Verdruß darüber, wie sehr diese Schrift über Börne seinem Ruhme geschadet, bezeichnete er in Gesprächen Jeanette gern als das häßliche Weib, welches, als er als deutscher Lieblingsdichter seinen Triumphzug hielt, quer über seinen Weg, ihm Unglück verkündend, schritt und Schuld daran ward, daß er zurückweichend, seinen schönen Lorbeerkranz im Kote verlor.*)

Gewiß ist, daß Jeanette Heine seine unverzeihliche Verunglimpfung nie vergaß, doch Niemand war weiter davon entfernt, eine Megäre zu sein, als sie. Es erfüllte sich fast, was Börne Jeanette, über deren mangelhafte Orthographie er sich lustig zu machen pflegte, einmal schrieb, daß in dem soeben von ihr erhaltenen Briefe mehr Fehler enthalten seien, als sie selbst besitze: einer.

In ihren Ansichten kann man Börnes politische Entwickelungsstufen verfolgen. Nach der Julirevolution ist auch

---

*) Vergl. Westermanns Monatshefte. April 1887.

**) Alfred Meißner, Erinnerungen. S. 79 ff.

sie radikal-demokratisch. Ihr Biograph, Schnapper-Arndt, hat dies vortrefflich folgendermaßen ausgedrückt: Sie denkt zumeist mit Börne, zuweilen wider Börne, selten aber ohne ihn. Ganz selbständig schien sie jedoch in ihrer rein glühenden Sympathie für das polnische Volk, während des polnischen Aufstandes zu sein, so daß sie ihm in leidenschaftlicher Weise heftige Vorwürfe darüber machte, wie er in solcher Zeit über die italienische Oper in Paris schreiben möge. Die polnischen Sensenmänner, die polnische Freiheit — daneben klingt ihr nichts anderes. Sie meint, Alle müßten helfen und giebt selbst ihre Wertgegenstände zum Besten der Polen, und nichts gleicht ihrem Schamgefühl, als die Deutschen zuerst für die Sache Polens Gleichgültigkeit zeigen, nichts ihrer Freude, als ein Sturm von Sympathie und Begeisterung durch das deutsche Volk zieht und sie Börne hiervon die Zeugnisse mitteilen kann.

10.

Börne. Die „Briefe aus Paris.“

Der Aufstand in Polen, welcher vom Winter 1830 bis zum Sommer 1831 dauerte, wurde von fast allen europäischen Nationen mit der lebendigsten Teilnahme verfolgt. Alle wußten, daß die Polen dafür kämpften, ob Absolutismus oder Völkerfreiheit für die Zukunft in Europa herrschen sollte. Mit äußerster Spannung verfolgte man daher die Stellung der streitenden Parteien, jeder Polensieg wurde mit Jubel begrüßt, jede Niederlage von Volkstrauer begleitet. Als man schließlich sah, daß die Polen nicht imstande sein würden, allein, mit eigenen Kräften zu siegen, liefen zahlreiche Adressen von den Unterthanen bei den verschiedenen deutschen Regierungen ein, daß man den Polen beistehen möge. Die Deutschen hatten damals die Eigenschaft, die ihnen Bismarck in späterer Zeit als Fehler vorgehalten hat: sich beinahe mehr für eines fremden Volkes Wohlfahrt als für ihre eigene zu interessieren, selbst dort, wo fremdes Wohl nur auf Kosten des deutschen Machtbereiches zu erkaufen war. Unter ihm haben sie diesen Fehler abgelegt.

Nachdem für die Polen Alles verloren war, suchte die deutsche Bevölkerung wenigstens sein Mitgefühl an den Tag zu legen und erwies den polnischen Truppen auf ihrer Wanderung durch Mitteleuropa nach Frankreich eine so umfangreiche Gastfreundschaft als nur möglich. Ueberall wurden sie mit Wärme empfangen; fast jede deutsche Stadt besaß ihr Komitee, welches Geld für die Polen sammelte und deren Weiterkommen besorgte. Jeannette Wohls Briefe an Börne enthalten so manchen feinen und bezeichnenden Zug aus der Geschichte dieser Periode. Sie erzählt, wie polnische Offiziere, welche auf dem Main von Hanau nach Frankfurt kamen und von Hanauer Enthusiasten begleitet waren, ihren Einzug vom Schiffe aus unter Musik und Böllerschüssen hielten. Sie wurden von starken Schlächterarmen durch die Volksmenge getragen. Man sieht ferner aus ihren Briefen, daß sich, so oft ein Zug Polen durch die Stadt kam, alle Häupter vor ihnen entblößten. Die Stadt bezahlte ihren Aufenthalt in den Gasthäusern. Als in einem derselben ein verwundeter polnischer Offizier starb, begleiteten ihn Tausende, darunter auch das Frankfurter Bürgermilitär, zum Grabe. Ein Goldarbeiter faßte einen Granatsplitter, welcher einen polnischen Offizier verwundet hatte, in Form eines kleinen Schwertes, besetzte es mit Diamanten und verehrte es demselben.

Mit Polen fiel das Bollwerk gegen den Einfluß des russischen Absolutismus in Deutschland. Seine Niederlage war zugleich diejenige der Vorkämpfer für Volksfreiheit in allen Staaten. Der Eindruck war erschütternd.

Ein Mann, der in Bremerhaven wohnte, als die Höllenmaschine des Massenmörders Thomas explodierte, erzählte, daß unmittelbar, nachdem er das Krachen dieser fürchterlichen Explosion vernommen hätte, eine abgerissene blutige Hand durch ein offenstehendes Fenster zu ihm hereingeflogen und auf den Schreibtisch, an dem er gesessen, niedergefallen sei. Ebenso wirkte die Einnahme Warschaus auf die deutschen Schriftsteller. Die abgeschlagene Hand des verstümmelten Polens fiel ohne jede Warnung auf ihren Schreibtisch nieder. Heine schreibt in seiner Vorrede zu Kahldorfs Buch über den

Adel im Jahre 1831: „Ist es mir doch, während ich dieses schreibe, als spritzte das Blut von Warschau bis auf mein Papier und als hörte ich den Freudejubel der Berliner Offiziere und Diplomaten."

Die drei Teilungsmächte waren gar schnell bei der Hand, diesen Sieg zur Ueberwältigung des bestürzten europäischen Liberalismus zu benutzen, und zwar gleichzeitig in vier Ländern: in Deutschland, wo der Bundestag eine größere Reaktion herbeiführen und Preußen und Oesterreich sie vollziehen sollten; in Italien, welches wieder von Oesterreich besetzt, in Portugal, wo Dom Miguel gegen seinen Bruder geholfen, und in den Niederlanden, wo der König von Holland gegen das aufrührerische Belgien gestützt werden sollte.

Sofort nach Unterdrückung des polnischen Aufstandes wurde von Petersburg eine Note an die deutschen Regierungen gerichtet. Rußland forderte sie darin auf, die revolutionäre Geistesrichtung in ihren Staaten im Zaume zu halten und bot hierzu seine Hülfe an. Die Zensur wurde verschärft, liberale Tagesblätter und Zeitschriften unterdrückt, während die Kammern der süddeutschen Staaten protestirten und die freisinnige Presse trotz aller Verwarnungen und Drohungen mit jedem Tage eine leidenschaftlichere und rücksichtslosere Sprache führte. Man hatte nämlich bis jetzt geglaubt, daß die Fürsten nur durch ihre Umgebung daran verhindert würden, dem Volke all das Gute zu gewähren, was es erwünschte. Dieser Glaube schwand nun. Man neigte im allgemeinen zu der Ansicht, daß die Vereinigung der deutschen Lande zu einem einzigen konstitutionellen und vor allem freisinnigen Staate nahe bevorstehend sei. Da man in politischer Hinsicht wenig vorausblickend, dagegen in allerhand optimistischen Anschauungen herangebildet war, so konnte man es sich nicht vorstellen, daß eine solche Bewegung, wie sie von der Julirevolution hervorgebracht war, sich wieder verlieren könnte, ohne das geringste politische Resultat ergeben zu haben. Die Verfechter des Liberalismus hatten die „Fortschrittsidee" als Religion gepredigt; man glaubte eben, daß der Fortschritt unbedingt siegen und selbst jeder Reaktionsversuch ihm schließlich zu Gute kommen müsse.

In dieser Stimmung wurden die ersten Bände von Börnes Briefen aus Paris, die ihm die große Popularität einbrachten, aufgenommen. Sie wurden sofort verboten (November 1831.) Dies Verbot und die Schmähworte, mit denen Börne von seinen Gegnern überhäuft wurde, vermehrten das Aufsehen, welches das Buch mit seiner freien Sprache erregte.

Der Stil, welcher bei Börne früher durchweg humoristisch war, ist es hier nur vereinzelt. Selten aber findet man hier jenen feinen, ergebenen Humor, der z. B. die typische Schilderung seiner nächtlichen Verhaftung und Gefangenschaft in Frankfurt im Jahre 1820 auszeichnet. „Ein Stiefelknecht wurde mir verweigert, um das traurige Bild knechtischer Dienstbarkeit fern zu halten. Messer und Gabel durfte ich nur im Beisein der Aufseher gebrauchen, damit ich mir kein Leid anthue. Schreibzeug und Papier wurde mir erst auf wiederholtes Bitten verabreicht und letzteres zugemessen. Man fürchtete, ich möchte durch vieles Sitzen und Schreiben meiner Gesundheit schaden. Jeden Abend untersuchte ein Wächter mit einer Laterne den Ofen, um zu sehen, ob er nicht etwa rauche und meinen schönen Augen lästig fiele, und das Gitter am Fenster, damit kein Dieb von Außen hereinsteigen könne, um mich zu bestehlen" usw.

Nur in der allerersten Zeit seines Pariser Aufenthaltes hält ihn sein Enthusiasmus über die vermeintlich wiedergewonnenen Resultate in einem beständigen Freudenrausch, so daß er noch leicht und frei scherzt, wie z. B. über die vielen Fürsten Heinrich von Reuß, Greiz, Schleiz, welche jetzt durch die Revolution in Gera für all die Qual gestraft würden, die sie ihm während seiner Schulzeit verursacht hatten, als er ihre Nummern lernen mußte. Bald jedoch weicht der Scherz aus seinem Briefton und von dem alten Stil bleiben nur die energischen, treffenden Gleichnisse zurück.

Das Grundgefühl, wenn er an sein Vaterland denkt, ist Scham: Engländer, Holländer, Spanier, Italiener, Polen und Griechen haben in den Julitagen für die Freiheit der Franzosen mitgekämpft, die ja die Freiheit aller Völker bedeutete, aber keine Deutschen. Deutschland wird mit seiner Rechtspflege, seiner Zensur, seinen Zünften, bald Europas Antikenkabinet

werden. Das Aergste ist ihm jedoch der loyale und unterthänige Geist in Deutschland: „Die Spanier, Italiener, Russen und andere sind Sklaven, die Völker deutscher Zunge sind Bediente. Aber Sklaverei macht nur unglücklich, erniedrigt nicht; doch Dienstbarkeit erniedrigt." (25. Jan. 1831.) Bei einem „Welt-Essen" in Paris, wo Freisinnige aller Völker sprachen, hat er aus nationaler Scham sich nicht zu erheben und für Deutschland zu sprechen gewagt. Er dachte, daß dieser Pole und Spanier, welche sprachen, ein Volk, ein Vaterland repräsentirten. „Aber was repräsentire ich, an welche Thaten soll ich erinnern? Ich stehe allein, ich bin ein Lakai und trage, wie alle Deutsche, die Livrée des Grafen Münch-Bellinghausen." (14. Dezb. 1831.)

In naher Verbindung mit diesem Schamgefühl steht eine Reizbarkeit, eine Neigung zur Entrüstung über Alles und Alle, welche in ihrer Maßlosigkeit eine gewisse Schwäche und etwas Krankhaftes aufweisen. Alles ist „zum Rasendwerden"; Alles, vom Größten bis zum Geringsten, von des Volkes Langmut und Saumseligkeit, einen Aufstand ins Werk zu setzen, bis zu einem unhöflichen Schreiben Spontinis an die Berliner Kapelle, von einem Vorschlage zu einer freigebigen Zivilliste für Louis Philipp bis zu einem unvollständigen Konversationslexikon! Allmählich sucht er Aerger förmlich als einen Nahrungsstoff für seine Entrüstung auf. Daher Wendungen, wie „ich bin vergnügt, denn ich habe mich geärgert", oder „Sie können mir keine größere Freude bereiten, als wenn Sie mir deutsche Dummheiten mitteilen."

Doch Scham und Zorn gehen in den ersten Jahren nach der Julirevolution in einem Meer von Hoffnungen unter, welches wie bei einem Orkan braust. Er hegte die feste Ueberzeugung, daß bald ein Weltbrand entstehen und darauf ein Sieg der Freiheit folgen müsse, ähnlich, wie die ersten Christen an einen nahe bevorstehenden Weltuntergang und das Gericht mit Errettung der Auserwählten und Verdammung der Verstockten glaubten. Er ist in einem Zustand der Erbitterung, der es ihm unmöglich macht, der Geschichtsschreiber seiner Zeit zu sein, aber zum Propheten fühlt er sich berufen, und, wenn nötig, „zwölf Bände durch". (30. Jan. 1831.)

Ach, nur die pessimistischen Propheten bekommen stets, früher oder später, Recht! Und Börne war ein optimistischer Prophet, ein Enthusiast, der stets in dieselbe Naivetät verfiel, das zu glauben, was er wünschte. Das französische Beispiel hatte ihm den Glauben beigebracht, daß die letzte Stunde der Reaktion jetzt gekommen sei. Er macht sich ernstlich darüber Vorwürfe, daß er sich schäme, die Hand dieses oder jenes Franzosen zu küssen, die Hand, die unsere Ketten zerbrochen, die uns freigemacht, die uns Knechte zu Rittern geschlagen." (17. Sept. 1830.) Und er weiß, daß das Ende nahe ist. Karl X. hatte irgendwo einen Grundstein gelegt und Börne meint, hieran anknüpfend, daß die Könige jetzt aufhören sollten, sich dadurch lächerlich zu machen, daß sie noch beständig Grundsteine zu Gebäuden legten. Sie thäten besser, den letzten Ziegel auf dem Dache anzunageln. Denn die Zeit sei nahe, wo die fürstlichen Köche Morgens fragen würden: „Wem decken wir das wohl Mittags?" (19. Sept. 1830.) Auf die Frage, was er erwarte und denke, antwortete er einen Monat später, daß er die feste Ueberzeugung hege, daß ganz Europa im nächsten Frühjahre in Flammen stehen werde. Er bedauert die Diplomaten und hat Mitleid mit ihnen. Als der polnische Aufstand losbricht, glaubt er wohl nicht, daß es den Polen so leicht wie den Belgiern glücken werde, ihre Sache durchzusetzen, da die Russen zu mächtig seien, doch hofft er, daß es gehen wird. Aber gleich einem Refrain kehrt die Wendung bei ihm wieder, daß sich jetzt allmählich alle europäischen Staaten befreien werden und nur Deutschland werde in seinem jämmerlichen Zustande verbleiben. Und doch! zuweilen schaut er auch Deutschlands Erhebung im Geiste. Als die Cholera in Moskau wütet, glaubt er Gottes Finger darin zu erblicken, „das ist wieder Gottes nackte Hand! Die Fürsten werden gehindert, große Heere zusammenzuziehen und thun sie es doch . . . Es ahnet mir, nein ich w e i ß es: die Pest wird vermögen, was nichts bis jetzt vermochte: sie wird das trägste und furchtsamste Volk der Erde antreiben und ermutigen". (3. Nov. 1830.) Nach und nach steigt auch sein Glaube an den Sieg der Polen, denn er urteilt, daß man stets siege,

wenn man nur die Wahl zwischen Sieg und Tod habe; und zur Jahreswende 1830 ist er vom Untergang der Fürsten so überzeugt, daß seine „bescheidenen“ Wünsche für die Freundin zum neuen Jahre die sind, daß es ihnen beiden in demselben besser gehen möge, als Kaisern und Königen. Er wird seinem Diener sagen: „Wenn ein Kaiser kommt, sehen Sie ihm auf die Hände und lassen ihn nicht allein im Zimmer“, und er schließt mit der Versicherung, daß im Jahre 1831 ein Dutzend Eier teurer sein werden als ein Dutzend Fürsten. (28. Dez. 1830.)

In seinem Briefe vom 8. Jan. 1832 erklärt er, daß, wenn die Polen sich nur nicht in Gefechte auf dem offenen Lande einlassen, die Russen, „wenn auch noch so mächtig“, verloren seien, außerdem führt er noch an, daß die Franzosen den Polen mit bewaffneter Hand zu Hilfe kommen würden: „Frankreich wäre ja ganz von Sinnen, wenn es diese Gelegenheit, Rußland zu schwächen, die nicht zum zweiten Male wiederkehrte, ungebraucht vorübergehen ließe.“ Am 11. Februar ist er seiner Sache ganz sicher: Es giebt bestimmt Krieg. Er hat zwar keinen Tag daran gezweifelt, aber Viele, welche jetzt ihre Meinung geändert, wollten nicht daran glauben. Er bricht in den Freudenruf aus: „Den Polen ist wieder eine Hilfe von oben gekommen; man hat hier ziemlich sichere Nachrichten, daß in einigen russischen Provinzen ein Aufruhr ausgebrochen.“ Am 6. März, als es bedrohlich genug für Polen aussah, erregte eine neue falsche Nachricht ihm Freude. Ein Pariser Handelshaus hatte die Mitteilung erhalten, daß die Russen gänzlich zersprengt, und, „was alles entscheide“, daß Lithauen hinter deren Rücken aufgestanden wäre. Er jubelte bereits. In Zukunft würde man jedem Tyrannen mit den Polen drohen, wie man unartigen Kindern mit dem Schornsteinfeger ängstige. Nikolaus habe geprahlt, daß er die Polen wie ein Knäuel Zwirn zusammenwickeln wolle — nun sei der Knäuel zur Bombe geworden, die ihn zerschmettert habe! Börne phantasiert dann noch über eine hierauf bezügliche Illumination von Paris. Am 18. März, als er nicht mehr an die Wahrheit jener günstigen Nachricht glauben kann, jagt er bereits einer neuen Chimäre nach: Alles gehe gut, denn

jetzt sei in Frankreich selbst eine neue Umwälzung nahe bevorstehend: „Die Lage der Dinge ist hier jetzt so, daß ich jeden Tag, ja jede Stunde den Ausbruch einer Revolution erwarte. Nicht vier Wochen kann das so fortdauern . . .“

Es ist ja sicherlich ein großer Beweis von Börnes Ehrlichkeit, daß er der Freundin gestattete, seine Briefe so abdrucken zu lassen, wie sie ihm aus der Feder geflossen, ohne den geringsten Versuch zu einer Redaktion zu machen, um diejenigen Stellen, denen die Thatsachen sofort ein kräftiges Dementi gaben, zu streichen oder zu mildern; doch stärkt dies unmöglich das Vertrauen zu seiner politischen Urteilsfähigkeit.

Zuweilen wird der Widerspruch zwischen dem, was er prophezeite und dem, was geschah, so auffällig, daß die Wirkung komisch ist. So will Börne (25. Dez. 1830) über Lafayettes Unentschlossenheit verzweifeln: „Er, wenn er wollte, könnte alles durchsetzen. Er brauchte nur zu drohen, er würde das Kommando der Nationalgarde niederlegen und sich zurückziehen, und der König, die Minister und die Kammer müßten nachgeben.“ Am Tage darauf (26. Dez.) teilt er ganz trocken mit, daß man Lafayette seines Kommandos entsetzt und daß kein Hund darüber gebellt habe. — Wunderbar! sagt sich der Leser, wie ein so leidenschaftlicher politischer Beobachter nie den Drang gefühlt hat, politische Studien zu treiben und erst nach gewonnener Einsicht zu urteilen; aber er begnügt sich und ist stets mit diesem rein feuilletonnistischen Gefühlsausbruch zufrieden, der heute wahr ist und morgen in den Ofen wandert.

Was Börne beständig in die Irre leitet, ist sein schon berührter naiver und fanatischer Optimismus, der stets aufs neue einen Grund findet, warum das Schlechte, was geschieht, doch das Beste sei. Im März 1831 zittert er für die Polen und erklärt sich auf das Schlimmste gefaßt. „Aber“, fügt er hinzu, „für die Russen würde dieser Sieg verderblicher sein, als es ihnen eine Niederlage wäre. Der erhabene Nikolaus würde dann übermütig werden und glauben, mit Frankreich ebenso leicht fertig zu werden, als mit den Polen.“ Welcher Trostgrund! — Beständig hofft Börne auf eine Revolution in

Paris, welche die Throne stürzen soll. Aber sie bleibt aus. Schnell findet er da einen Grund, warum diese Ruhe Frankreichs den Fürsten am allergefährlichsten sei. Er schreibt: (30. Nov. 1831.) „Frankreich war seit vierzig Jahren der Krater Europas. Wenn der einmal aufhört, Feuer zu werfen, dann ist kein Thron der Welt auf eine Nacht sicher .... Nichts war verderblicher für die Könige, als der Untergang Warschau's. Weil sie ein Wunder zerstört, glauben sie, sie könnten auch ein Wunder machen.“ Mit anderen Worten: Eine Revolution in Paris ist gut, keine ist noch besser. Polens Sieg würde der Könige Verderben, sein Untergang eine noch größere Gefahr für sie sein.

Aber dies hängt mit dem eigentümlichen Köhlerglauben zusammen, der nur selten einmal durch Zweifel der gesunden Vernunft unterbrochen wurde. Gewöhnlich besteht die Formel, in der Börne Trost sucht, darin, daß er sich auf Gott verläßt. Nikolaus rückt mit überwältigender Macht gegen die Polen — Börne „verläßt sich auf Gott“. — Wohl ist es nur der polnische Adel, welcher sich erhoben hat, aber Börne „zählt auf Gottes Weisheit und seiner sogenannten Stellvertreter Dummheit.“ Er ist, sagt er, klüger als alle anderen in Frankreich, wie er es in Deutschland war; warum? Weil er „auf Gott und die Natur vertraut“, die anderen dagegen auf Menschen und Polizei.

Doch zuweilen zeigt sein Glauben Schwankungen. Wie wir gesehen, freute er sich zuerst über die Cholera, sah Gottes Finger in ihrem Kommen; sie würde sogar die Deutschen zur Revolution treiben. Nur zwei Monate später (19. Jan. 1831) schildert er die wirklichen Folgen der Cholera, des Volkes geistige Lähmung, welche das bischen Freiheit verdirbt, das noch übrig geblieben ist. Früher hieß es: „die Pest wird vermögen, was Nichts bis jetzt vermochte;“ jetzt gerade entgegengesetzt: „Was kein Kaiser von Rußland, kein Teufel verhindern könnte, das kann die Pest verhindern.“ Und er, der damals „Gottes nackte Hand“ in ihrem Kommen sah, ruft jetzt: „Dann kommen die Pfaffen und verkündigen Gottes Strafgericht!“ Drei Vierteljahre später endlich (25. Nov.) zieht er sich mit

einem humoristischen und ganz gedankenlosen Spaß aus dem Widerspruch: „Selten schickt Gott ein himmlisches Strafgericht herab, die Verwaltung seiner Stellvertreter zu untersuchen, und so oft es noch geschah, wurde nichts dadurch gebessert. Die himmlischen Kommissäre waren auf der Erde fremd, gingen irre oder ließen sich wohl gar bestechen. Das haben wir ja kürzlich erst an der Cholera-Morbus gesehen, die, statt die Unterdrücker die Unterdrückten züchtigte. Nur dem hilft Gott, der sich selbst hilft.“*)

Nur ein einziges Mal, als Polens Untergang nahe bevorstehend schien, fühlt man, daß Börne ernstlich in seinem System unsicher wurde. (5. März 1831.) Wie gewöhnlich reitet er auf seinen Lieblingsworten: Gott, Teufel usw., als die Russen die Stärkeren waren, herum. Börne kommt zu diesem Resultat: „Nicht Gottes Weisheit, nur die Dummheit des Teufels allein kann die Polen noch retten.“ Dann unterbricht er sich mit einer Frage: „Ach giebt es denn einen Gott? Mein Herz zweifelt noch nicht, aber der Kopf darf einem wohl davon schwach werden, und wenn — was nützt dem vergänglichen Menschen ein ewiger Gott? Wenn Gott sterblich wäre, wie der Mensch . . . dann würde er rechnen mit der Zeit und dem Leben, würde nicht so späte Gerechtigkeit üben und erst den entferntesten Enkeln bezahlen, was ihre Ahnen zu fordern hatten. Die Freiheit kann, sie wird siegen, früher oder später; warum siegt sie nicht gleich? Sie kann siegen einen Tag nach dem Untergange der Polen, soll einem das Herz nicht darüber brechen? . . . Giebt es einen Gott? heißt das Gerechtigkeit üben? Wir verabscheuen die Menschenfresser, dumme Wilde, die doch nur das Fleisch ihrer Feinde verzehren. Aber, wenn die ganze Gegenwart, mit Leib und Seele, mit Freude und Glück, mit allen ihren Hoffnungen und Wünschen gemartert, geschlachtet und zerfetzt wird, um damit die Zukunft zu mästen — diese Menschenfresserei ertragen wir!“*)

Wenige Tage später wendet er sich jedoch wieder zu seinem

---

*) Börne, ges. Schriften, Bd. III. S. 75, 86, 172, 43, 99. 267.
**) Börne, ges. Schriften, Bd. III. S. 159, 160.

bereits erwähnten Köhlerglauben und seinem trotz aller Täuschungen unanfechtbaren Optimismus zurück.

Zuweilen findet man in diesen Pariser Briefen die reine Kannegießerei — wie die Phantasieen über die Folgen der hannöverschen Revolte — bisweilen Zeugnisse für eine rein einfältige Leichtgläubigkeit, wie z. B. wenn Börne sich einbilden läßt, daß es Metternich sei, der die Unruhen in Süddeutschland angezettelt habe, um sich Bayerns zu bemächtigen, während die Truppen anderswo in Anspruch genommen seien, oder, daß die französische Regierung auf nichts anderes sinne, als die Dynastie Karls X. zurückzuführen, daß sogar Louis Philipp selbst damit einverstanden sei.*)

Sehr oft kommen jedoch auch Aeußerungen vor, welche lebendigen, politischen Sinn, großen, natürlichen Scharfblick für die gegebene Situation und ungewöhnliche Fähigkeiten verraten, um vorauszusehen, wie sich die Geschicke und Aufgaben der Zukunft gestalten werden. Schon am 9. November 1830, also nur vier Monate nach der Revolution, sieht Börne ein, daß nichts weiter geschehen ist, als daß die Industriellen zur Macht gelangt sind, die nichts haben als „Furcht und Geld", und er ist sich ganz klar darüber, daß, da die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat, indem die Machthaber darin nur eine Veränderung der Dynastie sehen wollen, eine neue Revolution nötig sei, „und die bleibt gewiß nicht aus." Eine Woche später entwickelt er sogar mit ebenso vollkommenem Realismus als scharfer Logik, wie die Entwickelung vor sich gehen wird: Da die Industriellen, welche fünfzehn Jahre lang gegen alle Aristokraten gekämpft haben und jetzt kaum gesiegt, eine neue, eine Geld-Aristokratie, einen Glücksritter-Stand bilden wollen, der nicht wie der alte Adel, auf einem Prinzip beruht, sondern auf Vorrechten, welche an den Besitz gebunden sind, so wird das französische Volk mit seiner Leidenschaft für Gleichheit bei der nächsten Umwälzung das zu erschüttern versuchen, worauf die Vorrechte jetzt gegründet worden: den Besitz, und man wird Gräuel erleben, gegen

*) Börne, ges. Schriften. Bd. III. S. 39. 98. 270.

welche die der früheren Revolution nur Scherz gewesen sind. Wie man sieht, ahnt Börne den Sozialismus als Macht und prophezeit die Kommune. Ein Jahr später (1. Dez. 1831) ist er seiner Sache noch so gewiß, daß er den Ausdruck braucht: „der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen, der mir so klar vor den Augen steht, als lebten wir schon mitten darin . . . .“ Und zu dieser Zeit ist er auch trotz seiner moralischen Grundneigung zu dem Begriff gelangt, daß eine Hauptsache sei, hinter dem Recht auch die Macht zu stellen. Ist dies unmöglich, so bleibt die Aufgabe, die Herzen zu bewegen, die Geister aufzurütteln für ihre Sache und die Tyrannei mit Spott, Haß und Verachtung zu verfolgen. Bloße Ehrlichkeit und das reine Bewußtsein, Recht zu haben, nütze dagegen ganz gewiß nichts. Nein „ihre Ehrlichkeit richtet sie zu Grunde. Sie meinen immer noch, es käme darauf an, Recht zu haben, zu zeigen, daß man es hat. Jetzt sprechen sie für die Freiheit wie ein Advokat für einen Besitz. Als käme es hier noch auf Gründe an! (1. Febr. 1831.)

Im Grunde genommen ist es aber doch ein politischer Schwärmer, ein Freiheitsgläubiger, den man in diesen Briefen vor sich sieht, keine staatsmännische Natur. Wir begegnen nicht nur einer Liebe für das niedere Volk, sondern einer Rousseau'schen Bewunderung für diejenigen, welche weder Reichtum noch Wissen „verdorben“ hat und zu dieser Bewunderung und Liebe gesellte sich ein beständig wachsender Haß gegen die legitimen Könige und Fürsten Europas, der im selben Verhältnis, wie Börne mit seinen Illusionen auch jedes Maßhalten fallen ließ, bis zur Vernichtungslust stieg. „Und mit zehn Ellen Hanf wäre der Welt Friede, Glück und Ruhe zu geben.“ Zwischen diesen beiden Polen: das Volk — die Fürsten, schwingen Börnes politische Gedanken ständig, es war des Zeitalters politischer Gedankenschwung. Und das Verharren bei diesem Gegensatz war für ihn, der in seinem innersten Wesen Demokrat, und zwar in solchem Grade war, daß, wie er ausdrücklich selbst erklärt, „Menschenkennerei“ jeder Zeit ein Ding war, zu dem er die größte Unlust verspürte, etwas ganz natürliches. Es war für ihn dieselbe Anstrengung, sich

in Beobachtung dessen, was die einzelnen Menschen von einander unterscheidet, zu vertiefen, als ein Buch mit kleinem Druck zu lesen. Er hielt sich lieber an Menschenmassen und an Bücher. (3. Nov. 1830.) Kein Wunder daher, daß ihm die psychologische Feinheit mangelt, welche wir bei einem bedeutenden Schriftsteller für nötig erachten; dafür aber besaß er jenes Zusammengehörigkeitsgefühl mit ganzen Nationen, mit großen Volksmassen und mit einer weitverbreiteten Leserwelt, welches nicht nur die Möglichkeit bietet, ein Publikum zu elektrisieren, sondern auch selbst einem äußerst kühnen Schriftsteller auf einem sehr ausgesetzten Posten noch zu Lebzeiten Popularität verschaffen kann.

Er beurteilt nicht etwa einzelne Personen ungerecht und vorurteilsvoll. Im Gegenteil. Er zeigt das ruhige Wohlwollen eines überlegenen Geistes; freilich auch zuweilen den Unwillen einer bürgerlichen Seele gegen das allzu Aristokratische und Nachsicht gegen das allzu Gewöhnliche. Als Musset auftaucht, spürt er sofort dessen Verwandtschaft mit Heine, die ihn bei einem Franzosen Wunder nimmt. In Berlioz verehrt er sofort das Genie, sogar bis zur Ueberschätzung, und man weiß, wie isoliert und verkannt Berlioz dastand. Fürst Pückler beurteilt er mit Verständnis, zwar ohne Wärme, doch mit einem Blick für dessen Vorzüge; nur begreift er nicht, wie jemand hatte glauben können, daß Heine der Verfasser der so leicht geschriebenen, in der Behandlungsweise jedoch unpoetischen „Briefe eines Verstorbenen" gewesen sei. Bei Heine stößt ihn lange nur dessen Napoleonsverehrung ab, im übrigen hat er volle Anerkennung, selbst Bewunderung für ihn.

Lehrreich zu beobachten ist es ferner, wie außerordentlich harmlos sich Börne gegen Paul de Kock verhält, mit welch' warmer Anerkennung er von ihm und dem Vergnügen spricht, das er bei acht Bänden seiner Romane gehabt, die er ohne anzuhalten in einem Zuge durchgelesen hat. Es ist die naive und glaubwürdige Schilderung des Pariser Kleinbürgerlebens, welche Börne hierin wertvoll erschien. Er lobt sogar einmal im Scherz Paul de Kocks Lebensphilosophie, ja, er besteigt bei dieser wenig passenden Gelegenheit sein altes Steckenpferd,

indem er schreibt: „Zwar giebt er uns nicht, wie Goethe im Wilhelm Meister, Lehrbriefe mit Trüffeln, aber es ist eine recht kräftige Philosophie, bürgerlich zubereitet.“ (3. März 1831.) Paul de Kock auf Kosten Goethes erhoben!!

Spricht dies letzte Urteil durchaus nicht für Börnes Kunstverstand, so zeugen seine Aussprüche über Talleyrand desto mehr von seiner politischen Intelligenz. Im Jahre 1830 hegt er sofort das größte Vertrauen zu Talleyrands Londoner Thätigkeit für Frankreich, und er läßt sich hiervon auch nicht durch den Haß der Pariser gegen Talleyrand abbringen. Er sieht klar das Lächerliche in den Klagerufen der liberalen Blätter, daß Talleyrand als ehemaliger Mitarbeiter am Wiener Frieden, jetzt die heilige Allianz stützen würde. Er begreift vollkommen, daß die heilige Allianz so wenig wie irgend ein anderes Ding für Talleyrand heilig ist. Noch nach langer Zeit kommt er auf den Unsinn in den Anklagen gegen den klugen Diplomaten zurück, der allen Regierungen gedient und alle verraten haben soll. Fein und richtig zeigt er, daß Talleyrand keine Regierung verraten, daß er sie nur verlassen habe, und auch dann erst, nachdem sie sich überlebt. Er liest in Talleyrands hartem Antlitz einzig und allein, wie in Bronze eingegraben, die Notwendigkeit!

Die Hauptursache der milden Urteile ist jedoch nicht in Börnes Verstand, sondern in seinem Herzen zu suchen, in der Milde seines Wesens, in der tiefen Neigung zu liebevollem Auffassen, welche nicht seinen vielen leidenschaftlichen und rücksichtslosen Aeußerungen widerspricht, die tiefinnerst gleichfalls seiner Menschenliebe entsprangen. Er war einfach eine liebevolle Seele und insofern Christ von Natur und Instinkt. Deshalb trat er auch zum Christentum über, was man ihm einfältig genug als nur scheinbar gethan, zur Last gelegt hat. Seine Auffassung des Christentums war vielleicht keine tiefe, doch eine ehrliche und ganz individuelle. Er wurde Christ, weil er Demokrat und Humanist war. Für ihn war das Christentum nicht nur im Allgemeinen eine Fortsetzung und Ergänzung des Judentums, sondern speziell die Humanitätsreligion und bestimmter gesagt „die Religion der armen Teufel“,

Jeder, der die Menschheit liebte, war in seinen Augen ein Christ. Und so wurde ihm das Christentum auch die Religion der Freiheit, namentlich in seiner katholischen Gestalt, denn als Katholicismus hatte es die Weltherrschaft der Römer zerbrochen. Bei seiner Sympathie für die Polen sieht er in deren Freiheitsliebe gleichfalls einen Beweis für die freimachende Kraft des Katholicismus: „Das einzige Volk im Norden, das seit dreihundert Jahren nie aufgehört, sich für die Freiheit zu erheben, ist das polnische, und es blieb katholisch.“

An die Dogmen glaubt er persönlich zwar nicht, sieht auch nicht das Wesen des Christentums im Glauben an dieselben; aber nichsdestoweniger ist es ihm im höchsten Grade zuwider, daß an den Glaubenslehren gerüttelt wird. Er verhöhnt den Saint-Simonismus, weil er sich gegen den christlichen Glauben wendet, und er betrachtet Strauß's „Leben Jesu“ nicht nur als ein unnützes, sondern auch als ein schädliches Buch. So versteht man es auch, daß er in seinen letzten Jahren von einem katholischen Demokraten, wie Lamennais, dessen „Worte eines Gläubigen“, welche Freiheit und Religion verschmelzen wollten, er ins Deutsche übersetzte und sehr überschätzte, ganz hingerissen werden konnte. Der religiöse Radikalismus, den er hier fand, war die Zauberformel, welche den freien wie gebundenen Kräften in seiner eigenen Seele entsprach.

Schon in den ersten Bänden der „Briefe aus Paris“ wandte sich Börne, gleich der oppositionellen Stimmung in Deutschland, von der Vorliebe für den Konstitutionalismus zur Hoffnung auf die Revolution. Kaum ein halbes Jahr nach Erscheinen derselben erließ Dr. Siebenpfeiffer, einer der Führer der Opposition, im April 1832 einen Aufruf an alle deutschen Stämme, sich auf einem großen Nationalfeste zu begegnen. Dasselbe sollte auf Schloß Hambach bei Neustadt an der Haardt am 27. Mai, dem Jahrestage der bayrischen Verfassung begangen werden. Es sollte ein Verbrüderungsfest für Alle werden, die nach der Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes strebten. Dies Fest erschien jedoch der Regierung des Rheinkreises so bedenklich, daß sie es verbot, zugleich wurde allen Fremden für den 26.—28. Mai der Einlaß in Neustadt

und Umgegend verweigert und jede Versammlung von mehr als fünf Personen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen untersagt. Dies Verbot erregte jedoch eine solche Erbitterung, daß man sich genötigt sah, es zurückzuziehen.

Von allen Seiten strömten die Menschen zum Feste. Fast alle deutschen Lande waren vertreten; die Rheinpfälzer fanden sich natürlich am zahlreichsten ein. Auch Franzosen kamen in großer Anzahl und die Polen fehlten selbstverständlich nicht. Es waren insgesammt an 30 000 Menschen.

Börne war von Paris gekommen. Er war derjenige der Gäste, welcher das größte Aufsehen erregte. Schon seine Reise bis Neustadt war ein Triumphzug. Wo er hinkam, wurde er mit Vivat empfangen. Fackelzüge und Serenaden waren an der Tagesordnung. Er schreibt von Freiburg:

„Welchen moralischen Eindruck meine Pariser Briefe in Deutschland hervorgebracht haben, glauben Sie kaum. Ich habe es selbst nicht erwartet. Meyer, Wurm und ähnliche haben drucken lassen: ich dürfte mich in Deutschland nicht mehr sehen lassen, ich würde aus jeder honetten Gesellschaft geworfen werden. Das sind Propheten! Seit ich in Deutschland bin, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung . . . . mein Zimmer wird nicht leer. Ich habe oft nicht Stühle genug für alle die Menschen, die mich besuchen. Ich war auf dem Hambacher Fest. Das ganze Land hat mich fast besucht, so daß ich krank von der Last geworden bin. Wenn ich in Neustadt über die Straße ging, erschallte es aus den Wirtshäusern, aus den vorüberfahrenden Kutschen: Es lebe Börne, der Verfasser der Briefe aus Paris. Die Heidelberger Studenten brachten mir dort ein Ständchen. Alle die Patrioten, die dort an der Spitze stehen, Wirth u. s. w., erklärten, mir hätte man die vaterländische Bewegung in Deutschland zu verdanken, die Andern wären erst nach mir gekommen. Mit thränenden Augen haben mich viele an ihre Brust gedrückt und haben vor Thränen kaum reden können. Hier in Freiburg war es ebenso. Die Studenten sind Abends, als ich schon im Bette lag, vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen ge-

bracht und gerufen: es lebe der Verteidiger der deutschen Freiheit! . . . Was werden meine Rezensenten dazu sagen, die mich für einen schlechten Deutschen erklärt? Die öffentliche Meinung läßt sich nicht irre führen.“ — Humoristisch genug ist es, daß ihm nichtsdestoweniger auf dem Hambacher Feste seine goldene Uhr gestohlen wurde.

Am Morgen des 27. Mai setzte sich von Neustadt aus ein ungeheurer Zug nach der Schloßruine Hambach in Bewegung, Alle waren mit schwarz-rot-goldenen Farben geschmückt und dementsprechende Fahnen wurden dem Zug vorangetragen. Auch eine große Anzahl Frauen mit schwarz-rot-goldenen Gürteln zog mit. Siebenpfeiffer und der bayerische freisinnige Journalist Wirth waren die Hauptredner. Sie verkündeten die Volkssouveränität als die Grundlage aller Staaten und stellten die Republikanisirung Deutschlands als nahe bevorstehend in Aussicht. Alle Reden daselbst zeichneten sich durch größte Leidenschaftlichkeit aus und schilderten Deutschlands Erniedrigung als von Fürsten und Aristokraten im Verein hervorgebracht. Wirth brachte ein Hoch (für das er später mit langjährigem Gefängnis büßen mußte) auf die „vereinigten deutschen Freistaaten“ und das „verbundene republikanische Europa“ aus und rief, indem er sein Schwert, das ihm als Ehrengabe überreicht worden war, schwang: Verflucht, dreimal verflucht seien Deutschlands Fürsten! Bei einem Teil der Versammlung fanden diese Worte Anklang. Man rief: Nieder mit den Fürsten! Waffen! Waffen!

Einen unmittelbar praktischen Zweck hatte man jedoch bei diesem Hambacher Feste keineswegs vor Augen. Falls der Augenblick wirklich günstig war — was wohl zu bezweifeln ist — so ließ man denselben unbenützt vorübergehen.

Heine schrieb darüber mit lustig bitterem Spotte: „Ich wage es kaum zu sagen, denn es klingt unglaublich, aber ich habe die Geschichte aus authentischer Quelle, nämlich von einem Mann, der als wahrheitsliebender Republikaner bekannt und selber zu Hambach in dem Komité saß, wo man über die anzufangende Revolution debattirte; er gestand mir nämlich im Vertrauen als die Frage der Kompetenz zur Sprache ge-

kommen, als man darüber stritt, ob die zu Hambach anwesenden Patrioten auch wirklich kompetent seien, im Namen von ganz Deutschland eine Revolution anzufangen? da seien diejenigen, welche zur That rieten, durch die Mehrheit überstimmt worden, und die Entscheidung lautete: man sei nicht kompetent".

Heine nennt dies die beste Geschichte, die er auf dieser Erde erfahren habe; sie könne ihm alle Kümmernisse dieses irdischen Jammerthales vergessen machen, und selbst nach seinem Tode könne sie ihn in der nebligen Langeweile des Schattenreiches aufheitern. — Und er tröstet die Könige und Fürsten: sie hätten wahrlich nicht nötig, das brave Volk ins Gefängnis zu werfen, sie könnten ruhig schlafen und hätten nichts zu riskiren, die deutsche Revolution sei noch weit von ihnen entfernt und die Frage der Kompetenz sei noch nicht entschieden.*)

Börne war stets freundschaftlich gegen Heine gesinnt gewesen, seitdem er seine litterarische und persönliche Bekanntschaft gemacht hatte. Er hatte von ihm sogar viele Jahre lang mit Liebe gesprochen. Er schätzte ihn als Dichter nach Verdienst und würdigte ihn besonders als eine große Kraft im universellen Freiheitsdienste. Was ihm an Geschwätz über Heine zugetragen wurde, wies er gebührend mit der Vornehmheit einer großen Natur zurück. Da er frei von kleinlicher Eitelkeit war, so berührte es ihn nicht, daß sein und Heines Name sehr häufig zusammen genannt wurden, und daß der Vergleich in Bezug auf Fähigkeit und Talent nicht immer zu seinem Vorteil ausfiel. Heines „Französische Zustände" verletzten und kränkten ihn jedoch und versetzten ihn, während er sie las, in ein Mißbehagen, dem er im letzten Bande seiner „Briefe aus Paris", doch ohne Heftigkeit und Galle, Luft machte. Er kleidete sie in Form einer recht beißenden Satire, welche Heine wie von oben herab traf und ihm in den Augen sehr vieler seiner Leser das Brandmal politischer Charakterlosigkeit aufdrückte.

Das war in Wirklichkeit der tiefgehende Kontrast zwischen den Naturen dieser beiden Kampfgenossen, der hier zum Aus-

*) Heine's sämmtl. Werke. Bd. XII. S. 153.

druck gelangte. Börne begriff denn doch nicht in dieser Art und nach dieser Weise! Für ihn bestand der Gegensatz zwischen dem Ernst der mannhaften Natur und dem knabenhaften Leichtsinn, und vor allem als der Gegensatz zwischen Verehrung der Wahrheit auf der einen, Form- und Kunstverehrung auf der andern Seite. Mit sicherem Blick hat er verschiedene der Albernheiten und kleinen Zugeständnisse nachgewiesen, die sich Heine hie und da, wo der Glanz des Lebens in Betracht kam, zu Schulden kommen ließ, sowie auch mehrere ungerechte Spöttereien über in plumper und naiv-volkstümlicher Form gehaltene ideale Bestrebungen. Börne verabscheute ja Leute vom Schlage der Rothschild, während Heine sich von denselben außerordentlich imponieren ließ. Börne, der sich in den Salons heimatlos, dagegen heimisch unter demokratisch gesinnten Handwerkern fühlte, befand sich in den Versammlungen der deutschen Emigranten, wo sie abenteuerliche Pläne schmiedeten und zu unpraktischen Unternehmungen Geld sammelten, wohl, während es Heine schon bei den vielen Aufforderungen zur Teilnahme an diesem oder jenem demokratischen Werk übel zu Mute ward; er paßte durchaus nicht dazu, auf demokratische Verbrüderung einzugehen. Am liebsten hielt er sich trotz seiner revolutionären Neigungen für sich allein und wollte auf keine Weise „frère et cochon" mit den ersten besten Scharen ausgewanderter Landsleute sein.

In einem Brief vom 25. Februar 1833 macht sich Börne unter anderem darüber lustig, daß Heine „eine erhabene Ausdauer" in der dreihundertjährigen Unmenschlichkeit der österreichischen Politik findet, daß er in dem später von ihm selbst so fürchterlich verhöhnten König Ludwig von Bayern „einen der edelsten und geistreichsten Fürsten, die je einen Thron geziert" sieht, und endlich, daß er es „kühn und großartig" von den Herren von Rothschild nennt, daß sie während der Cholera ruhig in Paris geblieben, während er die unbezahlten Mühen der deutschen Patrioten lächerlich findet. Börne hat hierin und in anderem Recht, ohne jedoch ein feineres oder tieferes Verständnis für Heines Naturell an den Tag zu legen.

Wieder stand er hier, wie bei Goethe, einem Genie gegen-

über, welches er unbefangen zu beurteilen nicht imstande war: wenn er auch seinem unruhigen Zeitgenossen weder in ähnlichem Umfange noch auf dieselbe Weise wie seinem großen Vorgänger Unrecht zufügte.

11.
Heine.

Auch für Heinrich Heine ist, wie schon angedeutet, im neuen deutschen Reiche der Augenblick wenig günstig. Es ist viel, was man ihm vorzuwerfen hat, daß es sich nicht in Kürze aufzählen läßt: zuerst seine Vorliebe für Frankreich und seine vorgebliche oder wirkliche Frivolität. Dann sein nichtgermanischer Ursprung und Witz, seine Sentimentalität, seine Geckenhaftigkeit, seine Leichtfertigkeit. Das neue Deutschland ist in religiöser Hinsicht indifferent; aber, wenn es auch schweigt, so ist es doch an Zucht und Ordnung gewöhnt. Während heutzutage in Deutschland die höchsten Tugenden: Wahrheitsliebe, Selbständigkeit, Seelenstolz und Seelenadel viel weniger gelten als Pflichterfüllung, Regelmäßigkeit, bürgerliche Zucht, militärischer Schwung „Schneidigkeit," wie man sagt, war es zu Heines Zeit gerade umgekehrt. Disziplin war nicht hochgeschätzt. Und wie damals Religiosität mehr galt als Religion, so auch Menschlichkeit mehr als Nationalgefühl. Patriotismus war zu jener Zeit in den Augen der Besten eine Tugend, die man nicht als unbedingt betrachtete; sie meinten, daß Gerechtigkeit nicht aufhöre eine Tugend zu sein, selbst wenn sie gegen ein fremdes Volk geübt werde.

Bei Heine kommt zu seiner abstrakt radikalen Geistesrichtung noch der Haß gegen Preußen, dessen Zukunft er so wenig ahnte, als er dessen Stärke verstand, jene Stärke Preußens, welche vorzüglich in Carlyles Schilderung von Friedrichs des Großen Vater veranschaulicht worden ist: die Fähigkeit, mit nüchterner Strenge ein Chaos zu bewältigen, Schwierigkeiten zu beseitigen, und zu verwalten. Dieser Haß glich fast der Todfeindschaft der Rheinländer gegen Preußen. Man denke an die Verse gegen den preußischen Adler:

Du häßlicher Vogel! wirst Du einst
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich Dir die Federn aus
Und haue Dir ab die Krallen.

Du sollst mir dann in luftiger Höh'
Auf einer Stange sitzen,
Und ich rufe zum lustigen Schießen herbei
Die rheinischen Bogenschützen.

Auf dem Wiener Kongreß hatte Preußen nach langer Weigerung die Rheinlande übernommen. Es erhielt dadurch statt der im Osten erhofften Abrundung eine ganz zerrissene Gestalt und außerdem kam einer von den Alt-Preußen ganz verschiedener Volksstamm unter das preußische Szepter. Dies war die Gegend, wo sich in alter Zeit die Scheidelinie zwischen Kelten und Germanen befand. Hier zwängte sich die römische Militärprovinz ein. Ueber diesem Lande hatte später die Priesterherrschaft dergestalt gebrütet, daß im vorigen Jahrhundert Friedrichs des Großen Geist gar keinen Einfluß ausgeübt hat. Der alte, morsch gewordene Klerikalismus stieß hier gerade mit der französischen Revolution zusammen und man begrüßte die Männer, welche deren Ideen verbreiteten, mit Jubel.

Die Altpreußen nährten Unwillen und Mißtrauen gegen die Rheinländer, und diese vergalten jene Gefühle mit Zinsen. Die Preußen waren und blieben am Rhein fremd und unbeliebt. Vom Sohne, der im Heere diente, hieß es: „er ist bei den Preußen." Der Berliner verfuhr als Beamter in Köln oder Düsseldorf übermütig und verkleinerte alles, und der Rheinländer betrachtete lange eine Anstellung in den alten preußischen Provinzen als eine Verbannung nach Sibirien. Ueberall hörte man Klage über die den Preußen mangelnde Fähigkeit, sich die Herzen in den neu zueroberten Stämmen zu gewinnen.*)

Heine wurde am Schluß des Jahrhunderts (zwischen 1797 und 1799) in Düsseldorf, der Hauptstadt des derzeitigen

*) K. Mendelssohn-Bartholdy, Preußen und Frankreich zur Zeit der Julirevolution. S. 25 ff.

Herzogtums Jülich-Cleve-Berg, geboren. Die Stadt war sechs Jahre hindurch von französischen Revolutionstruppen besetzt. Sie zogen 1801 ab und Max Josef wurde Regent; im Jahre 1806 wurde er König von Bayern und an seiner Stelle Joachim Murat Großherzog. Doch schon im Jahre 1808 mußte dieser das Land dem ältesten unmündigen Sohne des Königs von Holland, d. h. an Napoleon, als Vormund des Knaben, abtreten. Das Land wurde nun ganz nach französischem Muster regiert, Leibeigenschaft, Lehnswesen und Frohndienst aufgehoben, das Rechtswesen umgebildet und eine unbedingte Religionsfreiheit eingeführt; schon aus diesem einen Grunde huldigte die jüdische Bevölkerung der Rheinlande Napoleon als dem Befreier aus tausendjähriger Unterdrückung.

Zweifellos hat die Berührung mit den zu jener Zeit so kühnen und siegreichen Franzosen sehr viel dazu beigetragen, dem Geiste Heinrich Heines den ersten Schwung zu geben. Sein Respekt für überlieferte Autoritäten erhielt frühzeitig einen Knick. Sein angeborener Witz wurde in jener Richtung entwickelt, welche die Franzosen esprit nennen, und der Keim zu seiner Napoleons-Bewunderung gelegt. Heutzutage erscheint diese Bewunderung von Seiten Heines als eine fast alleinstehende Thatsache in der deutschen Litteratur des Jahrhunderts. Doch war sie hiervon weit entfernt. Man braucht nur bis Wieland zurückzugehen, um bei ihm eine ebenso lebendige Bewunderung Napoleons zu finden, sogar ehe der Lauf der Geschichte sie billigte. Bereits im Jahre 1798 erklärte er, daß Frankreich jetzt eines Diktators bedürfe, daß kein anderer sich dazu eigne, als der General Bonaparte, welcher damals in Egypten war. Im Jahre 1800 prophezeit er, daß Bonaparte sich zum Kaiser machen wird, machen muß, und verteidigt ihn gegen die Angriffe der englischen Blätter. Napoleon, welcher von diesen Prophezeiungen unterrichtet war, unterhielt sich aus diesem Grunde lange mit Wieland, als er 1808 in Erfurt war.

Keiner von den großen Deutschen hatte an der Wende des Jahrhunderts Nationalhaß gekannt. Ohne einen Funken davon hatte Goethe 1793 den Feldzug in Frankreich als

Zuschauer mitgemacht. Schiller hatte sich mit seinem französischen Bürgerbrief gefreut und gedacht, der müsse seinen Kindern einmal zu gute kommen. Knebel, Goethes Freund, hatte gewünscht, Bonapartes Siege besingen zu dürfen. So sah auch Goethe damals mit großer Gemütsruhe, wie Napoleon das Reich Friedrichs des Großen vollständig zerschmetterte; dieser preußische Staat muß sich in seinen Augen als ein vorübergehendes Phänomen in der Geschichte Deutschlands ausgenommen haben. Er war Zeuge gewesen von Napoleons Emporkommen und Siegeslauf und hatte gesehen, wie er die Anarchie überwältigte, die ihm, dem Aristokraten und Evolutionisten, so verhaßt war. Darauf lernte er ihn selbst kennen, mitten unter seinen Marschällen, umgeben von Freiheit, Liebenswürdigkeit, Genialiät, Unwiderstehlichkeit. Der Eindruck, den Napoleon persönlich auf ihn machte, war so stark, daß er die früher gehegte Bewunderung nur vermehrte. Daher wiederholte er, selbst nach dem russischen Feldzuge, sogar während der Erhebung Deutschlands sein „Das nützt ihnen nichts, der Mann ist ihnen zu groß.“ Erst als alles aus war, leistete er aus Anlaß des Friedens mit seinem Festspiel eine Art notgedrungener Abbitte.

Weniger bekannt als Goethes so oft erwähntes Verhältnis zu Napoleon ist dasjenige Hegels, welcher als Lehrer Heines und als derjenige Denker, der ihm immer als der vorzüglichste vor Augen stand, einen ebenso unbestreitbaren Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Hegel, welcher als Unterthan des kleinen, despotisch regierten Württemberg geboren war und es nie gekannt hatte, ein Vaterland zu besitzen, wie sehr er sich auch danach gesehnt, war im Beginn des Jahrhunderts von solcher Bitterkeit über die deutschen Zustände erfüllt, so voller Zorn und Sarkasmus über den politischen Stumpfsinn seiner Landsleute, daß er, genau wie Goethe, Napoleon mit der überströmenden Bewunderung eines Kosmopoliten entgegenkam. Er, der beständig in dem Gedanken einer phantastischen Versöhnung des Idealen mit dem Wirklichen geschwelgt, hatte während seiner ganzen Jugend den Eindruck von wirklicher Macht entbehrt, bis Napoleons Gestalt ihm entgegentrat und

ihn begeisterte. Wie man von Goethe sagt, daß er den Kanonendonner von Jena benutzte, um in aller Stille Christiane Vulpius zu heiraten,*) so sagt man auch von Hegel, daß er im selben Jena unter dem Kanonendonner der Schlacht seine „Phänomenologie des Geistes“ vollendete. Gewiß ist es, daß er gerade in jenen Tagen die letzten Bogen des Werkes an seinen Verleger sandte, und der Gegensatz zwischen seiner unendlichen Gleichgültigkeit für Preußens Untergang und seiner leidenschaftlichen Aengstlichkeit dafür, daß eine der kostbaren Manuskriptsendungen in der unruhigen Zeit mit der Post verloren gehen könne, ist überraschend. Einer seiner Briefe an den Verleger, welche die Sendung begleiteten, trägt das Datum der Schlacht.

Dies Werk, an das er unter solchen Verhältnissen die letzte Hand gelegt, zeigt den Entwickelungsgang des Menschengeistes unter einer eigentümlichen Vermischung der psychologischen und historischen Anschauungsweise. Denn hier sollte der Geist als selbstbewußter Geist seine Vollkommenheit erreicht haben, indem er alle Wirklichkeit als Geisteswirklichkeit verstanden hatte. Die Menschheit stand jetzt, nach dieser Philosophie, an ihrem Ziel; die einzelnen sterblichen Menschen, welche nun der Erkenntnis höchstes Prinzip erreicht hatten, waren damit zur Erkenntnis wie Götter gelangt, und ihr thatkräftiges Leben war jetzt gleichfalls nur die schöne Entfaltung eines Daseins, wie es sich die Griechen von den Göttern vorstellten: ganz zufrieden und ganz harmonisch. Als Hegel seine letzten Worte schrieb, daß die Weltgeschichte nur ein lebhaftes Spiel des Geistes sei, der sich als Allmacht wisse, da hielt Napoleon zu Pferde vor den Thoren Jenas.

Auch Hegel sah ihn, sah ihn mit Freude. „Ich habe“, schreibt er von Jena, „den Kaiser gesehen, diese Weltseele. Es ist in Wirklichkeit eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, welches hier, auf einen Punkt konzentriert, auf einem Pferde sitzend, über die Welt hinweggreift und sie

*) Dem entgegen siehe Lewes, Goethe übers. v. Frese. 14. Aufl. Bd. 2, Seite 430. Anm. d. Uebers.

beherrscht. Den Preußen war freilich kein besseres Prognostikon zu stellen — aber von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den nicht zu bewundern unmöglich ist.“ Und Hegel bewundert nicht blos ihn, sondern das ganze französische Volk. Ein Vierteljahr später schreibt er, daß er in der Zeitgeschichte den überzeugendsten Beweis dafür sehe, daß Bildung über Rohheit, Geist über geistlosen Verstand siege. Er fügt sogar hinzu: „Wie ich schon früher that, so wünschen jetzt Alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschiede ihrer Anführer und des gemeinen Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann.“*)

Heine hat ganz gewiß nicht geglaubt, daß seine Napoleonsschwärmerei einer Verteidigung bedürfe; sonst hätte er sich darauf berufen können, daß er hier denjenigen Mann zum Vorgänger gehabt, von dem er nur mit Ehrfurcht als von dem „großen Hegel, dem größten Philosophen, den Deutschland seit Leibniz hervorgebracht“ gesprochen habe; den Mann, von dem er als unzweifelhafte Thatsache den höchst zweifelhaften Satz anführt: „daß er hoch über Kant emporragt“, und den er nur so schonend und leise wie in dieser Wendung tadelt: „Hegel aber ließ sich krönen zu Berlin und leider auch ein bischen salben.“

Doch nicht nur Heines große Vorbilder und Lehrer, sondern auch Zeitgenossen, wie Varnhagen von Ense, welcher sogar sein Blut im Kriege gegen Napoleon vergossen, nährten dieselbe Bewunderung für ihn und hielten sich ebenso frei von germanischem Nationalhaß. Ueber den Dänen Baggesen, der sich in seinem halbdeutschen Wesen gern deutscher als die Deutschen zeigte, schreibt Varnhagen: „Er haßt Napoleon und die Franzosen auf eine ganz widerliche Weise, bis zum Ekel heftig und ohne Grund; denn alles, was bei uns Deutschen gut ist und weshalb wir uns am höchsten schätzen, ist ihm ein Greuel, das hofft er mit Hilfe Kants, Jacobis, Voß's und Klopstocks zu zwingen.“ — Kant ist hier augenscheinlich wegen

*) Haym, Hegel und seine Zeit. S. 258.

seines so wenig deutschen kategorischen Imperativs genannt, die Uebrigen kraft ihres beschränkten Nationalgefühls.

Man sieht also, daß sich bei den Männern, welche den größten Einfluß auf Heines wie auf des jungen Deutschlands Entwickelung ausgeübt haben, ein und derselbe Napoleonskultus verfolgen läßt. Dieser kam bei Heine mehrere Jahre früher, ehe er in Frankreich epidemisch wurde, dichterisch zum Ausdruck und erreichte bei ihm eine Höhe, welche weder bei Beyle noch bei Hugo übertroffen wird. Man kann sogar sagen, daß der poetische Ausdruck dieses Kultus in Heines berühmten Jugendgedicht „Die beiden Grenadiere“ (welches er nach seiner eigenen Angabe mit 16 Jahren, wahrscheinlich aber in seinem 19. Jahre verfaßt hat) alles übertrifft, was selbst in Frankreich von verwandter Art existiert. Sogar Bérangers Meisterwerk „souvenirs du peuple“ besitzt nicht diese Einfachheit und Erhabenheit, obschon es besser als irgend ein anderes Gedicht der Napoleonlegende im französischen Volke einen zugleich handgreiflichen und rührenden Ausdruck gegeben hat. In Heines „Grenadieren“ entspricht die Rhythmik jeder Zeile auf das Genaueste der Stimmung und dem Inhalt: so die wehmütigen Jamben: D e r a n d e r e s p r a c h: d a s L i e d i s t a u s; so die feurigen Anapästen: D a n n r e i t e t m e i n K a i s e r w o h l ü b e r m e i n G r a b. Man liest, ohne sonderlich gestört zu werden, des Grenadiers unmögliche Bitte, seine Leiche nach Frankreich zu bringen. Die Hauptstrophe: W a s s c h e r t m i c h W e i b, w a s s c h e r t m i c h K i n d?, des Grenadiers Protest gegen das Gebundensein an Weib und Kind, die er in der Heimat zurückgelassen, schützt mit seiner Wildheit meisterhaft vor der Sentimentalität des Romanzenstils. Nur scheinbar hat dies Gedicht einzig die Treue gegen Napoleon zum Vorwurf: es verherrlicht die glühende Treue gegen den Feldherrn, die unendliche Begeisterung für die große Persönlichkeit überhaupt.

Die Gabe, lyrische Gestalten zu schildern und darzustellen, war Béranger wie Heine gemeinsam. Aber Béranger war ein Liederdichter, Heine dagegen ein Genie. Die „Grenadiere“ beginnen, wie fast alle Gedichte Heines, einfach und ruhig.

Nichts liegt ihm ferner als Victor Hugos lyrischer Anlauf: Lui, toujours lui! Er wirkt nicht durch direkte Darstellung, sondern durch Kleinmalerei dessen, worin sich die große Geschichte abspiegelt und welches den Maßstab abgiebt, bis endlich ein schwärmerisches Traumgesicht den einfachen Dialog durchbricht.

War nun auch der Gegenstand dieser Verehrung einer solchen nicht wert, so bleibt doch dies Gefühl an sich nicht weniger schön und es ist genau dasselbe wie in den Reisebildern, wo Heine schildert, wie er als Knabe den Kaiser durch den herzoglichen Garten in Düsseldorf reiten sah. Das Kapitel beginnt: „Aber wie ward mir erst, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten eigenen Augen, ihn selber, Hosiannah, den Kaiser!“ Man beachte dies Hosiannah! Im Augenblick der Ekstase kommt ihm als Erinnerung aus der Kindheit der alttestamentliche Heil- und Jubelruf auf die Lippen. Und woran dachte der Knabe damals? Daß es bei Strafe von fünf Thalern verboten sei, durch die Allee zu reiten! Und siehe, der Kaiser mit seinem Gefolge ritt mitten hindurch — und die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam . . .

Heine gilt als politischer Dichter für revolutionär, und war es auch. Aber seine politische Leidenschaft ist ausschließlich gegen mittelalterliche Zustände und mittelalterlichen Glauben gerichtet. Er ist im Ernst antiklerikal, doch nicht ernstlich demokratisch begeistert. Sein größtes politisches Gedicht „Deutschland ein Wintermärchen“, bietet hierfür den gültigsten Beweis. Wirkliche Leidenschaft findet man hier nur, wo der Liktor, des Dichters unsichtbarer Begleiter, im Kölner Dom mit seinem fürchterlichen Beil die Skelette der heiligen drei Könige zerschlägt, „die armen Skelette des Aberglaubens.“ Doch in diesem großen Gedichte, Heines gewichtigstem Werke, findet man am klarsten die ihn erfüllenden politischen Stimmungen und Gedanken ausgedrückt, hier auch das in der deutschen Poesie neue Element des kriegerisch Herausfordernden und des im Handgemenge Streitenden. Das findet man nicht bei Goethe. Er war wohl zu guter Letzt von der „vollständigen

Wertlosigkeit seiner Zeit" durchdrungen, fürchtete aber, daß ein Umstürzen der Autoritäten alles schlimmer machen würde. Auch bei Schiller hatte man kein direktes Verhältnis zur Politik der Gegenwart finden können. Sein Pathos ergoß sich in Freiheitsdramen. Bei Heine findet man jedoch seit 1830 stets dies direkte Verhältnis. Hierauf beruht ein Teil seines Ichs. Und er ist hier in allem ehrlich gewesen, selbst da, wo man seine Ehrlichkeit verkannt hat.

Man schlage die Stelle in den „Reisebildern", welche ihm zumeist als Prahlerei und Ziererei zur Last gelegt wird, nach, jenen Passus, der nach der Schilderung des Besuches der Wahlstatt von Marengo folgt: „Es wird ein schöner Tag werden, rief mein Reisegefährte. — Ja, es wird ein schöner Tag werden, wiederholte leise mein bebendes Herz und zitterte vor Wehmut und Freude. Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen als die Aristokratie sämtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter Kontrolle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben . . ." Und am Schluß diese Worte: „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkranz den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war immer nur ein heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke . . . Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen, denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit."

Ueberall in der deutschen Litteraturgeschichte, in der Geschichte, Aesthetik und Kritik, und nicht nur bei Menzel, sondern auch bei Goedeke, bei Treitschke, bei Griesebach, dem Nachahmer und Verdammer Heines, bei dem sonst so feinfühlig urteilenden Hehn, wird man diesen politischen Kampf Heines mit tiefster Verachtung erwähnt finden. Selbst Scherer ist kalt und abweisend. Ja, als der italienische Dichter Carducci vor einigen Jahren Heine in einer Ode als Freiheitshelden

verherrlichte, protestierte sogar Karl Hillebrand, Deutschlands bester Kritiker und Heines früherer Sekretär, der stets mit Bewunderung und Pietät von dem großen Toten gesprochen hatte, mit den Worten: Heine selber hätte dies nie so feierlich genommen, gewissermaßen dagegen.

Die Sache ist zuvörderst die, daß Heine die „pathetischen Geberden“ mangelten, und er zu stolz war, sie anzuwenden. Das verwirrt die Deutschen. Aber man thut ihm blutiges Unrecht.*) Es war und blieb ein großes Pathos in seiner Seele. Das in seinen späteren Jahren verfaßte Gedicht „Enfant perdu“, welches ein Kapitel des Romanzero abschließt, hat er ganz empfunden.

Er war in der That, wie er sich hier nennt, ein vorgeschobener vergessener Posten, dem Niedergeschossenwerden preisgegeben. Und wenn es in seiner nachgelassenen Hymne in Prosa heißt: „Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme“ so ist das wahr. Es sprühen noch heutigen Tages die Funken seiner Schwertschläge und das Licht seiner Flamme leuchtet unvermindert. Und Viele wärmen sich noch an seinem Feuer.

Wie bereits angedeutet, findet Börne in seinen „Briefen aus Paris“ Heine inkonsequent, weichlich und charakterlos als Politiker. Er wirft ihm nicht so sehr Selbstüberschätzung vor, als vielmehr, daß er die Wirksamkeit einzelner Menschen überhaupt überschätze, da nach Börnes Ansicht die Individuen heutzutage nicht mehr so viel als in früheren Zeiten bedeuten. Selbst ein Voltaire, ein Rousseau, würden heute von keiner sonderlichen Bedeutung mehr sein. Die Individuen seien jetzt nur des Volkes Herolde! Dies vergesse Heine. Und in seinem Streben, den Demokraten zu gefallen, sage Heine, daß ihn die jesuitisch-aristokratische Partei in Deutschland verleumde, weil er dem Absolutismus kühn die Spitze biete; um sich aber bei den Aristokraten einzuschmeicheln, sage er gleichzeitig, daß er dem Jakobinismus kühn die Spitze geboten, daß er ein guter Royalist sei und ewig monarchisch gesinnt bleiben werde.

---

*) Trotz seines Münchener (1828) und Pariser (1837) Verhandelns mit den Regierungen. Anm. des Uebers.

Börne versteht eben keinen Scherz. Scherzend hat Heine erzählt, daß er in einem Pariser Modenmagazin, welches er zuweilen besucht, zwischen den acht jungen Arbeiterinnen und deren acht Liebhabern — alle sechszehn von höchst gefährlicher republikanischer Denkweise — der einzige Royalist gewesen sei. Wörtlich sagt er einmal: „Ich bin bei Gott! kein Republikaner. Ich weiß, wenn die Republikaner siegen, schneiden sie mir die Kehle ab . . . Ich verzeihe ihnen übrigens diese Narrheit." Börne fügt hinzu: „Ich nicht. Republikaner, die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Weg räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus."

Es liegt in jenen Aeußerungen Heines etwas, was den Leser trotz des Scherzes stutzen läßt: dieser abwechselnde Ausbruch von äußerstem Radikalismus bis zur schneidensten revolutionären Stimmung als Grundakkord — und diese stets wiederkehrenden Versicherungen, weder ein Jakobiner noch ein Republikaner zu sein! Man verlangt hier eine Erklärung, die bis jetzt noch keiner zu geben versucht hat.

Denn jene Erklärung, daß Heine charakterlos war charakterlos in solchem Grade, daß er unausgesetzt in der ernstesten Angelegenheit und während er die drei Augen zweier großer Länder auf sich gerichtet wußte, sich selbst Lügen gestraft habe — diese Erklärung beweist nichts. Er hatte seine Schwächen, seine Eitelkeit, seine Unstätheit, welche sich in der äußersten Marter kundgeben konnte — aber das hat alles hiermit nichts zu thun. In allem Wesentlichen ist er von Anfang bis zu Ende eine seinen Prinzipien treubleibende Seele. Es muß also diese Unklarheit in den Prinzipien liegen.

Man erinnere sich seines beständigen, grenzenlosen Napoleonskultus. Der macht sich noch ein letztes Mal im „Wintermärchen", im Trauerliede auf den toten Kaiser Luft, als dessen Sarg von St. Helena nach Paris überführt ward:

> Die elysäischen Felder entlang
> Durch des Triumphes Bogen
> Wohl durch den Nebel, wohl über den Schnee
> Kam langsam der Zug gezogen . . .

Ebenso erinnere man sich der Szene auf dem Schlachtfelde von Marengo aus den „Reisebildern“, wo der Russe Heine fragt: Sind Sie gut russisch? — und Heine antwortet: Ja, ich bin gut russisch. — Denn, erklärt er, bei dem wunderlichen Wechsel der Losungsworte und Repräsentanten in dem großen Kampfe habe es sich so gefügt, daß der glühende Freund der Revolution nur im Siege Rußlands das Heil der Welt sehen, und den Kaiser Nikolaus als den Gonfaloniere der Freiheit in Europa betrachten müsse. Die russische Regierung sei durchdrungen von liberalen Ideen, ihr unumschränkter Absolutismus sei vielmehr Diktatur, um jene Ideen unmittelbar ins Leben treten zu lassen u. s. w. . . .

Dieser Irrthum ist in seiner Naivetät ungeheuer. Aber das ist in diesem Zusammenhange gleichgiltig. Das Interessante ist, wäre der Absolutismus in Rußland derartig beschaffen gewesen, so hätte er Heines Beifall und Sympathie im selben Maße gehabt, wie die napoleonische Macht beides besessen hatte.

Doch man bedenke dies! Heine, der weitgehendste Repräsentant des Radikalismus in der Poesie seiner Zeit, verherrlicht Kaiser Nikolaus, diesen ärgsten Tyrannen des Zeitalters, als den Bannerträger der Freiheit. — Ist dies derselbe Mann, der stets eine jugendliche Freude darin findet, die Vorstellungen von Königs- oder Kaiserwürde mit den Streichen der Guillotine in nahe Ideenverbindung zu bringen? Man erinnere sich Heines Worte an Barbarossa: „Du wirst hier an ein Brett geschnallt — das senkt sich u. s. w. und des Schlußrufes an den alten ehrwürdigen Kaiser: „Die Republikaner lachen uns aus — sehn sie an unsrer Spitze — so ein Gespenst mit Szepter und Kron' . . .“ Er legt also Wert auf das Urteil der Republikaner, teilt in gewisser Hinsicht ihren Standpunkt.

Oder man erinnere sich des unsagbar witzigen Gedichts „1649—1793 — ?“, welches zuerst die schnelle Justiz an den Königen unter der englischen und französischen Revolution behandelt und von der kommenden deutschen also weissagt:

Der Deutsche wird die Majestät
Behandeln stets mit Pietät.
In einer sechsspännigen Hofkarosse
Schwarz panaschirt und beflort die Rosse —
Hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitsche
Der weinende Kutscher — so wird der deutsche
Monarch einst nach dem Richtplatz kutschirt,
Und unterthänigst guillotinirt.

Ist dies nun kein bloßes Spiel mit Worten und Gefühlen, so muß hier eine Erklärung gegeben werden, eine Auslegung, deren Schlüssel Heine selbst nicht gekannt hat. Denn daß hier ein Widerspruch in den Worten, im Wortlaute selbst herrscht ist unstreitbar.

Die Auslegung aber ist, daß Heine zugleich ein großer Freiheitsverehrer und ein ausgeprägter Aristokrat war. Er besaß die ganze Liebe einer freiheitsdurstigen Natur zur Freiheit; er schmachtete nach Freiheit, er entbehrte und liebte sie von ganzer Seele, aber zugleich besaß er auch die Liebe der großen Natur für menschliche Größe und das rein nervöse Entsetzen der feinfühligen Natur vor jeder Mittelmäßigkeit überhaupt Mit anderen Worten: es war in Heinrich Heines Seele kein einziger konservativer Blutstropfen. Sein Blut war revolutionär. Aber es war in seiner Seele auch kein demokratischer Blutstropfen. Sein Blut war aristokratisch: er wollte das Genie als Führer und Herrscher anerkannt sehen.

Er applaudirt, wenn er in seinem historischen Rückblick, oder Zukunftstraum einen erbärmlichen König oder Kaiser guillotiniert werden sieht. Aber er will dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist", ist sicherlich dasjenige von Jesu Worten im neuen Testament, welches sich seinem Geiste am tiefsten eingeprägt hat. — Er fürchtet nicht einen Freiheitszustand, gegen den Alles, was wir bis jetzt auf Erden von Freiheit gekannt haben, ein Kinderspiel wäre, aber er hält es nicht für möglich, daß die ideelle. Philister-Durchschnittsbildung die Freiheit in ihrem Schoße trage. Er verabscheut alle Mittelmäßigkeit, die liberale, wie die republikanische, als den Feind der großen Persönlichkeit und der großen Freiheit.

Daher sein Mißtrauen gegen die nordamerikanischen Freistaaten, seine geringe Schwärmerei für deren Freiheit:

Manchmal kommt mir in den Sinn
Nach Amerika zu segeln,
Nach dem großen Freiheitsstall,
Der bewohnt von Gleichheitsflegeln . . .

Wenn Heine die Marseillaise verehrt, so geschieht das, weil ihm dies Lied das Symbol des großen Aufstandes ist. Wenn er Napoleon verehrt, so geschieht das, weil dieser der Könige und der alten Weltordnung Demütiger ist, und wenn er an ihm alles Freiheitsfeindliche übersieht, so geschieht das, weil Napoleon für ihn als der Repräsentant des Volkes dasteht, rein von jedem Tropfen demokratischer Mittelmäßigkeit.

Es geschieht daher nur einmal in Mißmut, daß er nicht er selber ist, sondern in von außen geholten Formeln spricht, nämlich jene plebejische Albernheit nachzusprechen, daß die Bedeutung der großen Individuen vorbei sei, eine Behauptung, die im Grunde nur der klassische Ausdruck des bürgerlichen Neides ist. In seinem innersten Wesen ist Heine so sehr vom Gegenteil überzeugt, daß er sogar zu dem verrückten Extrem gelangen kann, in Nikolaus, dem damals verstocktesten Repräsentanten all und jeden Zwanges, den ersten aller Freiheitsmänner in Europa zu erblicken. Aber Nikolaus war wenigstens eine Persönlichkeit, eine Kraft. Und Heine war Genie genug, um zu fühlen, daß es in letzter Instanz einzig und allein auf die Persönlichkeiten und die Kräfte ankommt. Zahlen thun es nicht, Monarchen auch nicht, und Monarchen in großer Anzahl erst recht nicht. Daher Heines ewige Scherze mit den drei Dutzend deutscher Monarchen.

Wovor Heine zumeist bangte, das war vielleicht ein Leben ohne Schönheit. Das Fourier'sche Phalanstère, dies große Arbeitshaus ohne all und jeden Ueberfluß, wo sich auch kein Platz für die Kunst als Ueberfluß findet — schien ihm in Zukunft unvermeidlich, es befriedigte ihn aber nicht.

Was seinen Widerwillen jedoch noch mehr erregte, war

ein Leben ohne Größe, mit Gleichheit in der Mittelmäßigkeit als Religion, mit dem Haß gegen das Genie, gegen die suchenden Geister und gegen diejenigen, welche offen die nazarenische Askese als einzig wahrhafte Moral verwerfen. In gleichem Grade verabscheute er die Gesellschaft, wie er sie von einer Klerisei ohne Geist und von einer Aristokratie ohne Feingefühl regiert kannte, und ebenso eine Gesellschaft, wie er sie voraussah: aus emanzipierten Sklavenseelen bestehend, welche mit ihrer instinktiven Kriecherei nur aufgehört hatten, um dem Neide die Zügel schießen zu lassen, welcher der Kern all ihrer Ehrbarkeit war.

Er war gewiß für die Revolution gegen Ludwig XVI., diesen gutherzigen Schlosser, welcher König geworden war. Doch ebenso gewiß war er auch für Cäsar gegen Brutus, diesen Tölpel von einem Wucherer, der nichts weiter verstand, als ein Messer in einen großen Mann zu stoßen.

Er bildete sich ein, Monarchist zu sein, er nannte sich Royalist aus Ueberzeugung, weil er cäsarisch gesinnt war und ihm der Ausdruck hierfür fehlte. Er glaubte Demokrat zu sein und nannte sich so, weil er als Plebejer geboren war; er haßte alle ungerechten Geburtsprivilegien und fühlte sich in eine ewige Opposition gegen Junker und Pfaffen gestellt. In seinem innersten Seelenleben jedoch war er konsequent. Der scheinbare Widerspruch in seinen politischen Sympathieen und Tendenzen käm daher, weil er Größe und Schönheit ebenso sehr wie die Freiheit liebte und die höchste Entwickelung des Menschengeschlechts nicht auf einem falschen Gleichheits- und echten Mittelmäßigkeits-Altare opfern wollte.

12.
Heine.

Das wahrscheinlichste Datum für Heines Geburt ist der 13. Dezember 1797. Sein Vater, Samson Heine, war aus Hannover gebürtig und hatte in seiner Jugend als Proviantmeister mit Offiziersrang bei Prinz Ernst von Cumberland

einen Feldzug in Flandern und Brabant mitgemacht, sich jedoch nach seiner Heirat mit Peira (Betty) van Geldern als Kaufmann in Düsseldorf niedergelassen. Er war ein schöner, ruhiger, gravitätischer Mann, wenig begabt und auch nur ein mittelmäßiger Kaufmann, ohne Sinn für Kunst und Poesie, aber mit einer kindischen Vorliebe für Uniformen und noble Passionen: für das Spiel, für Theaterdamen, Hunde und Pferde. Er soll zwölf Pferde bei sich gehabt haben, als er nach Düsseldorf zog. — Die Mutter, welche eine gute Erziehung genossen hatte, französisch und englisch wie deutsch sprach, war verständig, seelenvoll, musikalisch, eine Schülerin Rousseaus, dessen Emil sie studiert hatte, eine Bewunderin Goethes, Feindin aller Vorurteile und Konvenienzen, und, im Gegensatz zum Vater, der bewundernd zu Napoleon aufschaute, eine leidenschaftliche Patriotin. Alles, was Erziehung anbetraf, gehörte zu ihrer Lieblingsbeschäftigung, und mit großer Sorgfalt und Geduld unterrichtete sie ihre Kinder. Beide Eltern waren in religiöser Hinsicht freisinnig, der Vater gleichgiltig, die Mutter Deistin, doch ließen sie ihre Kinder das orthodoxe jüdische Zeremoniell beobachten.

Nachdem Heinrich eine kurze Zeit lang eine jüdische Kinderschule besucht hatte, in welcher vielleicht der Grund zu jener Bibelkenntnis gelegt ward, die in Heines Schriften später so häufig hervortritt, wurde der Knabe einer von französischen Geistlichen, meist Jesuiten, geleiteten katholischen Erziehungsanstalt, welche in einem früheren Franziskanerkloster eingerichtet war, übergeben. Die Lehrer derselben waren jedoch auch weltlich gebildete Männer. Er hat in der Heimat eine glückliche Jugend verlebt, fand auch in der Schule Freunde und Beschützer, die sich seiner annahmen, wenn er seines Glaubens oder seiner Spottlust halber mit Gewalt bedroht wurde.

Der am frühesten an dem zukünftigen Dichter auffallende Zug war eine stetig wachsende Nervosität, welche sich darin äußerte, daß ihm aller Lärm verhaßt und peinlich war. Sogar eine schöne klangvolle Stimme, wie diejenige seiner Schwester, ebenso Klavierspiel und laute Rede wirkten auf ihn als Geschrei und Lärm. Und scharf wie sein Gehör, war auch sein

Geruchssinn. Tabaksrauch war ihm, wie Goethe, schon frühzeitig ein Greuel. Für Musik hatte er keinen Sinn und tanzen lernte er nie. Bereits mit fünfzehn Jahren begann er gute Verse zu schreiben.

Den Geist des Knaben formten und prägten sowohl äußere Verhältnisse als seelische Begebenheiten: die Rheinlande mit ihrer Lebensfröhlichkeit aber auch mit ihrem Aberglauben, ihren Sagen und Legenden; ferner der katholische Kultus daselbst mit seinen mittelalterlichen Bauten, Zeremonieen und Wallfahrten, über welche die herrschende romantische Poesie ihren verklärenden Glanz geworfen; dann auch jene Eindrücke, welche die israelitische Abstammung, die Poesie der Bibel und nicht zuletzt jene bei den zeitgenössischen Juden durch die Unterdrückung erweckte Freiheitssehnsucht und Selbstironie erzeugt hatten; endlich jene Schwärmerei für die Franzosen und Napoleon auf der einen Seite, während andererseits die gleich darauf folgende Einwirkung von Deutschlands patriotischer Erweckung alle Schüler der obersten Klasse, darunter Heine — wenn auch vergebens — dazu führte, sich als Freiwillige für den Freiheitskrieg von 1813 zu melden. Er las am liebsten große Humoristen, wie Cervantes und Swift. Don Quichote und Gullivers Reisen waren seine Lieblingsbücher.

In seinem sechzehnten Jahre verliebte er sich zum ersten Mal und zwar in die gleichaltrige Tochter eines Scharfrichters, mit Namen Josepha, welche im Hause ihrer in der ganzen Gegend gefürchteten und gemiedenen Tante, deren Mann gleichfalls Scharfrichter gewesen war, wohnte. Heine hat dies junge Mädchen als seltsam und bleich, mit rhythmisch edlen Bewegungen, einem feingeschnittenen Antlitz mit großen schwarzen Augen und blutrotem Haar beschrieben. Sie kannte viele Volksweisen, die sie ihn lehrte und war nach seiner eigenen Aussage die erste, welche seinen Sinn für Volkspoesie weckte. Sie übte überhaupt mit ihrer sie umstrahlenden Schönheit, mit dem Unheimlichen und Grausenerregenden, welches sie umgab, einen nicht geringen Einfluß auf den werdenden Dichter aus. Man spürt in Heines ersten Gedichten

eine Vorliebe für Todes- und Grabesgedanken, welche diesem zärtlichen Verhältnisse zwischen den beiden Kindern zu entstammen scheint. In Heines Traumbildern Nr. 6 scheint die Unseligkeit, für welche allein die ihm im Traume geoffenbarte Hingabe des jungen Weibes erkauft werden kann, die Unehre zu symbolisieren, welche am ganzen Geschlechte des Scharfrichters hing, und die gleich einem Bannfluche auf jeden wirkte, der mit demselben in Verbindung trat.

Vom Jahre 1816 an wird Josephas Bild in Heines Seele von einem anderen jungen Mädchen verdrängt. Die Eltern hatten ihren Harry (so wurde der Vorname ursprünglich geschrieben) für den Kaufmannsstand bestimmt. Die glänzende Laufbahn der Rothschilds hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Sie sandten den Sohn zuerst auf eine Handelsschule in Düsseldorf, dann ein paar Monate zu einem Frankfurter Bankier und verschafften ihm schließlich eine Stelle auf einem Hamburger Kontor, wo ein Onkel Harrys, der bekannte Salomon Heine, sich zu einem Matador in der Handelswelt aufgeschwungen hatte. Mit Hilfe des reichen Onkels, von dem der Brudersohn zeitlebens abhängig blieb, eröffnete dieser im Jahre 1818 unter der Firma „Harry Heine und Komp." in Hamburg ein Kommissionsgeschäft für englische Manufakturwaren, welches jedoch schon im kommenden Frühjahr seine Zahlungen einstellen mußte. Im Hause des Onkels fand Heine indessen nicht nur den mürrischen Wohlthäter, der ihn trotz seiner Güte nie verstand und sich stets über ihn ärgerte, sondern auch in dessen dritten Tochter, Amalie Heine, das Weib, welches das Verhängnis seiner Jugend wurde, und das er unter zahlreichen Namen (Maria, Zuleima, Molly, Eveline, Ottilie u. and.) besungen und verwünscht hat. Ihre Anmut zu preisen ward er nie müde; sie strahlt im Schönheitsglanz wie die schaumgeborene Göttin; ihre Augen, Lippen und Wangen gleichen denen des Madonnenbildes im Kölner Dom, ihre Augen sind Veilchen, ihre Hände Lilien usw.; doch es scheint, als habe sie ihn nie geliebt. Gehofft hat er jedenfalls, sie mit der Zeit gewinnen zu können. Beweise von Wohlwollen hat er vielleicht auch verschiedentlich von ihr

empfangen, um so stärker traf ihn daher, wie aus seinen Gedichten hervorgeht, ihre Verheiratung mit einem Anderen, einem Gutsbesitzer aus Königsberg, im Jahre 1821, und allmählich stand ihm dies als eine unverzeihliche Verräterei fest.

Neue Hilfe von Seiten des Onkels setzte Heine in den Stand, zu studieren, da er sich für den Kaufmannsberuf so unfähig bewiesen und dieser ihm im höchsten Grade zuwider geworden war. Nachdem er noch die Judenhetze in Hamburg im Jahre 1819 erlebt hatte, reiste Heine über Düsseldorf nach Bonn, um dort juristischen Studien obzuliegen und, wie der Onkel es gefordert, sich den juristischen Doktorgrad zu erwerben. Die Bonner Universität, welche mehrere Jahre während der französischen Herrschaft geschlossen gewesen, war kurze Zeit zuvor aufs Neue eröffnet worden und besaß eine Reihe vortrefflicher Professoren; da aber gerade damals die Verfolgungen der Burschenschaften, sowie aller nationalen Bestrebungen innerhalb der studentischen Kreise als Folge der Karlsbader Beschlüsse begannen, so wurde Heine gleich bei seiner Ankunft auf der Universität anläßlich eines Studentenfestes, welches zu Ehren des Jahrestages der Schlacht bei Leipzig abgehalten ward, in Verhör genommen und in einen kleinlichen und ergebnislosen politischen Prozeß verwickelt, der nur seinen persönlichen Abscheu vor der hereinbrechenden Reaktion erwecken konnte. Das Zeugnis, welches er im Jahre 1819 bei der Universitätsaufnahmeprüfung erhielt, lautete dahin, daß er kein Griechisch gelernt, daß er nur geringe Kenntnisse und Uebung im Latein besäße und nicht vermocht habe, sich zum mathematischen Examen zu stellen, daß er jedoch „nicht ohne all' und jede Kenntnisse in der Geschichte sei", und daß „seine deutsche Arbeit, obschon in wunderlicher Weise abgefaßt, den Beweis eines guten Bestrebens liefere."

Der junge Student in der Sammetjacke, mit Spitzenmanschetten und Hemdenkrause, befleißigte sich in Kleidung und im Auftreten einer nachlässigen Eleganz. Er war von Mittelgröße, trug sein hellbraunes Haar ziemlich lang um sein bartloses Gesicht, hatte regelmäßige Züge, eine fast griechische Nase, blaue Augen, einen großen, ausdrucksvollen Mund,

dessen Lippen sich häufig zu jenem kalten und spöttischen Lächeln verzogen, welches so oft in seinen Gedichten erwähnt wird, sowie ungemein schöne, weiße Hände.

Er hörte Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Sprache, über Tacitus' Germania, über das Nibelungenlied, im Allgemeinen sowohl litterar- und kulturhistorische Vorträge wie auch juristische Vorlesungen über römisches Recht und deutsches Staatsrecht. Von den Professoren übte A. W. Schlegel, der Chef der romantischen Schule, einen entscheidenden Einfluß auf den werdenden Dichter aus, der ihm seine Verse vorlegte und in diesem Zeitraum seine erste Tragödie „Almansor" schrieb.

Gegen Ende des Jahres 1820 ging Heine von Bonn nach Göttingen mit guten Vorsätzen in Bezug auf juristischen Fleiß: die Stadt gefiel ihm jedoch nur wenig, was man auch genugsam aus seiner „Harzreise" erkennt, und da er nach einem Aufenthalte von nur wenigen Monaten anläßlich eines unbedeutenden Streites mit einem anderen Studenten das Consilium abeundi erhielt, reiste er im Jahre 1821 nach Berlin. Im Varnhagenschen Hause eingeführt, welches zu jener Zeit Berlins geistiger Mittelpunkt war, wo Rahel die Aristokratie des Geistes, des Talentes und des Blutes um sich versammelte, lernte er bald die Blüte von Berlins bester Gesellschaft kennen. In der jetzt noch existierenden Weinstube von Lutter und Wegener in der Behrenstraße traf er zur Nachtzeit mit den klugen Köpfen und den genialen Zigeunern der damaligen Zeit zusammen, so mit E. T. A. Hoffmann und Grabbe. In Berlin glückte es ihm, nach einigen vergeblichen Versuchen, einen Verleger zu finden, der sich bereit erklärte, seine erste Gedichtsammlung zu drucken und sie ihm mit 40 Freiexemplaren zu honorieren. Sie kam im Dezember 1821 heraus, machte seinen Namen bekannt, fast berühmt, und schon diese Gedichte riefen Nachahmungen und Parodieen hervor.

Heine hörte an der Universität die besten Gelehrten seiner Zeit: Hegel, den er leidenschaftlich verehrte, Bopp, den großen Sanskritgelehrten und Wolff, den klassischen Philologen, sowie

den Juristen Eduard Gans. Voll jugendlichen Eifers ließ er sich mit einem Kreise von Männern ein, welche eine Reform des Judentums erstrebten und sich bemühten, dessen Bekenner mit europäischer Kultur bekannt zu machen. Mit nicht geringerer jugendlicher Erbitterung griff er unter dem fremden Gewande im „Almansor“ sowohl die abtrünnigen Juden an, welche die gemeinsame Sache aufgaben, als auch indirekt das Christentum, welches er als feindliche Macht betrachtete. Diese Tragödie erschien — zusammen mit Heines anderer Anfängerarbeit „William Ratcliff“ — im Jahre 1823, wurde aufgeführt, fiel aber in Folge Rassenhasses gegen den Verfasser durch.*)

Der Aufenthalt in Berlin erwies sich für Heines Brotstudium nicht fördernd. Er hatte sich schon in Hamburg an ein recht leichtfertiges Leben gewöhnt und setzte dies jetzt hier fort. Um sich zu erholen, reiste er im Jahre 1823 zu seinen Eltern nach Lüneburg, von dort nach Hamburg und aufs neue nach Göttingen, wo er 1825 den juristischen Doktorgrad erwarb. Sofort ließ er sich taufen. Er wechselte die Religion nicht aus Ueberzeugung, sondern im Gegenteil, unter lebhaftem antipathischem Gefühle gegen dieselbe und unter Scham über diesen Schritt, den er unternahm, um den Versuch zu machen, sich der demütigenden und drückenden Abhängigkeit vom Onkel zu entziehen — und unter anderer Bedingung konnte er zu keiner Einnahme, zu keiner Lebensstellung, keinem Amte gelangen. Man findet seine damalige Stimmung in dem mit Unrecht übermäßig gelobten Bruchstücke „Der Rabbi von Bacharach“ wiedergegeben. Dasselbe spiegelt nur vereinzelt echtes Leben und wahre Kunst wieder und zeigt in Wirklichkeit Heines Unfähigkeit, gegenüber der Aufgabe, einen historischen Roman zu schreiben; am Schluß aber verrät die Selbstschilderung, die der Dichter hier unter fremder Maske gegeben, sein Schamgefühl darüber, daß er nominell zu einer Glaubensgemeinschaft übergegangen, die für ihn feindliches Lager war.

---

*) G. Karpeles, Biographie H. Heines. 1885.

Im Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel*) findet man zerstreut treffende Worte über Heines Persönlichkeit und Wesen aus jener Zeit. Varnhagen citirt — merkwürdig genug gleich das erste Mal, als er „unseren kleinen Heine“ erwähnt, einen Ausspruch Rahels, der unglaublich treffend ist, weil er zeigt, mit welchem Scharfblick sie gerade diejenige Dichterpersönlichkeit herausgefunden hat, mit der Heine etwas Gemeinsames besaß und unter deren Einfluß er sich auch zum Teil befand, der er aber auf keine Weise, wenn anders er nicht als Mensch und Dichter zu Grunde gehen wollte, gleichen durfte Der Ausspruch lautet: „Sie sollen kein Brentano werden, ich leid es nicht.“ Rahel schreibt humoristisch: Heine muß „wesentlich werden, und sollte er Prügel haben. „Mensch werde wesentlich.“

Und wie gut hat ihn nicht Varnhagen selbst gekannt, wie fein ist nicht die folgende, sechs Jahre spätere Wendung in einem Briefe an Rahel: „Und nun hast Du außer den anderen klugen und gescheidten Menschen, die Dich erfreuen, und unterhalten, auch noch Heine, den eigengearteten, herumgereisten frischen Heine bei Dir! „Frisch“ braucht hier nicht zu heißen wie er aus dem Meere kommt, auch eingesalzene Heringe sind ja als solche selbst noch frische genannt.“ Fast im selben Vergleich bewegt sich seine Aeußerung über den dreißigjährigen Heine: „Hoffentlich siehst Du ihn oft und er benützt es zu seinem Heile! Er muß sich in guter Geistesluft konservieren; denn er hat viel in sich, was leicht verdorben geht.“*)

---

*) Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. 6 Bände. Zu herabgesetztem Preise bei H. Barsdorf in Leipzig erhältlich. (Statt 36 Mk. für 8 Mk.)

*) Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel Bd. VI. pag. 48, 56. 316. 344. Andere interessante Aussprüche Rahels über Heine sind folgende: Heine sehe ich fast nicht, er wälzt sich so in sich herum, sagt, er müsse viel arbeiten, ist fast erstaunt, daß ihm so etwas Reelles als des Vaters Tod, der Mutter Leid darüber betraf. . . . Aussehen thut er gesunder, klagt beinahe nicht wieder; aber es ist so manche vorüberfliegende Miene festgestellt zwischen seinen Zügen, die ihnen nicht wohlthut; so im Munde ein Zerren, wenn er spricht, was ich sonst — auch schon — fast als eine kleine Grazie bemerkte, obgleich es nie schön Zeugnis gab. — Von Heine'n wollt ich Dir eben schreiben. Das Resumé,

Rahel und Varnhagen waren die ersten Verteidiger des Heine'schen Talentes. Die älteste lobende Ankündigung seiner Gedichte stammt von seinem feinfühligen, diplomatischen Beschützer. Aber man fühlt recht wohl, daß das Paar einen scharfen und bekümmerten Blick für die Schwächen seines Charakters, welche für sein großes dichterisches Vermögen gefährlich und verderblich werden konnte, hatte.

Heine. Das Buch der Lieder.

Heines populärstes Buch ist jetzt das im Jahre 1827 erschienene „Buch der Lieder"; es besteht aus Gedichtgruppen aus verschiedenen Jahren und Perioden, und hauptsächlich hieran ist der Ruhm seines Namens geknüpft.

Die Gruppe „Junge Leiden" von 1816—1821 ist als die erste auch die schwächste. Sie zerfällt in mehrere Abteilungen: Traumbilder, Lieder, Romanzen, Sonette. Sie enthält Kindheitserinnerungen von Düsseldorf, süßes Gedenken an eine glückliche Kindheit, Liebe zur Mutter, Napoleonskultus, viel katholische Rheinlandsromantik, Totentanz mit klappernden Knochen auf Kirchhöfen, sowie allerlei Traumgesichte. Hier erklingen scherzhafte Töne, drollige Klagen über seine Geldverlegenheit, welche entsteht, wenn die Dukaten allzu schnell ihren Weg laufen; aber auch schneidende Töne, deren Kälte die Verzweiflung über die Demütigungen widerspiegelt, welche der Dichter erlitten hat, als er als bald fallirender Kaufmann seine Laufbahn unter den Geldsäcken Hamburgs begann. Hier finden sich ferner aus seiner Studentenzeit Ausbrüche von lebendigem, akademischem Freundschaftsgefühl und von Begeisterung für den an der Universität wie in der Litteratur

---

was ich heraushabe, ist und bleibt sein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muß, sonst wird's inhaltsleer und höhlt zur Manier aus. — Varnhagen antwortet: Für Heine giebt es nur e i n Heil, er muß Wahrheitsboden gewinnen, auf dem innerlich ganz fest gegründet sein dann mag er sein Talent in der Welt auf die Streife schicken um Beute zu holen und Mutwillen zu üben. (Band VI. pag. 347. 356. 365.)

gleich hervorragenden A. W. Schlegel; dann deutsch-patriotische Ergüsse im Burschenschaftsstil, den Heine jedoch schnell verläßt. Hier findet man leidenschaftliche Ausdrücke für das Selbstgefühl des Genies, Liebes-Sorgen und Klagen der verschiedensten Art, erst Liebessehnen (in E. T. A. Hoffmanns Manier) vermischt mit Kirchhofsschrecken, dann rein sentimentale Wehklagen über unerwiderte Liebe und Ausbrüche wilder Verzweiflung über die Falsche, die ihm den Todesstoß gegeben und auf ihrer Hochzeit sein Blut trinkt und sein Herz verzehrt. Nur in einem einzigen Gedichte „Die Fensterschau“ schlägt die Stimmung ausnahmsweise in eine gewisse grobkörnige Lustigkeit über. Die besten von diesen Jugendgedichten, deren Form im Allgemeinen altmodisch ist, sind vor allem die berühmten epigrammatischen vier Zeilen, welche beginnen: „Anfangs wollt ich fast verzagen“; sie sind das früheste Beispiel von Knappheit in Heines Stil; dann ein paar Sonette, welche weit leidenschaftlicher gehalten sind, als sonst deutsche Sonette zu sein pflegen, und endlich unter den Romanzen „Belsazar“, welcher wahrscheinlich durch Byrons hebräische Melodieen beeinflußt ist, sowie das schon besprochene, unvergleichliche Gedicht „Die beiden Grenadiere“.

Die folgende Abteilung, welche den eigentümlichen Titel „Lyrisches Intermezzo“ trägt, war nämlich 1823 zuerst als lyrisches Zwischenspiel zwischen den beiden schlechten Tragödien „Almansor“ und „Ratcliff“ erschienen und behandelte dieselben Stoffe wie der erste Abschnitt, nur in eigentümlicherer Form und in freierer, kunstvoller Weise. Der Herausgeber des ursprünglichen Textes des Buches der Lieder, Ernst Elster, hat hier in der Einleitung, und ein jüngerer Kritiker, Wilhelm Bölsche, in einem selbständigen Buche über Heine mit vielem Scharfsinn nachgewiesen, daß wir hier nur selten ein direktes Ausströmen von erlebten Liebessorgen, sondern vielmehr eine Art Erinnerungsextrakt vor uns haben. Zumeist beschäftigt sich hier der Dichter frei mit seiner alten Liebesqual, ja er spielt sogar zuweilen mit ihr; daher auch das oft Fehlschlagende im Ausdruck. Der Leser glaubt hin und wieder nicht recht an den Ernst der Gefühle, wird bedenklich gegenüber den beständigen Versicherungen eines tötlichen Kummers, unter dem

das Leben doch stetig fortgeführt und die Kunst weitergeübt wird.

Aber es war ganz natürlich, daß sich Heine hier aufs neue zu jener einzigen Leidenschaft zurückflüchtete, obwohl sie inzwischen keine neue Nahrung erhalten hatte. Er hatte eine spätere, die sich an Stärke oder Bedeutung für sein Seelenleben mit derselben messen konnte, nicht erlebt. Sie war und blieb die wichtigste Begebenheit seines Lebens. Es scheint, als ob das Glück, das sie ihm seiner Zeit gebracht, nur ein sehr flüchtiges gewesen sei; als er das erste Mal von seiner Liebe sang, verweilte er daher ausschließlich bei seinem Liebeskummer, bei der Nichterwiderung seiner Gefühle, dem Verlassenwordensein, der Verräterei und der kalten Grausamkeit der Geliebten. Jetzt, wo er all dem freier gegenüberstand, offenbarte er die wirkliche oder umdichtete Geschichte dieser Liebe vom ersten Tage an, da sie zum Leben erwachte, bis zur Stunde, da er für die Geliebte tot war. Auf diese Weise fügte er nicht nur die sämtlichen Phasen seiner Gefühle bis zur Katastrophe zusammen, sondern er gab denselben auch eine größere Frische und Reichhaltigkeit, indem er um jedes einzelne Moment derselben einen Rahmen von Naturleben und Naturstimmungen schuf. In den Traumbildern herrschte beständig Nacht — hier das Knospen des Lenzes, Vogelgesang und Sternenlicht.

Was aber die ursprüngliche Zärtlichkeit anbelangt, welche die Geliebte für ihn gehabt haben soll, so ist sie nur hinzugedichtet und stimmt nicht mit dem wirklichen Verhalt; das verrät Heine unfreiwillig, wenn er zärtliche Szenen zwischen der Geliebten und sich ausmalt. Denn nie ist der Liebhaber dabei besitzend, selbst im Augenblick der Umarmung nur sehnsuchtsvoll:

Lehn Deine Wang' an meine Wang'
Dann fließen die Thränen zusammen!
Und an mein Herz drück fest Dein Herz,
Dann schlagen zusammen die Flammen!

Und wenn in die große Flamme fließt
Der Strom von unseren Thränen
Und wenn Dich mein Arm gewaltig umschlingt —
Sterb ich vor Liebessehnen.

Dieser begünstigte Liebhaber, „der, wenn sich die Flammen begegnen, vor Sehnsucht stirbt“, verrät sich als ein in der Wirklichkeit nicht sehr zufriedengestellter Liebender.

Von den rein erotischen Gedichten sind aber diejenigen die vorzüglichsten, welche Liebessehnen ausdrücken, sowie auch diejenigen, welche die wehmütige Lösung eines Liebesverhältnisses zum Vorwurf haben. Unter den zärtlichen und sehnsuchtsvollen Gedichten strahlt vor allen das anmutige morgenländische „Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag ich Dich fort“; es bestrickt mit seiner Schilderung von Indiens exotischer Eigenart, sowie durch die zarte Innigkeit der Stimmung. Heine sehnte sich nach Indien, wie Goethe nach Italien; geistig war er an den Ufern des Ganges heimisch wie Goethe an denen des Tiber. Wahrscheinlich hat Bopp zuerst mit seinen Vorlesungen Heines Sinn für dies östliche Traumland geweckt. Zur Vorführung desselben benutzt er übrigens den romantischen Märchenstil, den er gewissermaßen als Erbe übernahm und nach seiner Individualität, wenn er etwas Fernes und Lockendes schildern wollte, umformte. Einfach schön ist ein Vers wie dieser:

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n,
Und in der Ferne rauschen
Des heil'gen Stromes Well'n.

Nimmt man dagegen Verse wie diesen:

Dort liegt ein rotblühender Garten
Im stillen Mondenschein,
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein,

so enthalten sie, so schön sie auch sind und so zärtlich sie auch klingen, bereits etwas von jener Unnatur, die uns nicht selten in Heines Naturschilderungen begegnet. Das Kolorit ist kräftig, aber nicht treffend; die Lokalfarben machen sich auf Kosten des ganzen Tones geltend. Rotblühend dürfte kaum das nächstliegende Wort sein, auf welches man bei Schilderung eines Gartens verfällt, wenn man ihn bei Mondschein sieht. Ungefähr mit demselben Effekt auf Kosten der natürlichen Wirkung heißt es später in dem Gedicht „Abenddämmerung“:

„Gegenüber am Fenster saßen Rosengesichter dämmernd und mondbeglänzt.“ Auch die Wendung, daß die Lotosblumen in der Geliebten ihr liebes Schwesterlein erwarten, ist nur ein alltägliches Kompliment mitten in diesem reichen Gangesbilde. Ungefähr dieselbe Wendung ist auch in der folgenden Strophe vorhanden:

Es flüstern und sprechen die Blumen
Und schau'n mitleidig mich an:
Sei unsrer Schwester nicht böse
Du trauriger, blasser Mann!

Es findet sich hier ein Madrigalstil, über den Heine in reiferen Jahren vollständig hinwegkommt. Ebenso weist einer von den anderen Versen in diesem so stimmungsvollen Gangesgedicht Eigentümlichkeiten auf, welche auf Heines Ausgehen von der romantischen Schule mit ihrer willkürlichen Naturauffassung zurückweisen:

Die Veilchen kichern und kosen
Und schau'n nach den Sternen empor.

Daß die Veilchen mit einander kosen, ist schon recht kühn, es erinnert dies an H. C. Andersens „Verzauberte Gärten“; aber daß sie kichern, ist entschieden etwas zu viel des Guten. Das ist derselbe Stil, den Emile Zola später bei Schilderung seines Gartens Paradou angewandt hat.

Im selben Geiste wie dieses Lied, hat Heine das folgende von der Lotosblume, die sich vor der Sonne Pracht ängstigt, gedichtet. Es ist ein äußerst liebliches Gedicht, welches wie wenige andere Dichtungen in aller Blumenunschuld sinnlich zerfließt. Hier ist das sinnlich-seelische Sehnen fast hysterisch geworden, indem der Dichter sich nicht damit begnügt, den Lotoskelch blühen und glühen und leuchten und duften und zittern zu lassen, sondern ihn auch noch weinen läßt, wenn der Mond, sein Buhle, mit seinen Strahlen die Lotos geweckt hat.*)

Nächst diesen sehnsuchtsvollen Gedichten sind die entsagenden, welche das Aufhören des Liebeslebens ausdrücken,

*) W. Kirchbach, Heines Dichterwerkstatt. In „Magazin f. d. Litteratur.“ Jahrg. 57. Nr. 18. 19. 20.

die am tiefsten gefühlten. Das beste Beispiel hierfür ist das Gedicht Nr. 59 im „Intermezzo", welches in seiner ersten Strophe schildert, wie ein Stern, der Stern der Liebe, vom Himmel herniederfällt, in seiner zweiten, wie die Blüten und Blätter vom Apfelbaume fallen, und in seinem dritten, wie ein Schwan in sein Flutengrab sinkt, bis Alles in der Schlußstrophe gesammelt wird:

Es ist so still und dunkel
Verweht ist Blatt und Blüt',
Der Stern ist knisternd zerstoben
Verklungen ist das Schwanenlied.

Am bezeichnendsten für Heine ist aber, daß, so stimmungsvoll das Gedicht auch ist, doch keins der drei darin anschaulich gemachten Naturspiele den Eindruck des Erlebten macht. Sie stehen da als willkürlich zusammengebrachte Symbole.

Zwischen diese schwärmerischen Gedichte hat er auch solche von ganz verschiedener Art gestreut, welche sich um weit leichtere Liebesverhältnisse drehen. Die freieren von diesen hat er in der Sammlung „Buch der Lieder" ausgelassen, so das doch recht unschuldige:

Du sollst mich liebend umschließen
Geliebtes schönes Weib!
Umschling mich mit Armen und Füßen
Und mit dem geschmeidigen Leib!

Andere, wie „Die Welt ist dumm, die Welt ist blind", in denen er der Arme Weichheit und der Küsse Glut ausmalt, hat er darin beibehalten. Es befinden sich darunter aber auch andere epigrammatische Verse von ernstem, leidenschaftlichem Charakter, z. B. das bekannte „Ich hab' Dich geliebet und liebe Dich noch". Endlich hat er hier noch des Effektes halber mit einer eigens gesuchten Trivialität in der Wahl der Worte das Lebensgeschick verallgemeinert, wodurch er zum erotischen Dichter wurde, so in dem gegen Heines Gewohnheit allgemein gehaltenen und so berühmt gewordenen Gedicht: „Ein Jüngling liebt ein Mädchen, die hat einen andern erwählt."

Auf diesen Abschnitt folgt die 1823—1824 in Hamburg und Cuxhafen geschriebene Sammlung „Heimkehr". Das Wort „Heimkehr" bedeutet das Wiedersehen von Hamburg, wo des

Dichters Liebesroman gespielt, und wo beim Anblick der bekannten Plätze alle Herzenswunden von neuem zu bluten begannen. An dies vorherrschende Thema in der Sammlung schließt sich ein anderes, der erste Anblick des Meeres, welches noch unbesungen in der deutschen Dichtkunst geblieben war.

Hier verbinden sich jetzt mit den Klagen um die Verlorene, welche durch die Umgebungen, in denen jene alte Tragödie gespielt hatte, erzeugt wurden, neue Eindrücke und Bilder. Zuerst bricht die alte Leidenschaft mit Gewalt von neuem hervor; er brütet wieder über der alten Qual, ihm wird übel in der Stadt, wo ihm die Häuser auf den Kopf zu stürzen scheinen, und ärger geht es ihm noch in den Räumen, wo sie ihm Treue gelobt. Das Neue in diesen Liedern der unglücklichen Liebe ist der allzeit gleich heftige und wilde Haß, der hier über dem Grabe des Liebesglücks aufflammt.

Aber auf der Reise hat der Dichter die Familie der Geliebten getroffen, und die jüngere Schwester gleicht vollständig der Geliebten, besonders wenn sie lacht, auch hat sie dieselben Augen, die ihn so unglücklich gemacht. In einem Briefe vom 23. August 1823 spricht er seinem besten Freunde davon, daß „eine neue Thorheit auf die alte gepfropft sei.“ Es ist Ernst Elster durch sorgfältiges Studium nachzuweisen geglückt, wie zu dieser Zeit bei Heinrich Heine ganz deutlich eine Leidenschaft für Amalie Heine's acht Jahre jüngere Schwester Therese die erste Liebe ablöste, welche einen so unbefriedigten Ausgang genommen. Stark war auch diese neue Leidenschaft, jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso unerwidert, wie die erste Jugendneigung. Dafür sprechen die bekannten Zeilen:

Wer zum ersten Male liebt,
Sei's auch glücklos, ist ein Gott;
Wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe;
Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit — und sterbe.

Im Jahre 1828 verlobte und verheiratete sich Therese Heine mit einem Dr. jur. Adolf Halle, und man hat unter

Heines hinterlassenen Schriften beißende Spottverse über den Bräutigam und die Hochzeit gefunden. Er besaß ja die unritterliche Poetengewohnheit, sich durch Spötterei zu rächen, wo er abgewiesen ward. Die Gedichte in „Heimkehr“, mit denen er Therese meint, enthalten jedoch nicht jene Bitterkeit, und jenen Haß, die so häufig bei Heine der älteren Schwester gegenüber hervortraten. Er preist Theresens Schönheit, ihre schönen Augen, ihre Reinheit: Sie ist wie eine Blume, er betet zu ihr, wie andere zu Paul und Peter und zur Madonna; auch kämpft er gegen seine Gefühle und fürchtet sich vor dieser neuen Liebe. Stolz und Scheu verbieten ihm, sich zu erklären; das war für sie, die ihn doch nicht lieb hatte, das Beste. Zuweilen hat er selbst versucht, das Erwachen der Liebe in ihrer Seele zu verhindern; jetzt aber, da ihm dies so leicht geglückt ist, drängt sich der Wunsch nach ihrer Gegenliebe doch wieder hervor. Er ist zu stolz, um von seiner Liebe und Qual zu sprechen, er scherzt und spottet, während er sich innerlich verblutet; sie aber versteht ihn nicht, sieht nicht, daß sein Herz zittert und bricht. Hiervon zeugt dieser Vers:

> O, dieser Mund ist gar zu stolz,
> Und kann nur küssen und scherzen;
> Er spräche vielleicht ein höhnisch Wort,
> Während ich sterbe vor Schmerzen.

Die Todesdrohung ist diesmal aber nicht ernstlich gemeint. Denn in einem andern Gedicht heißt es ganz aufrichtig:

> Glaub' nicht, daß ich mich erschieße,
> Wie schlimm auch die Sachen steh'n!
> Das Alles, meine Süße,
> Ist mir schon einmal gescheh'n.

Und doch hat er auch diesmal tief gefühlt und tief gelitten. Die Kousinenliebe, dies in der Regel erste und vorläufige Stadium auf der Liebesbahn, dies gewissermaßen nur als Einweihung in das eigentliche erotische Leben geltende Vorspiel*), ist, so wunderlich das auch klingen mag, die einzig

*) Aux près de l'enfance on ceuille
Les petites amourettes
Qu'on jette au vent feuille à feuille;
Ainsi que des pâquerettes,

ernstliche und nicht ganz flüchtige Leidenschaft, welche der junge Heine gekannt hat. Und selbst in seinen Mannesjahren erreichte kein späteres Gefühl auch nur annähernd die Stärke dieser jugendlichen Doppelleidenschaft für zwei Schwestern, von denen ihm die zweite das Bild der ersten zurückrief.

Zwischen diesen gefühlvollen Gedichten, diesem Stück Seelengeschichte, hat Heine gleichwie im „Intermezzo“ kleinere Gedichte über weniger ernsthafte Liebschaften, Abenteuer aus den Universitätsstädten, die er besucht hatte, sogar auch Verse über ganz gewöhnliche und bezahlte erotische Freuden eingeflochten. Verschiedene der anstößigeren, welche ursprünglich in „Heimkehr“ gestanden, ließ er ganz aus dem „Buch der Lieder“ fort, so das ergötzliche, doch freche:

Blamier mich nicht, mein schönes Kind,
Und grüß mich nicht unter den Linden;
Wenn wir nachher zu Hause sind,
Wird sich schon Alles finden.

— und selbst so lustige und übermutige Verse wie:

Himmlisch war's, wenn ich bezwang
Meine sündige Begier;
Aber wenn mir's nicht gelang,
Hatt' ich doch ein groß Plaisier.

Am meisten jedoch tritt in dieser Abteilung sein Doppelvermögen für das Lied und das Malerische hervor. Außer seinem lyrischen Vermögen, welches in seiner gemischten Leidenschaftlichkeit dem ungekünstelten Herzensschrei eines modernen Menschen gleicht, legt er hier eine ganz eigene malerische Begabung an den Tag, figurenbildend mit Licht und Schatten und Farben, doch ohne Konturen.

Dahin gehört die Szene im stillen Pfarrhaus mit der streitenden, verzweifelnden Familie. („Der bleiche herbstliche Halbmond.“) Der Sohn will Straßenräuber werden, die Tochter sich dem Grafen verkaufen. So lebendig diese Szene auch dargestellt ist, so gehört sie doch nicht zu den besten.

On ceuille dans ces prairies
Les voisines, les cousines,
Les amourettes fleuries
Et qui n'ont pas de racines. Richepin.

Der Einfall mit dem toten Vater, der im schwarzen Ornate draußen steht und an das Fenster pocht, gemahnt doch zu sehr an veraltete Romantik. Ganz musterhaft ist dagegen das folgende Gedicht („Das ist ein schlechtes Wetter"), in welchem wir das alte Mütterchen sehen, welches am Abend in Dunkelheit und Unwetter hinausgesandt wird, und mit ihrer Laterne quer über die Straße wankt, um für ihre große und schöne Tochter einzukaufen, welche zu Hause im Lehnstuhle liegt und schläfrig ins Licht blinzelt, während die goldenen Locken über das süße Gesicht herabwallen — das wirkt wie ein altes niederländisches Gemälde.

Noch schöner jedoch ist die Gruppe von acht Gedichten, welche bei seinem Aufenthalte in Cuxhaven entstanden. „Wir saßen am Fischerhause" ist ein kleines Wunder künstlerischer Kraft; in diesen Gesprächen mit den Mädchen vor der Fischerhütte werden das ferne Indien und der äußerste Norden mit ganz wenigen Worten gezeichnet:

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blüh'n,
Und schöne stille Menschen
Vor Lotosblumen knieen.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer und backen
Sich Fische und quäken und schreien.

Ferner sind da lustige Gedichte von losen Mädchen, so von diesem, welches er in der ganzen Stadt sucht und endlich in einem Prachthotel findet, oder von jenem, in dessem Herzen blaue Husaren in Einquartierung lagen.

Endlich gehören hierher einzelne epigrammatische Verse, die alle Welt jetzt auswendig kennt, welche aber böses Blut gegen Heine erzeugt und viel Aergernis gegeben haben. So vor Allem das berühmte:

Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch,
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

Es ist unbegreiflich, daß man diese Strophen jemals als ein Zugeständnis schmutziger Instinkte hat betrachten können.

Sie treffen ja nur den, der gleich in einem Buche nach jeder anstößigen oder schlüpfrigen Stelle sucht, so wie die Sau die Pfütze aufsucht, um sich darin zu wälzen. Daß Heine hier an kein Zugeständnis denkt, als ob er etwa an die sinnlichen Triebe oder cynischen Neigungen seiner Leser appelliren wollte, zeigt am besten das folgende Gedicht, welches sich unmittelbar an jene Zeilen anschließt und also beginnt:*)

Doch die Kastraten klagten,
Als ich meine Stimme erhob;
Sie klagten und sie sagten:
Ich sänge viel zu grob.

Unzweideutiger konnte er jedenfalls nicht behaupten, daß er, wo er geradezu, derb oder cynisch gewesen, nur seinem modernen Hange zur Wirklichkeitstreue, seinem Widerwillen gegen die romantisierende Beschönigung, seinem unwillkürlichen Triebe zur schneidenden Lebenswahrheit gefolgt sei.

Die allgemeine Klage über das, was Julian Schmidt einmal die Gemeinheit in Heines Gedankensprung vom Erhabenen zum Niedrigen genannt, hat keine moralische Berechtigung mehr. Ein typisches Beispiel für diesen Umschlag in Stil und Stimmung findet man in dem Gedicht „Frieden" in der Gruppe der Nordseelieder. Heine sieht in demselben Jesus als Friedensfürst im weißen Gewande riesengroß über das ruhige Meer und das Land schreiten:

Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Ueber Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne;
Und das rothe, flammende Sonnenherz,
Goß seine Gnadenstrahlen
Erleuchtend und wärmend,
Ueber Land und Meer.

Dann wird diese Stimmung durch das Bild eines erbärmlichen, heuchlerischen Pfuschers in Berlin, dessen er sich plötzlich erinnert, abgebrochen. Es ist einer von jener Sorte, die schwach sind in Kopf und Lenden, stark im Glauben —

*) Vgl. Bölsche, H. Heine. Anm. d. Uebers.

was würde jener nicht darum geben, solche Traumbilder ersinnen und sich zum Hofrat in der frommen Stadt an der Spree hinauffrömmeln zu können — wie würde er dann nicht von einer Gehaltszulage von 100 Thalern preußisch Kurant träumen!

Gewiß hat Heine hier seinen Lesern das schöne Bild verdorben. Er hat sein Gedicht zerrissen, seine Melodie durch fratzenhafte Disharmonieen gesprengt. Und doch versteht man recht wohl, wie bei einem Dichter mit solcher modernen Lebenserfahrung, das erste Gesicht ganz ungekünstelt das zweite hervorgerufen hat; in jedem Falle aber ist es unberechtigt, von dieser Ideenverbindung, von diesem „Gedankensprung" als von dem Symptom einer gemeinen Gesinnung zu sprechen. Sehr treffend und richtig hat Wilhelm Bölsche hinsichtlich dieses Punktes bemerkt, daß Niemand Goethe deshalb gemeiner Denkweise beschuldigt habe, weil bei ihm unmittelbar nach Faust's Glaubensbekenntnis an Gretchen Mephistopheles' Spöttereien folgen.*) Und doch besteht hier nur der Unterschied, daß die Schwärmerei und der Cynismus zwei Personen in den Mund gelegt sind, während in dem lyrischen Gedichte der Dichter unmittelbar die Verantwortung für Beides übernimmt.

Am Schluß dieses Zyklus stehen ein paar ungemein tief empfundene und formvollendete Gedichte, welche sich schon durch die bei Heine ungewöhnliche Stellung der Reime vor der Menge der kleineren Gedichte auszeichnen. Das eine, „Dämmernd liegt der Sommerabend" welches ein schönes Elfenmädchen schildert, das sich im Mondenschein im Bache badet, ist hingehaucht und dufterfüllt wie eine Landschaft von Corot. Das andere steht schon durch die rhythmische Behandlung allein unter den kleinen Gedichten in „Heimkehr". Es ist dies das seelenvolle phantastische Gedicht:

> Der Tod das ist die kühle Nacht,
> Das Leben ist der schwüle Tag,
> Es dunkelt schon, mich schläfert,
> Der Tag hat mich müd' gemacht.

---

*) Bölsche. H. Heine, pag. 106.

Ueber mein Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall,
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör' es sogar im Traum.

Die nächste Abteilung, die „Harzreise“ (1824) enthält jene lieblichen Bergmannsgedichte, welche auf einer Fußreise entstanden sind, durch welche Heine nach den Göttinger juristischen Studien Erholung suchte. Hier sind wundervolle Bilder von Gebirgsgegenden und aus dem Bergmannsleben, sowie eine mit hinreißendem Uebermut, geistvoll und keck gehaltene Selbstlobsstimmung. Das schöne, witzige Gedicht von den Rittern vom heiligen Geist hat sich sicherlich aus dem Motiv der Katechisationsszene im „Faust“ entwickelt, es besitzt jedoch eine Ursprünglichkeit, die es durch alle Welt populär gemacht hat.

Das „Buch der Lieder“ schließt dann mit den „Nordsee-Gedichten“, welche in kräftigen, freien Rhythmen in den Jahren 1825 und 1826 nach einem wiederholten Aufenthalte auf Norderney geschrieben waren. Es herrscht hierin vor allen Dingen ein Natursinn, welcher in der deutschen Poesie eine neue Eroberung bezeichnet. Im Verhältnis zur Natur schien Goethe alles erschöpft zu haben. Seine Liebe zu allem Leben in der Natur, sein Sichverwandtfühlen mit Tier und Pflanze, sein Empfinden, daß der Mensch in seinem Wesen eins sei mit den anderen Wesen und seine Anschauung von der Einheit des Alls unter wechselnden Formen im ewigen Wechsel — diese Gabe, die Natur ganz in Gefühl aufzulösen, war seine erste Eigentümlichkeit. Sie wird bald abgelöst oder vervollständigt durch sein Vermögen, Naturszenen zu beobachten und wiederzugeben, ohne ihnen seine eigenen Gefühle unterzuschieben. Er studiert die Natur, wird Beobachter und Forscher, und seine stets tiefer eindringende Anschauung, sein genialer Blick, lassen ihn zum epochemachenden Entdecker auf zwei Hauptgebieten werden. Wir sehen ihn alle Stadien einer großen Seele gegenüber der Natur durchlaufen, das gefühlvolle, das religiös-pantheistische und dasjenige der dichterisch-wissenschaftlichen Anschauung, bis er sich endlich so sehr an den sinn-

lichen Ausdruck anklammert, daß er aus allen Kräften das Seelische zurückdrängt. Seine Anschauungsweise wird stetig positiver und wahrheitsgetreuer. „Ich fürchte nicht den Vorwurf“, sagt er in seiner Abhandlung vom Granit, „daß es ein Geist des Widerspruchs sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat.“*) Er meint den Granit.

In welcher Hinsicht war es also einem deutschen Dichter noch möglich, geniales Naturgefühl an den Tag zu legen? Vom Menschenherzen bis zum Granit hatte Goethe alles umspannt. Nur ein einziges Gebiet war übrig geblieben. Goethe hatte nie das Meer besungen. Als fast Vierzigjähriger sah er es in Venedig zum ersten Male. Er stand am Lido. „Ich hörte,“ schreibt er, „ein starkes Geräusch; das war das Meer, und ich sah es bald. Es ging hoch gegen den Strand, indem es sich zurückzog. Es war Mittag und Ebbe. So habe ich nun doch auch mit eigenen Augen das Meer gesehen“; etwas weiterhin steht der kurze Satz: „das Meer ist doch ein großer Anblick.“ Das war alles, was von Goethes Hand über das Meer vorlag.

In Heines Nordseegedichten braust das Meer zum ersten Male in der deutschen Poesie mit seiner Frische und seiner Gewalt. Hier sind zuerst Muscheln im Sande und Möven in der Luft. Das Meer wird in Sturm und Stille gemalt und geschildert, vom Strande, wie vom Schiffe aus, bei Tag und bei Nacht, mit dem Frieden, welcher darüber ausgebreitet liegen kann, und in des Unwetters Sturmgetöse; mit den schönen Träumereien und der Seekrankheit, die es hervorruft. Vom Meeresboden empor steigt und schwebt über dessen Oberfläche ein ganzer Kreis mythischer Gestalten, alte und neue, alte, die zu neuen umgeformt wurden, eine zuweilen pathetische, häufiger jedoch burleske Welt von Göttern und

*) Goethes Werke. 33. Band.

Göttinnen, Tritonen und Okeaniden. Und doch findet man hierin verhältnismäßig wenig Schilderung; des Dichters eigene Erinnerungen, Sorgen und Hoffnungen sind es, welche diese Gedichte ausfüllen. Sein tiefes Sehnen, frei zu atmen, läßt ihn jenen berühmten Ausspruch anstimmen, mit dem zehntausend Griechen nach langem, beschwerlichem Marsche das heimatliche Element begrüßten: Thalatta! Thalatta! — sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!

Es befinden sich hierunter einige von Heines schönsten und unvergeßlich bleibenden Gedichten. Zuerst das humoristisch-frivole Idyll: „Die Nacht am Strande"; des Dichters Besuch bei dem schönen Fischermädchen, mit der meisterhaften Zeichnung ihrer Gestalt, wie sie am Heerde sitzt:

Daß die flackernd roten Lichter
Zauberlieblich wiederstrahlen
Auf das glühende Antlitz
Auf die zarte, weiße Schulter,
Die rührend hervorlauscht
Aus dem groben grauen Hemde,
Und auf die kleine, sorgsame Hand,
Die das Unterröckchen fester bindet
Um die feine Hüfte.

Dann das durch seinen lyrischen Schwung einzig dastehende Gedicht „Erklärung" an jene Agnes, deren Namen der Dichter in Flammenschrift mit einer in des Aetna Schlund getauchten Tanne aus Norwegs Wäldern an die dunkle Himmelsdecke schreiben will; ferner das in seiner bündigen Knappheit bewunderungswürdige, gedankenreiche „Fragen", welches einen Begriff jener Stimmungen giebt, in denen Heine den tollkühnen Plan faßte, nach Goethe einen „Faust" zu schreiben, welchen Plan er sogar dem großen Greise bei seinem Besuche in Weimar selbst mitzuteilen nicht unterließ! Bei einzelnen dieser Nordseegedichte, auch bei den selbstverspottenden und selbstverkleinernden, herrscht ein Selbstbehagen, welches abstößt. Von denen, welche ganz frei davon sind, mag hier das meisterhafte, rein humoristische Gedicht „Im Hafen" genannt sein, welches die unsterbliche Phantasie im Bremer Rathauskeller

enthält, in welchem der fast bis zur völligen Mäßigkeit nüchterne Heine ein ganz hinreißendes Bild von dem lustigen Rausche eines genialen Menschen gegeben hat.

14.
Heine, Goethe und Rembrandt.

Es ist für einen Nordländer, zumal in reiferen Jahren und von einer einigermaßen festen künstlerischen Bildung unmöglich, sich in Heinrich Heines Lyrik zu vertiefen, ohne sich durch Züge und Wendungen zurückgestoßen zu fühlen, welche schon frühzeitig bei Heine zur schablonenhaften Manier geworden sind. Die romanischen Völker fühlen das nicht. Häufig hört man kunstverständige Männer romanischer Nationen Heines Lyrik selbst mit der Goethes vergleichen und die erstere als plastischer und geistreicher vorziehen. Für romanische Leser ist Goethe in der Regel undurchsichtig; von Heine sagen die Franzosen: On y voit mieux. Sie fühlen nicht, daß bei Goethe die Worte stets Sache sind, während bei Heine nicht selten fertige Satzstücke eingeschoben werden, hinter welchen jedoch nichts zum Vorschein kommt, kein Bild, keine Veranschaulichung der Wirklichkeit, welche nur dazu gebraucht werden, um einen gewissen poetischen Effekt hervorzubringen. Wenige Poeten haben so wie Heine die Lilienhände, Rosenwangen und Veilchenaugen — diese gräßlichen Farbenkleckse — mißbraucht, um damit die weibliche Schönheit zu schildern oder die verschiedenen Attribute des Frühjahrs, als Blumen, welche duften, Nachtigallen, welche Tag und Nacht schlagen, um den schönen Monat Mai zu besingen. Besonders ist die Nachtigall unter seiner Behandlung zum rein heraldischen Vogel im Wappenschilde der Liebe geworden.

Bei Goethe sind alle Worte Bilder, daher braucht er so wenig Bilder in des Wortes ausdrücklicher Bedeutung. Bei Heine sind die Worte jeden Augenblick Allegorieen ohne Anschaulichkeit und ohne jenen inneren Zusamenhang, welcher die Logik der Poesie ist. So, wenn es heißt: „Aus meinen

Thränen sprießen — viel blühende Blumen hervor," wo die Blumen noch Gedichte bedeuten sollen, oder, wenn er schreibt: „Sprüh'n einmal verdächt'ge Funken — aus den Rosen, sorge nie — diese Welt glaubt nicht an Flammen — und sie nimmt's für Poesie." Hier wird uns ein Knäuel Bilder präsentiert, welche verwickelter sind als diejenigen der berüchtigten altnordischen Umschreibungen aus der Verfallzeit der Skaldenpoesie: Funken, die aus Rosen sprühen; Funken, die der Spießbürger nicht als Feuer annehmen will; Rosenfunken, die Poesie genannt werden!

Am abstoßendsten bei diesen Gedichten mit ihrer allegorischen Rhetorik wirkt die Vereinigung von Sentimentalität und Materialismus. Da wird von Seufzern und Thränen gesprochen, als wenn die Seufzer recht lautes Atmen und die Thränen recht massige Individualitäten wären. So, wenn es von den Seufzern heißt: „Und meine Seufzer werden ein Nachtigallenchor" und noch mit dem materialisierenden Zusatze „Und vor Deinem Fenster soll klingen — das Lied der Nachtigall". Und noch auffallender in dem typisch gewordenen Gedicht von der einsamen Thräne:

Was will die einsame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick,
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Wir werden in die Familienverhältnisse und einsame Situation dieser Thräne eingeweiht: Sie hatte viele leuchtende Schwestern, die nicht mehr sind. Jetzt sitzt sie einsam im Augenwinkel. Zuletzt wird sie wie etwa ein alter braver Kamerad angesprochen. Auch sie kann jetzt gern ihren Weg gehen, da alle anderen gegangen sind:

Du alte, einsame Thräne
Zerfließe jetzunder auch.

Die Sentimentalität ist hier so grell, daß keine Parodie, die etwa von einem Anderen geübt wäre, komischer als diese wehmütige Anrede hätte wirken können, die der große Spottvogel ganz ernsthaft gemeint hat.

Jedes Gebrechen, welches man beim Künstler als Menschen findet, kommt in seiner Kunst zum Ausdruck. Es ist stets

der Mangel an Einfachheit, an Echtheit im Gefühlsleben, welcher einen sentimentalen, prahlenden oder effekthaschenden Ausdruck hervorruft. Man verspürt deshalb derartige Mängel bei Heine umso stärker, wenn man gewisse Ausbrüche bei ihm mit dem Ausdruck für verwandte Stimmungen oder Gefühle bei Goethe vergleicht.

Nimmt man z. B. jenes Gedicht, in dem er sich als den unglücklichen Atlas bezeichnet, welcher die Schmerzen der ganzen Welt tragen muß:

Du stolzes Herz, Du hast es ja gewollt,
Du wolltest glücklich sein, unendlich glücklich,
Oder unendlich elend, stolzes Herz!
Und jetzo bist Du elend.

so sind das Worte, die man nicht vergißt. Aber der Ausruf der ersten Zeile, welcher an der Grenze berechtigten Selbstgefühls vibrirt, wird selbstgefällig, wenn man die folgenden einfachen und großartigen Verse Goethes dagegen hält:

Alles geben die Götter, die Unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen,
Ganz.

Es ist jedoch keineswegs an Heine zu tadeln, daß er mit anderen kräftigeren Mitteln als Goethe wirkt. Es wäre widersinnig, wollte man gegen ein Gedicht, wie „Ein Jüngling liebt ein Mädchen" einwenden, daß Goethe das Schneidende, Verzweifelnde des bekannten Schlusses „Und wem es just passiert usw." als ein Zerrbild vermieden haben würde. Er würde etwa aus demselben Grunde davor zurückgewichen sein, aus dem ein Alt-Hellene es verabscheut hätte. Das, was hierin nur neu, nur modern im Gefühl ist, hat Lebensberechtigung. Selbst das Zerrbild ist hier künstlerisch vorbereitet. Zuweilen ist jedoch von diesem Modernen nur das Zerrbild allein zurückgeblieben. So in dem berühmten Gedicht „Mein Herz, mein Herz ist traurig." Dasselbe enthält die meisterliche Schilderung einer weitgestreckten Landschaft, hoch oben von der Bastei gesehen. Wir erblicken den blauen Stadtgraben, mit einem Knaben in einem Nachen, und auf der anderen Seite des

Grabens winzig klein und bunt durcheinander, Lusthäuser, Gärten, Menschen und Ochsen, Wiesen und Wälder, Mädchen, welche ihre Wäsche bleichen, und ein Mühlrad, welches Diamanten stäubt, dann bei dem alten grauen Turme ein Schilderhaus mit einer Schildwache, die auf und abgeht und deren Gewehr im Sonnenschein funkelt. — H. C. Andersen, welcher einmal dies Gedicht erwähnt, schreibt darüber: „Und der Dichter schließt so ergreifend: Ich wollt er schösse mich tot.“ — Ergreifend? Nein. Aber überrumpelnd: denn nichts bereitet darauf vor. Dieser Ausbruch ist vielleicht nicht ganz unecht, aber so nervös, das er eigentlich nichts bedeutet, und unwahr ist er insofern, als dies große Wort nur eine Stimmung, keinen tieferen Wunsch, geschweige denn einen Willen bezeichnet.

Goethe hat nicht direkt ein Sehnen nach dem Tode ausgesprochen; aber ein Versöhntsein mit dem Todesgedanken liegt in diesen unsterblichen Worten:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh.
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest Du auch.

Es ist unnötig, auf den Kontrast zwischen den Individualitäten beider Dichter aufmerksam zu machen, der sich offenbart, wenn man diese Melodie der Worte mit jener Disharmonie bei Heine vergleicht; aber man achte rein künstlerisch auf die hier stattfindende große Uebereinstimmung zwischen allen Empfindungen. Das Gedicht ist vom ersten bis zum letzten Worte ein Hauch: die Abendstimmung im Wald und in der Menschenseele, das Verstummen aller Wünsche, die Auflösung aller Mißtöne, die Seele, welche groß und sanft sich eins fühlt mit der Allnatur.

Gegenüber dieser Vollkommenheit bemerkt man nur allzusehr die Mängel in Heine's lyrischem Effektstil, welche zuweilen recht unkünstlerisch hervorbrechen. In seinen Schwächen ist dieser Stil mit dem allegorisierenden Märchenstil der deutschen

Romantiker verwandt, von welchen Heine als Dichter auch ausging. Und doch ist Heine so wenig ein reiner Romantiker, als er, wie ihn Einige nennen, ein rein moderner Realist ist.

Er hat seinen „Atta Troll" das letzte freie Waldlied der Romantik genannt. Andere haben in feindlicher Absicht seine Poesie den Zersetzungsprozeß der Romantik genannt. „Ich schrieb Atta Troll," sagt er, „zu meiner eigenen Lust und Freude in der grillenhaften Traumweise jener romantischen Schule, wo ich meine angenehmsten Jugendjahre verlebt und zuletzt den Schulmeister durchgeprügelt habe." Und doch ist das Romantische hier nur das reiche, funkelnde Gewand, in welches der moderne Geist sich birgt und vermummt, um es schließlich fallen zu lassen. Kein Element der Romantik fehlt: die Tiere sprechen, die Bären halten Gedankenaustausch, wir sind Zeugen vom Herzenserguß eines Mopses und werden überhaupt in eine große, von der Legende umsponnenen Szenerie, in das Thal von Roncesval hereingeführt. Selbst die blaue Blume fehlt nicht:

Ronceval du edles Thal,
Wenn ich deinen Namen höre,
Bebt und duftet mir im Herzen
Die verscholl'ne blaue Blume.

Die Traumwelt erhebt sich, große Geisteraugen starren uns entgegen. Der Dichter geht mit seinem Führer in den Pyrenäen auf die Jagd. Dieser letztere hat eine alte Mutter und dem Gerüchte nach ist dies alte Weib eine Hexe. Wir betreten die Hütte der Hexe mit den ausgestopften Vögeln, den gespenstigen Geistern, und zur Nachtzeit führen hier die Bären und Gespenster einen burlesken und unheimlichen Tanz auf.

Der Geist in diesem Gedichte ist gleichfalls bis zu einem gewissen Punkte romantisch, Polemik gegen die damalige plumpe doktrinäre Tendenzpoesie, gegen die auf die Dichtkunst angewandte Nützlichkeitslehre, sowie litterarische Satire (gegen Freiligrath, Karl Mayer, Gustav Pfizer), wie die Romantiker sie liebten.

Und doch begegnet man hier einer sorgfältigen Wirklichkeitstreue bei Wiedergabe der Gegenden und Verhältnisse. Das Gedicht enthält streng genommen nur die Erzählung von einem Aufenthalte, den Heine mit einer jungen französischen Freundin in Cauterets in den Pyrenäen genommen, wo er einen Bären auf dem Markte tanzen sieht. Dieser entläuft dem Bärenführer, flüchtet sich ins Gebirge, wird von dem Führer Laskaro gejagt, erschossen und abgehäutet. Juliette, des Dichters Freundin, erhält das Fell, um es vor ihr Bett zu legen, und Heine erzählt uns zum Ueberfluß noch, daß er später in mancher Nacht auf diesem Bärenfell mit nackten Füßen gestanden habe.

Die Fabel ist hier realistisch genug. Die äußeren Einzelheiten der Reise sind mit Treue wiedergegeben. Man gewinnt den Eindruck, daß Heines Schilderung der kleinen Bergstadt, zu der er hinaufgeklettert ist, und wo die Kinder im Rundkreis tanzten und dazu sangen, genau mit dem übereinstimmt, was er sah und hörte. Selbst der Refrain des Kindergesanges, Girofflino, Girofflette, ist sicherlich der echte.

Nichtsdestoweniger haben die schönsten und tiefsten Partieen dieses Gedichtes nichts mit Realismus gemein. Es sind Gesichte. Und das beste ist dasjenige, in welchem Heine zu nächtlicher Stunde durch das Fenster der Hütte die ganze wilde Jagd dreimal um den Horizont herumjagen sieht. Nie hat er Höheres in Figurenmalerei erreicht als hier, in den sich am Dunkel des Nachthimmels abhebenden, leuchtenden Gestalten der Diana, der Fee Abunde und jener schönen Herodias, welche in ihrer Wildheit mit dem blutigen Kopfe des Täufers Ball spielt.

Es läßt sich eine Parallele zwischen Heines und Rembrandts Kunst ziehen. Keiner von Beiden besitzt einen akademischen Blutstropfen; ihr Geistesgepräge ist entschieden modern. Wenn man Heine indessen als großen realistischen Dichter feiert, so ist dies nur ebenso bedingt wahr, als man Rembrandt den großen Koloristen nennt. Rembrandt gehört insofern nicht zu den größten Realisten im Kolorit, als ihn Verschiedene in der Fähigkeit übertreffen, die Lokalfarbe und

deren richtige Verwertung wiederzugeben, oder die ursprüngliche Form und Farbe der Gegenstände unzweifelhaft durch das Halbdunkel hervortreten zu lassen. Nicht die Farbe, sondern das Licht ist für Rembrandt die Hauptsache.*) Für ihn ist das Licht das Leben; der Kampf des Lebens ist bei ihm des Lichtes Kampf, und die Tragödie des Lebens ist das kämpfende, in Feuchtigkeit und Dunkel ersterbende Licht. Man sollte ihn, um seine wahre Größe als Maler zu bezeichnen, eher Luminist (ein Ausdruck Fromentins) nennen, als Kolorist, sofern man unter Luminist einen Mann versteht, der das Licht in ganz eigentümlicher Manier auffaßt und behandelt. Er opfert zuweilen die Zeichnung, selbst die malerische Ausführung, wo es ihm darum zu thun ist, einen Lichtstrahl und eine Lichtwirkung zu erzielen. Man denke z. B. an den schlecht gemalten Leichnam auf seinem Bilde „Unterricht in der Anatomie“. Der Umstand jedoch, der ihn bei Aufgaben, welche Porträtähnlichkeit erfordern, oder die Fähigkeit, Hände zu malen oder Stoffe genau wiederzugeben, hinter den eigentlichen Realisten zurückstehen läßt — dieser Umstand gerade ist es, der ihn so groß macht, wenn er das Licht ausdrücken läßt, was es einzig und allein für ihn bedeutet: das innere Leben die Welt des lebendigen Traumgesichts.

Ganz ähnlich verhält es sich mit Heine. Wie wenig wirkliche Gestalten hat dieser große Dichter geschaffen! Wie wenige haben ihn überlebt! Diejenigen, welche hierin seine Verdienste suchen, werden die grelle, fratzenhafte Skizzierung des alten jüdischen Dieners Hyacinth als Heines beste Menschengestalt nennen müssen.

In der That, wenn Heine nach seinen Wirklichkeitsbildern beurteilt werden soll, dann steht manch geringerer Dichter hoch über ihm.

Aber man denke nur an die Visionen, an die lebendige Welt seiner Traumgesichte in Gedichten und Prosa! Gewöhnlich hält er sich im Anfang näher zur Erde als andere Dichter; dann aber öffnet sich über diesem dunklen Irdischen eine leuchtende Erscheinung, welche kommt und schwindet.

*) Fromentin, les maîtres d'autrefois.

Das spürt man sogar in solchen kleineren Gedichten, wie dem bereits angeführten „Wir saßen am Fischerhause".

Man gedenke ferner der Weise, in welcher Heine Napoleons Gestalt vor seine Leser treten läßt. In seinen „Grenadieren" ruft er die Vorstellung von Napoleon wie eine Erscheinung herbei. Die Worte „Da reitet mein Kaiser wohl über mein Grab" klingen wie eine vom Glanz der Schwerter beleuchtete nächtliche Offenbarung. In der nicht minder bewunderungswürdigen Schilderung in den „Reisebildern" wird das Bild wie eine Erinnerung aus der Kindheit heraufbeschworen.

Oder man erinnere sich, wie Heine das Bild von Jesus hervorruft. Im Gedicht „Frieden" sieht er Jesus als Friedensfürsten riesengroß in schimmerndem Weiß über das Meer schreiten. In „Deutschland, ein Wintermärchen", malt er den grauen Wintermorgen auf dem Wege nach Paderborn; und als der Nebel zerrinnt, erblickt er am Wegesrand undeutlich im Morgengrauen das Holzkruzifix mit dem Bilde des großen Schwärmers, der das Menschengeschlecht erretten wollte und jetzt als „warnendes Beispiel" dahängt:

Sie haben Dir übel mitgespielt
Die Herren vom hohen Rate.

Die tiefe Wehmut, der bittere Humor, welche sich in vertraulichen, herabsetzenden Wendungen äußern, vermehren hier den Eindruck des menschlich Großen und grauenvoll Feierlichen, ungefähr wie jener Eindruck bei Shakespeare vergrößert wird, wenn Hamlet sein „Brav gewühlt, alter Maulwurf" ausruft, als er des Vaters Geist unter der Erde hört. Im Lichte eines witzigen Bildes wird hier Jesus dem Leser vorgeführt, nicht als Friedensfürst, sondern als derjenige, welcher die Geißel gegen die Tempelschänder schwang und Feuer auf die Erde warf.

Das „Wintermärchen" ist als Ganzes ein bezeichnendes Beispiel für Heines künstlerisches Verfahren. Alle siebenundzwanzig Abschnitte dieses großen Gedichtes sind ganz gleichartig gebaut. Es beginnt ganz materiell, unten auf der Erde mit Reiseerinnerungen, gewöhnlichen Wirklichkeitseindrücken. Dann erhebt sich der Erzähler unversehens in unmerklichem

Uebergange zur mächtigen Leidenschaft, zu hohem Pathos, wilder Verachtung, lohender Schwärmerei, zerstörender oder aufbauender Begeisterung, zu einer heiligen Raserei, die wie Blitz auf Blitz wirkt, bis alles wiederum in das Grau alltäglicher Begebenheiten und Situationen zurückversinkt.

Heine kommt nach Cöln, ißt Eierkuchen mit Schinken und trinkt Rheinwein dazu, dann treibt es ihn hinaus auf die Straßen. Er gedenkt der Vorzeit der Stadt: Hier hatte die Klerisei freies Spiel, hier brannten auf den Scheiterhaufen Bücher und Menschen, hier buhlten Dummheit und Bosheit gleich Hunden auf freier Gasse. Dann erblickt der Dichter im Mondenschein die große Bastille des Geistes, den Dom von Cöln, der seinen Zorn erweckt. Aber, indem er so dahinschlendert, sieht er hinter sich eine Gestalt, die ihm so bekannt erscheint. Und nun gleiten wir unversehens in eine ganz neue Welt hinüber: in die der Visionen. Jene Gestalt geht, als ob sie sein Schatten wäre, und steht still, wenn er stehen bleibt. Früher hat er sie oft in seiner Nähe gesehen, bei Nacht an seinem Schreibtisch. Unter dem Mantel hält und hielt sie stets etwas verborgen, was seltsam blinkte und einem Beil, einem Richtbeil glich. Das ist des Dichters Liktor, der ihm folgt, wie der Liktor in Rom seinem Herrn voranging.

In den folgenden Abschnitten erscheint Barbarossa im selben Stil wie eine Traumerscheinung, welche noch zweimal wiederkehrt und geht.

Wenn Heine dergestalt in der Geschichte der deutschen Lyrik, ja der ganzen Dichtkunst, mit einem neuen Stil Epoche macht: mit der Vereinigung von Schwärmerei und Witz innerhalb der Lyrik und mit einem ganz neuen Geistesgepräge: der Einführung der Prosa in die Poesie als Folie für diese oder als Spott über dieselbe, so beruht dies auf seiner historischen Stellung, auf dem Uebergang von romantischer Wirklichkeitsumbildung zu pessimistischem Realismus, der damals vor sich ging und das Verschmelzen beider Elemente erklärt, die man in seiner Dichtung findet.

So gelangte er zur künstlerischen Herrschaft über das ihm

besonders eigentümliche Helldunkel, welches mit demjenigen Rembrandts verwandt ist.

Die vollendeten Partieen aus dem Schatten und dem Halbdunkel, in welches sie versenkt sind, heraufsteigen zu lassen, das Licht, das natürliche Licht, geistig und übernatürlich wirken zu lassen, indem man es auf einem Meer von dunklen Schattenwellen hervorzaubert, es flackernd oder grell, wie eine strahlende Flamme aus dem Zwielicht hervorbrechen zu lassen, das Dunkel durchsehbar, das Halbdunkel durchsichtig zu machen — das ist die Kunst Rembrandts.

Die nahverwandte Kunst Heines vermag eine rein moderne Traum- und Phantasiewelt in unmerklichem Uebergange aus dem realen Leben hervor- und dahin zurücktreten zu lassen. Bald so, daß die Vision voll beleuchtet dasteht, während die Wirklichkeit im Zwielicht versinkt, bald umgekehrt, daß die Vision erblaßt und die Wirklichkeit allmählich voll beleuchtet hervortritt.

15.
Heine und Goethe.

Wir sahen bereits, wie Heine als Student in Bonn in hohem Grade von dem Stifter der romantischen Schule entzückt war.

A. W. Schlegels Persönlichkeit fesselte ihn nicht minder, als dessen Lehre. Er bewunderte in ihm den Mann, welcher die deutsche Poesie von Unnatur zur Wahrheit geführt hatte. Dazu kam, daß Heine von der eleganten Haltung seines vornehmen Lehrers, von dessen weltmännischen Umgangsformen und dessen Bekanntschaft mit der damaligen guten Gesellschaft und ihren berühmten Gestalten geblendet ward.

So empfand er zunächst tief die Güte, mit welcher Schlegel sich seiner und seiner ersten dichterischen Versuche annahm. Schlegel ist es, dem Heine seine frühzeitige Einweihung in die Geheimnisse der Verskunst verdankt, und, was noch mehr wert ist, das Vertrauen zu seinen Fähigkeiten und zu seiner Zukunft.

Bereits in Heines erstem Prosaaufsatz, dem über die Romantik vom Jahre 1810, erhält diese Dankbarkeit zugleich mit der Kundgabe seines romantischen Glaubensbekenntnisses ihren Ausdruck. Er protestiert hier gegen die Meinung, daß die Romantik „eine Mixtur aus spanischer Emaille, schottischen Nebeln und italienischem Klingklang“ wäre; nein, die Romantik wäre weder unklar noch unbestimmt, ihre Bilder dürften mit ebenso plastischen Umrissen wie die der klassischen Poesie gezeichnet werden. „So kommt es“, schreibt er, „daß unsere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. Schlegel gleichzeitig auch unsere größten Plastiker sind.“ Und er nennt Goethes „Faust“ und Schlegels „Rom“ in einem Atemzuge als Vorbilder plastischer Konturen und bricht endlich gefühlvoll in die Worte aus: „O, möchten dies doch endlich diejenigen beherzigen, die sich so gern Schlegelianer nennen!“ Diejenigen, welche Heines Verhältnis zu Schlegel nur aus seinem häßlichen Ausfall auf des letzteren Privatleben in der „romantischen Schule“ kennen, sollen an diese obige Stelle erinnert werden. An A. W. Schlegel richtete Heine auch seine drei ersten Sonette. In dem ersten dankt er ihm für sein persönliches Wohlwollen und hebt seine Schuld gegen ihn hervor, im zweiten preist er ihn wegen seiner Verdienste um die deutsche Dichtkunst, als denjenigen, der sie von der mit Reifrock und Schönheitspflästerchen geputzten Aftermuse befreit habe; im dritten verherrlicht er ihn wegen der Einführung der englischen, spanischen, altdeutschen, italienischen und indischen Poesie in die moderne deutsche Litteratur. Der Ton klingt begeistert:

> Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
> Das schlimmste Gift: an eigner Kraft verzagen,
> Das wollt mir fast des Lebens Mark zernagen,
> Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.
>
> Da mochtest Du das arme Reis beklagen,
> An Deinem güt'gen Wort läßt Du es ranken.
> Und Dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,
> Wird einst das schwache Reislein Blüten tragen u. s. w.

Infolge dieses ersten romantischen Einflusses schreibt Heine seine ältesten, rein romantischen Verse in archaistischem Stil, wie das folgende Gedicht:

Die Du bist so schön und rein
Wunnevolles Magedein,
Deinem Dienste ganz allein
Möcht ich wohl mein Leben weihn.

Deine süßen Aeugelein
Glänzen mild im Sonnenschein,
Helle Rosenlichter streun
Deine roten Wängelein.

Das erinnert lebhaft an Tiecks älteste, in den Märchen eingeschobene Verse. Allein in diesem Gedicht, dem obige Verse entnommen sind, kommen Wunne, Magedein, Aeugelein, Wängelein, Mündchen, weiland, vor, ein ganzer Stab von Diminutiven und Archaismen.

Heines nächstes Vorbild als Dichter war ein liebenswürdiger und feinfühliger deutscher Poet, Wilhelm Müller, welcher 1827, nur 31 Jahre alt, starb. Er war der Verfasser der durch Schuberts Musik so bekannt gewordenen „Müllerlieder", sowie der zu seiner Zeit nicht minder angesehenen „Griechenlieder". Sein Sohn ist der berühmte sprachenkundige deutsch-englische Philologe Max Müller, dessen Novelle „Deutsche Liebe", welche das zarte Liebesverhältnis eines jungen deutschen Gelehrten zu einer kranken und bettlägerigen Prinzessin behandelt, auf des Vaters Erlebnisse gegründet sein soll. An Müller schreibt Heine in einem Briefe vom 7. Juni 1826: „Ich bin groß genug, Ihnen offen zu bekennen, daß mein kleines Intermezzo-Metrum (das von Heine am häufigsten angewandte) nicht nur zufällige Aehnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, sondern daß es wahrscheinlich seinen geheimsten Tonfall Ihren Liedern verdankt." Er entwickelt ferner, daß er frühzeitig von den deutschen Volksweisen beeinflußt und in Bonn von Schlegel in die Verskunst eingeweiht worden sei, „aber", fährt er weiter fort, „ich glaube erst in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich stets strebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar sind Ihre Lieder, und sämtlich sind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen ist nur die Form einigermaßen volkstümlich, der Inhalt gehört der konventionellen Gesellschaft."

Erst von Müller hat Heine gelernt, wie man aus den Formen der alten Volksweisen neue bilden könne. Um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, wie Heine's Stil entsteht und sich ausbildet, braucht man nur gewisse Verse Müllers mit gewissen Versen Heines zusammen zu stellen. Bei Müller heißt es:

Wir saßen so traulich zusammen
Im kühlen Erlendach,
Wir schauten so traulich zusammen
Hinab in den rieselnden Bach.

Bei Heine:

Wir saßen am Fischerhause
Und schauten nach der See,
Die Abendnebel kamen
Und stiegen in die Höh'.

Und wie sehr gleicht nicht wieder diese letzte Strophe der folgenden bei Müller:

Die Abendnebel sinken
Hernieder kalt und schwer,
Und Todesengel schweben
In ihrem Dampf umher.*)

Mit diesen Zeilen beginnt ein großes, schönes Gedicht, genannt „Hirtenbiwak in der römischen Campagna", dessen wesentlicher Inhalt des Hirten Sehnsuchtslied nach seinem Mädchen ist. Wie viel hat nicht Heine von einer Strophe, wie der folgenden, in welcher das junge Mädchen geschildert wird, gelernt:

Darunter sitzt ein Mädchen,
Die Spindel in der Hand
Und spinnt und sinnt und schauet
Herab ins ebne Land.

Allerdings, das Idyll wird bei Wilhelm Müller durch keinen Stimmungsumschlag zerstört; der Dichter hat nicht den Teufel im Leibe und das Tempo des sanften Andante dauert bis zum Schluß des Gedichtes fort. Und doch liegt der Hauptunterschied zwischen seinem und Heines Stil nicht hier; auch Heine hält zuweilen eine sanfte Stimmung durch ein ganzes Gedicht inne. Das Entscheidende ist die ungewöhnliche Verdichtung in Heine's

*) Wilhelm Müller, Gedichte I. pag 26, „Thränenregen" und pag. 194 „Dasselbe noch einmal."

Stil im Vergleich mit jenem. Er giebt in einer, höchstens zwei Strophen, was jener in zehn vorträgt.

Das Neue in seinem lyrischen Stil ist eine nie zuvor gekannte Knappheit. Seine Gedichte sind gewissermaßen eine Anzahl Resumés. Sie geben eine würzige, duftende Essenz von Leidenschaft, Lebenserfahrung, Bitterkeit, Witz, Spott, Stimmung und Phantasie, eine Essenz von Poesie und Prosa auf einmal. Die Psychologen sprechen von einer Verdichtung der Gedanken: „Im Vergleich zu dem Denken des Schülers ist das des Lehrers verdichtet. Eine steigende Verdichtung kann in der ganzen Geschichte der Technik verfolgt werden. Einmal gab es nur Kirchenuhren; jetzt trägt man Uhren in der Tasche. Das will besagen: Einmal gebrauchte die Mechanik den Rauminhalt einer Kirchenuhr zu den Rädern und Federn, die man jetzt in einer Taschenuhr findet. Ebenso sind in mancher alten Tragödie nicht mehr Gedanken und Gefühle enthalten, als in einem einzigen Heine'schen Gedichte von nur wenigen Strophen.

Vor Wilhelm Müllers kurzer Strophe hat daher die seine nicht nur den leidenschaftlichen Inhalt voraus, sondern auch den so bedeutend knapperen Stil.

Wie nun Heine in seinem kurzen, jambischen Lieblingsmetrum von Wilhelm Müller beeinflußt ist, so ist er es in seinen Trochäen von einem anderen, weit mehr romantischen Dichter, von Clemens Brentano. Er scheint besonders Brentanos „Romanzen vom Rosenkranz“ studiert zu haben. Man kann den Einfluß derselben bis in seine späteste Zeit verfolgen.

In der zweiten Romanze vom Rosenkranz heißt es von dem Helden Cosme:

> Aus dem Wasserspiegel mahnt
> Ihn des Alters ernster Bote:
> Du wirst bald die Schuld bezahlen,
> Spricht des Hauptes Silberlocke.

In Heine's nachgelassenem Gedicht „Bimini“ beginnt ein Abschnitt:

> Einsam auf dem Strand von Cuba,
> Vor dem stillen Wasserspiegel,
> Steht ein Mensch und er betrachtet
> In der Flut sein Konterfei.

Eben nicht mit sonderlichem
Wohlgefallen scheint der Greis
In dem Wasser zu betrachten
Sein bekümmert' Spiegelbildnis.

Das Versmaß, die Situation und die Gedanken sind an beiden Stellen dieselben.

Ebenso unzweideutig ist auch die Geschichte eines Mysterienbuches in der neunten Romanze vom Rosenkranz das Vorbild für die Geschichte des schönen Kästchens in Heines großem Gedichte „Jehuda ben Halevy".*) Nur mit dem Unterschiede, daß bei Brentano die Geschichte, wie das Mysterienbuch im Lauf der Zeiten von Hand zu Hand geht, eine romantische Wunderwelt für uns enthält, während sich bei Heine die Wanderung des Kästchens zu einem Scherz über des Lebens Wandelbarkeit gestaltet: Die Perlen im Kästchen gehörten zuerst Smerdis, welcher sie der Atossa schenkte: dann erbeutete sie Alexander der Große, der sie der Thais zum Geschenk machte: später gehören sie nacheinander der Kleopatra, einem maurischen Sultan, zu Kastiliens Kronschatz und der Baronin Rothschild, und mit einem Kompliment an jene endet der Perlen Lebenslauf.

Heine verdankt aber auch Clemens Brentano den Stoff zu seinem in Deutschland am bekanntesten und am meisten gesungenen Gedichte: dem Loreleyliede „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten."

Brentano hatte schon in seinem „Godwi" vom Jahre 1802 eine Ballade mit dem Titel L o r e l e y. Die handelt von keiner Sirene, sondern von einem jungen Mädchen aus Bacharach am Rhein, welches so anmutig war, daß sich alle Männer in dasselbe verliebten. Sie wird wegen Hexerei angeklagt. Aber der Bischof, welcher sie zum Scheiterhaufen verurteilen soll, verliebt sich selbst in sie. Sie wünscht sich den Tod, denn der Einzige, den sie liebt, hat sie verlassen und ist fortgezogen; als der Bischof sie dann in ein Kloster führen läßt, steigt sie auf einen Felsen, Lureley (Ley bedeutet Schieferberg), und

*) Ed. Griesebach, die deutsche Litteratur, pag. 254 ff.

stürzt sich in verzweifelnder Sehnsucht nach ihrem Geliebten hinunter in den Rhein.

Hierdurch wurde ein Schriftsteller, Nikolaus Vogt, im Jahre 1811 veranlaßt, eine sogenannte Rheinsage zurecht zu machen, die er für alt ausgab. Die Loreley sollte auf dem Wege nach dem Kloster ihren Geliebten unten auf dem Rhein haben vorbeifahren sehen und sich aus Kummer darüber, daß sie ihn nicht zu gewinnen vermochte, hinabgestürzt haben. Drei ihrer Verehrer sollen ihr dann in die Tiefe gefolgt sein. Daher heiße ein Felsen in der Nähe der Dreiritterstein. Dieser letzte Zug war vielleicht durch den Schluß des Brentano-schen Gedichtes veranlaßt:

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein.
Und immer hat geklungen
Vom hohen Felsenstein:
Lore Lay!
Lore Lay!
Lore Lay!
Als wären es unser Drei.

Aus der also willkürlich geformten Volkssage entnahm ein Graf Loeben im Jahre 1821 den Stoff zu einem Gedicht „Loreley“, in welchem das junge Mädchen dann nach ihrem Sprunge in die Tiefe in eine Meerfrau verwandelt wird, welche mit ihrem Gesange die Vorüberrudernden in die Tiefe lockt:*)

Da wo der Mondschein blitzet
Ums hohe Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.

Es schauet herüber, hinüber,
Es schauet hinab, hinauf,
Die Schifflein ziehen vorüber,
Lieb' Knabe, sie nicht auf!

Sie singt Dir hold am Ohre,
Sie blickt Dich thöricht an,
Sie ist die schöne Lore,
Sie hat's Dir angethan usw.

---

*) A. Strodtmann, Heine's Leben und Werke. 2. Aufl. Bd. 1. p. 696.

Betrachten wir jetzt Heine's weltberühmtes Gedicht, das zuerst ein Studentenlied ist, dann zum Volksliede wird, und so ergreifend und schmelzend durch seine gefühlvolle Vereinigung von Melodie und Text wirkt! Die direkte Nachahmung ist unzweideutig. Der Gegenstand, das Versmaß, sogar die Reime sind an einzelnen Stellen die gleichen: blitzet — sitzet; statt an — gethan steht nur Kahn — gethan. Und dennoch, welcher Unterschied!! Die Stimmung ist hinzugekommen. Zuerst der persönliche Ausgangspunkt, die unerklärliche Schwermut, unter welcher der Erzähler das alte Märchen nicht los werden kann, dann die augenblickliche Erscheinung, das bestimmte, deutliche Bild der Landschaft:

Die Luft ist kühl, und es dunkelt
Und ruhig fließet der Rhein,
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Endlich ist die Gewalt dämonischer Leidenschaft hinzugekommen, welche die früheren Bearbeiter des Stoffes nicht hineinzulegen vermochten. Heine schildert hier eine hinziehende Elementargewalt, welche mit derjenigen verwandt ist, der Goethe in „der Fischer" mit einfacheren Mitteln und mit tieferer Wirkung Ausdruck gegeben hat. Goethe schildert jedoch in Uebereinstimmung mit seinem Wesen die stille, lockende Bethörung, Heine hingegen, in Uebereinstimmung mit dem seinigen, eine blitzartig überwältigende, unwiderstehliche Raserei.

Man kann vielleicht einen noch tieferen Einblick in Heine's künstlerisches Werden und in die Art und Weise, wie seine Phantasie einen Stoff bearbeitet, gewinnen, wenn man beobachtet, wie er einen in Prosa gegebenen Stoff benutzt.

Heine hat augenscheinlich in Henri Beyle's Buch „De l'amour" die folgenden, aus dem Arabischen übersetzten Anekdoten gefunden: Sahid ben Agba fragte eines Tages einen Araber: Von welchem Stamme bist Du? — Ich bin von dem Stamme,

antwortete der Araber, in welchem man stirbt, wenn man liebt. — So bist Du also aus Asras Stamm? — Ja, beim Herrn der Kaaba! das bin ich. — Woher kommt es, daß Ihr also liebt? — Unsere Frauen sind schön und unsere jungen Männer sind keusch."

Und ferner diese Anekdote: „Eines Tages fragte Jemand Arua ben Hezam vom Stamme Asra: Ist es wahr, daß Ihr von allen Menschen in der Liebe am zärtlichsten fühlt? — Ja, das ist wahr, entgegnete Arua, ich habe in meinem Stamme dreißig junge Männer gekannt, die uns der Tod entriß und ihre alleinige Krankheit war Liebe."

Schließlich diese: Ein Araber vom Stamme Beni-Fazarat sagte eines Tages zu einem anderen Araber vom Stamme Beni-Asra: „Ihr denkt, daß aus Liebe sterben ein edler und süßer Tod sei. Aber das ist Schwäche und Dummheit. — Du würdest so nicht sprechen, entgegnete der Andere, wenn Du die großen, schwarzen Augen unserer verschleierten Frauen mit ihren langen Wimpern und ihre Zähne hättest schimmern sehen, zwischen ihren braunen Lippen, wenn sie lächeln."

Hieraus ging Heines berühmtes Gedicht „Der Asra": „Täglich ging die wunderschöne", hervor. Er malt zuerst die Lokalität, den Garten mit dem Springbrunnen, wo die weißen Wasser plätschern; dann zeigt er uns den Sklaven, welcher täglich dort steht, wenn die Sultanstochter spazieren geht und der täglich bleicher wird; dann erzählt er, wie die Fürstin eines Abends den Sklaven nach seiner Herkunft ausforscht: Deinen Namen will ich wissen, Deine Herkunft, Dein Geschlecht . . .

Und der Sklave sprach: ich heiße
Mohamed, ich bin aus Yemen
Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben.

Wie man sieht, hat Heine all und jede Erklärung verschmäht. Man genießt die in Erstaunen setzende Gedrängtheit dieser monumentalen Worte, diese Fähigkeit, die Entgegnung gewissermaßen in Stein zu meißeln. Rückt man denselben jedoch näher auf den Leib, was ist dann ihr geistiger Inhalt? Nicht viel mehr als eine Zusamenstellung der Worte Liebe und Tod,

welche lakonisch zusammengezwungen sind. In derselben Verbindung findet man in allen Jugengedichten Heines Liebe und Qual, Liebe und Vergiftung, Liebe und Selbstmordgedanken vereint — diese auch bei Alfred de Musset ständige Verbindung von l'amour und la mort.

Der Ausdruck ist hier, wie in der Regel bei Heine, epigrammatisch, daher nicht reich.

Wir haben jetzt hinlängliches Material vor Augen, um uns eine Vorstellung von der Ausbildung des poetischen Stiles bei Heine bilden zu können. Es ist nun interessant, denselben als fertig und entwickelt zu studieren.

Wir können unseren Ausgangspunkt in dem zuletzt betrachteten Gedichte mit seiner epigrammatischen Pointe nehmen. Es ist bezeichnend für Heine, daß er sich hier, so wenig wie anderswo in die innere Unendlichkeit eines Gefühls vertieft; er schärft und spitzt in der Regel nur den Ausdruck dafür zu. Selbst mit dem Liebesgefühl, das er doch am häufigsten behandelt hat, macht er es nicht anders. Endlich ist das auch für ihn charakteristisch, daß er infolge seiner geringen Verwandlungsfähigkeit stets nur männliche Liebe geschildert, und niemals einem Weibe einen Gefühlsausbruch in den Mund gelegt hat.

Nichts liegt Heines Fähigkeiten ferner, als das folgende berühmte Gedicht Goethes:

Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll sein,
Langen und bangen
In schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt u. s. w.

Denn dies ist die Charakteristik eines Frauenherzens, dies das innere Leben der Liebe selbst, ihr Pulsieren und ihr Schwingen zwischen Seligkeit und Qual. Das Epigrammatische im Stil läßt schon eine solche Entfaltung des Gefühlslebens bei Heine zur Unmöglichkeit werden. Aber auch bei ihm findet sich dieselbe Verdichtung, wo eine Begebenheit erzählt wird. Es giebt in der Dichtkunst keine ähnliche Knappheit! Wie sehr er durch äußerst knappe Angabe und Andeutung wirkt, dafür mögen folgende Strophen als Beispiel dienen:

Es war ein alter König,
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau,
Der arme, alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein schöner Page,
Blond war sein Haupt, leicht war sein Sinn,
Er trug die seidne Schleppe
Der jungen Königin

Man achte auf die vorzügliche Wirkung der Umsetzung: „Blond war sein Haupt“, es ist, als ob der Vers zu jubeln und zu tanzen beginne. Und nun der Schluß:

Kennst Du das alte Liedchen?
Es klingt so süß, es klingt so trüb,
Sie mußten beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb.

Das ist bewunderungswürdig. Die Geschichte selbst aber erfährt man nicht, man errät sie etwa, wie diejenige des Sklaven und der Sultanstochter. Auch hier sind Liebe und Tod eng verbunden.

Es liegt etwas Leeres in Heines Liebesauffassung, was gleichfalls hier wieder hervortritt. Diese Liebe hat keinen wirklichen Inhalt, keine geistige Bedeutung. Oder richtiger, Heine hat eigentlich erst auf seinem Sterbelager eine Liebe, welche innere Fülle besitzt, geschildert. Die im „Buch der Lieder“ vorkommende Liebe ist ja zumeist nur Hohn über Kälte und Treulosigkeit, ein unfruchtbares Etwas, das kein Mitgefühl erweckt. Die späteren Liebesgedichte sind häufig sinnlich oder frivol, und je höher der Ausdruck gespannt wird, destoweniger wird man vom Wert des Gefühls ergriffen:

Mein Herz ist wie die Sonne,
So flammend anzuseh'n.
Und in ein Meer von Liebe
Versinkt es groß und schön.

In dieser jugendlichen Großsprecherei liegt allzuviel Selbstbetrachtung und Prahlerei. So auch, wenn es heißt:

Ich hab' Dich geliebet und liebe Dich noch
Und fiele die Welt zusammen,
Aus ihren Trümmern stiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

Wenn dies nun auch nur der künstlerischen Wirkung halber so gesagt ist, so ist es doch in einem guten, rein modernen Stil geschrieben. Alles ist für das innere Auge gemalt: das Herz versinkt wie die Sonne in einem Meer. Aus den Trümmern der Welt schlagen die Liebesflammen empor! Mächtiger jedoch und weit malerischer noch wirkt das Bild, wo der Name Agnes mit Feuerschrift an die Himmelswölbung geschrieben wird. Dort fehlt aber das innere Gefühl. Man denke zum Vergleich nur an die folgenden tiefmenschlichen Verse Goethes:

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wo die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.

oder an die folgenden, welche den Eindruck vervollständigen:

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.

Hier findet man einen Ausdruck für die gesundeste, gegenseitige Sympathie, für Liebesdankbarkeit, für gegenseitiges Verstehen. Hierfür gewinnt Heine erst unter der Schattenleidenschaft für jenes junge Weib, die Mouche, welches der Engel an seinem Krankenlager war, den Ausdruck. Uebrigens ist alles, was Glück, Beruhigung, Gesunden in der Liebe anbelangt, nicht seine Sache. Das Gebiet, auf dem er Herrscher ist, ist ein anderes: er giebt als moderner Dichter das leidenschaftliche Sehnen mit einer an Correggio mahnenden Verschmelzung von Farben und Stimmungen besser wieder, als Goethe mit seiner antiken Klarheit. Das Sehnen ist bei Goethe griechisch oder italienisch. Man gedenke z. B. des Gedichtes von der süßen Pomeranze:

Ich trete zu dem Baume
Und sage: Pomeranze!
Du reife Pomeranze!
Du süße Pomeranze!
Ich schüttle, fühl', ich schüttle,
O fall in meinen Schoß!

Man vergleiche hiermit nur die mächtige Stimmungsfülle, die Glut und den Duft, sowie die überströmende Naturpoesie,

welche in einem Heine'schen Sehnsuchtsgedicht, wie in dem wundervollen „Die Lotosblume ängstigt sich vor der Sonne Pracht," enthalten sind.

Höchst bezeichnend für beide Dichter ist es, daß dort, wo, wie oben angedeutet, das Liebessehnen in Schilderung fremder Gegenden hinübergleitet, Goethe mit Vorliebe Italien, Heine Hindustan malt. Ohne jeglichen Superlativ und Diminutiv, aber mit der Macht eines Gottes ruft Goethe in Mignons Sehnsuchtslied das Bild des klassischen Bodens, wo die Zitronen blühen, hervor. Es liegt hierin eine Gewalt, eine Kraft in jedem bezeichnendem Zuge, die Heine nicht erreicht. Man vergleiche jedoch hiermit das lieblich Süße in Heines „Auf Flügeln des Gesanges", das träumerische, verlangende Sehnen, das Anmutige und Mystische in einer Perspektive, welche folgendermaßen eröffnet wird:

Es hüpfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n,
Und in der Ferne rauschen,
Des heiligen Stromes Well'n,

Das ist ein unsterblicher Vers. Goethe bleibt immer, selbst wo er der Sehnsucht die Zügel schießen läßt, wie sein Goldschmied von Ephesus, der große kluge Heide, welcher die Götzenbilder formt; in Heines phantastischem Gehirn glühte jener Funken göttlicher Raserei, welcher nötig war, daß der Kaufmannssohn von Düsseldorf des alten Indiens selbstverlorene Träumerei verstehen und wiederzugeben vermochte.

Schärfer noch tritt Heines stilistische Eigentümlichkeit im Vergleich zu derjenigen Goethes hervor, wenn man den Ausdruck für das, was nicht eigentliche Sehnsucht, sondern reine Liebessehnsucht ist, bei beiden vergleicht.

Man denke z. B. an die Goethe'schen Verse, die er Mignon sprechen läßt:

Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide,
Allein und abgetrennt von aller Freude
Seh ich an's Firmament nach jener Seite,
Ach, der mich liebt und kennt, ist in der Weite. —
Es schwindelt mir, es brennt mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide.

Das ist die volle Poesie des Meisters. Da ist große Kunst

auf Wiedergabe des zehrenden Gleichlautes im Ausdruck der Sehnsucht verwendet: der sechsfache Reim, der schmachtende Vers und schließlich der derb-realistische Ausdruck: „Es schwindelt mir, es brennt mein Eingeweide."

Hiermit vergleiche man jetzt den Ausdruck, welchen Heine zur Wiedergabe reiner Liebessehnsucht gebraucht, und zwar wo er ihn am vollkommendsten erreicht. Man erkennt dann, was die plastische Phantasie und ein vollendeter Lakonismus in seinem Stil, dessen Entwickelungsgang wir verfolgt haben, für Zeit und Ewigkeit hervorbringen können:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Das ist kaum gereimt. Der einzige richtige Reim darin ist das dürftige: Land — Wand. Das Ganze besteht nur aus der Fichte, welche im Schnee schläft und der in Sonnenglut trauernden Palme. Das ist nicht einmal gesehen — das ist nur gedacht oder erfunden und daher auch nicht zu malen. Ich sah es allerdings auf einer deutschen Ausstellung gemalt und zwar in rein idiotisch-lächerlicher Doppeldarstellung — aber gleichwohl, das Gedicht bleibt unvergleichlich und ewig! Das beruht darauf, daß es ein durch seine Einfachheit so außerordentlich treffendes Symbol mit jenen paar klaren Stimmungsumrissen veranschaulicht, welche die Unmöglichkeit ausdrücken, trotz des inneren Zusammengehörens die Trennung zu überwinden.

Liegt nun Goethes Stärke darin, gesunde und verhältnismäßig einfache und unvermischte Gefühle wiederzugeben, so besitzt Heine wiederum eine Stärke im Ausdruck für des modernen Menschen gemischte Gefühle, für die Leiden des Gefühlslebens, welche das Resultat schmerzlicher Erfahrungen sind. Goethe hätte die folgenden Zeilen mit ihrem schneidenden Kontrast und ihrem rätselhaften Inhalt nie schreiben können:

Wenn ich in Deine Augen seh',
So schwindet all mein Leid und Weh
— — — — — — — —
Doch wenn Du sprichst: ich liebe Dich!
So muß ich weinen bitterlich.

Weshalb muß er weinen? Ich hörte diese Frage einmal naiv beantworten: weil sie lügt. O nein! so einfach ist die Sache nicht. Er hat diese Worte von anderen Lippen gehört und von diesen Lippen sind die Liebesworte verstummt; er weiß, wie lange eine solche Leidenschaft gewöhnlich währt, und wird nun seinem Selbstvergessen durch den Laut ihrer Stimme entrissen — er zweifelt an der Dauer ihrer oder seiner eigenen Gefühle.

Höchst interessant ist es auch zu beobachten, wie Heine diese Worte verschiedentlich umgearbeitet hat. Zuerst lautete die letzte Zeile: Dann wein' ich still und bitterlich." Später wurde das Wort „bitterlich" im Gegensatz zum ursprünglichen Plan des Gedichtes in „freudiglich" verändert, bis die Zeile endlich ihre jetzige Gestalt erhielt.

Heine war weder glücklich noch groß genug veranlagt, um sich mit seiner Existenz auszusöhnen. Der lange Zeit Verbannte und Jahre lang Totkranke konnte das irdische Leben, abgesehen selbst von allem Anderen, nicht mit den Augen betrachten, wie der nach Außen sicher gestellte, von vielen Seiten geehrte und in jeder Hinsicht gesunde Fürstenfreund in Weimar. Deshalb finden sich Empörungsneigungen, Bitterkeiten und Cynismen bei Goethe unendlich seltener als bei Heine. Goethe legt dieselben gewöhnlich seinem Mephistopheles in den Mund, Heine hingegen, dem die dramatische Kraft mangelte, bleibt selbst verantwortlich für jeden Einfall, da er stets in eigenem Namen spricht. Die ärgsten Bitterkeiten nahm Goethe überdies auch nicht in seine Werke auf. Nur in den Paralipomena zum „Faust" findet man z. B. diese Stelle:

Nach kurzem Lärm legt Fama sich zur Ruh,
Vergessen wird der Held, sowie der Lotterbube,
Der größte König schließt die Augen zu,
Und jeder Hund bepißt gleich seine Grube.

Heine verweilt bei denjenigen Vorstellungen, welche Goethe

nur hervorruft, um sie wieder zu entfernen. Goethe kann gleichfalls blasphemisch sein. Er hat das oft angeführte, selten verstandene Gedicht geschrieben: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß." Das ist eine bittere, blutige Anklage gegen die Weltordnung. Aber sie ist gleichsam von Thränen erstickt in ihrer Bitterkeit, nicht wild verzweifelt wie Heine's meisterliche „Fragen" oder wie das Gedicht „Laß die heil'gen Parabolen" in dem es heißt:

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einem Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler,
Aber ist das eine Antwort?

Heine Ausdruck ist hier, wie gewöhnlich, seichter, mehr irdisch und derb, aber keineswegs des Gegenstandes unwürdig.

Ausbrüche von Lebensüberdruß und Blasiertheit finden sich häufig bei ihm. Man braucht nicht lange unter seinen Gedichten zu suchen, um einen Stimmungsausdruck für das gänzliche Aufgeben jedweden Prinzips, jedweden Strebens zu finden. Bei Goethe kommt solches nicht vor. Sein Lied „Vanitas vanitatum": „Ich hab meine Sache auf nichts gestellt" ist, höchst bezeichnend, ein Tisch- und Trinklied geworden. Es ist mit anderen Worten Goethe nicht bitterer Ernst mit dieser Verzweiflung, sie schlägt deshalb in ein Gefühl der Ausgelassenheit um.

Insoweit Goethe nicht den überwältigenden Eindruck von Lebensunglück, wie Heine, kennt, ist er im Grunde genommen unchristlicher als jener.

So aufklärend nun das Vergleichen des Ausdruckes für das Selbstaufgeben in der Lyrik der beiden Dichter ist, ebenso lehrreich ist es auch, ihre Ausdrücke für die Gefühle des Aufschwungs und der Selbstermannung zusammenzustellen. Das Lied „Feige Gedanken" in „Claudine von Villa bella" ist in dieser Hinsicht für Goethe bezeichnend, ja gleichsam ein Motto für seine ganze Lebensführung. Ein kräftigerer Ausdruck für

männliche Entschlossenheit, als derjenige, welcher in den Zeilen „Allen Gewalten — zum Trutz sich erhalten“ usw. liegt, ist kaum denkbar.

Man vergleiche hiemit Heines Gedicht „An die Jungen“. Das ist ein Prachtgedicht, welches schon durch seine stürmischen Rhythmen und den vierfachen malerischen Reim hinreißt. Schon die erste Strophe mit ihrer Anspielung auf die goldenen Aepfel, welche Hippomenes vor Atalanta hinwirft, ist ein ganzes Gedicht:

Laß Dich nicht kirren, laß Dich nicht wirren
Durch goldne Aepfel in Deinem Lauf.
Die Schwerter klirren, die Pfeile schwirren,
Doch halten sie nicht den Helden auf.

Vom Bilde des Helden, der sich auf der Rennbahn nicht aufhalten läßt, gleitet er nun zur Alexandergestalt als Vorbild über. Nur Festigkeit und Kühnheit ist erforderlich:

Ein kühnes Beginnen ist halbes Gewinnen,
Ein Alexander erbeutet die Welt,
Kein langes Besinnen! Die Königinnen
Erwarten schon knieend den Sieger im Zelt.

Wir wagen und werben! besteigen als Erben
Des alten Darius' Bett und Thron.
O süßes Verderben! o blühendes Sterben!
Berauschter Triumphtod zu Babylon!

Den Sieger erwarten also knieende Fürstinnen, süßes Verderben, blühender Untergang, berauschter Triumphtod — welche Sardanapalsstimmung liegt nicht in diesem Jubelgesang mit seiner Aufforderung an die Jugend zu unbeugsamem Aushalten! Hier wird um die Ehre und um Weiber als Beute gekämpft, nicht um die Freiheit des eigenen Ichs, wofür es bei Goethe so einfach heißt:

Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Das Gefühl ist bei Goethe reiner und voller, die Musik der Sprache ist einfacher, während die Melodie bei Heine gleichsam eine verschwenderische Instrumentation aufweist. Aber hier ist nichts für das Auge, gar kein Bild. Es ist typisch, daß

hier bei Goethe alles größer, bei Heine alles moderner, gemischter gefühlt ist; auch der metrische Ausdruck ist sinnlich einschmeichelnder und von einer auf alle Einzelheiten mehr eingehenden Kunst hervorgebracht.

Wenden wir uns jetzt zu einem Stoffe erzählender und zugleich malerischer Natur: Die heiligen drei Könige. Derselbe ist breit, munter, im Volkston und ächt naiv in Goethe's „Epiphaniasfest" „Die heil'gen drei König' mit ihrem Stern", behandelt. Jeder der heiligen drei Könige, der weiße, der braune und der schwarze, charakterisieren sich hier, wie sie aussahen, wenn sie vermummt auf dem Lande von Haus zu Haus gingen, und das Gedicht schließt:

Die heilgen drei Könige sind wohlgesinnt,
Sie suchen die Mutter und das Kind,
Der Joseph fromm sitzt auch dabei,
Der Ochs und Esel liegen auf Streu.

Heine behandelt die Legende nicht religiöser als Goethe, doch legt er sein Gesicht in ernstere Falten, erzählt knapper, zeichnet schärfer und erzielt eine ganz andere Wirkung. Goethe setzt die Gemüter durch muntere, breit ausgemalte Kindlichkeit in Bewegung, Heine hingegen bohrt sich in den Geist ein und läßt den Stachel der Rede im Geiste des Lesers zurück. Er erreicht beinahe die Wirkung eines alten Florentiner Gemäldes:

Die heil'gen drei Kön'ge aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?

Die Jungen und Alten, sie wußten es nicht,
Die Könige zogen weiter,
Sie folgten einem goldenen Stern,
Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb stehn über Josephs Haus,
Da sind sie hineingegangen,
Das Oechslein brüllte, das Kindlein schrie,
Die heil'gen drei Könige sangen.

Es liegt eine gewisse Schelmerei hierin: Welches Konzert! Aber auch welche Malerei! Möglichste Knappheit der Worte — kein Zug, kein Strich zuviel und diese absolut sichere und genaue Wirkung!

Denkt man nun zum Schlusse an eine jener abstrakten Gestalten, welche überall in der Lyrik vorkommen, mehr oder minder durchgeführte Personifikationen eines Begriffes, wie Frieden, Glück, Unglück, und vergleicht man auch in dieser Hinsicht Heine mit Goethe, so zeigt es sich auch hier wieder, daß Goethe den volleren Ton, Heine die sicherere Anlage besitzt.

Goethe hat folgende Verse an den Frieden geschrieben:

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest!
Ach, ich bin des Treibens müde,
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust!

Wie man sieht, ist hier kein Bild, keine wirkliche konkrete Form. Die sechs ersten Verse steigern sich bis zu dem Ausbruche: „Süßer Friede!“ auf dessen Kommen man nicht ganz sicher rechnen kann.

Man vergleiche die beiden folgenden Personifikationen von Glück und Unglück bei Heine:

Das Glück ist eine leichte Dirne
Und weilt nicht gern am selben Ort,
Sie streicht das Haar Dir von der Stirne
Und küßt Dich rasch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegenteile
Dich liebefest ans Herz gedrückt,
Sie sagt, sie habe keine Eile,
Setzt sich zu Dir ans Bett und strickt.

Durch so wenige Striche sind selten zwei Begriffe in zwei lebendige Figuren verwandelt worden, und die moderne Mythenbildung hat kaum jemals einen höheren Ausdruck erreicht, als in diesen letzten beiden Zeilen, hinter denen sich eine so tiefe und schreckliche Erfahrung birgt. —

Wir sahen Heine in der romantischen Schule auftauchen und sein Handwerk von A. W. Schlegel lernen, der ihm seinen sicheren Geschmack mitteilte. Er ist zuerst romantischen Gespenstergeschichten und romantischen Archaismen in der Lyrik ergeben. Was seine jambischen Versformen betrifft, so beginnt er Wil-

helm Müller zu studieren und nachzubilden; in seinen Trochäen spürt man Clemens Brentanos Einfluß. Schnell bildet er seinen eigenen Stil aus. Derselbe zeichnet sich durch die höchste Verdichtung von Stimmungen, Gedanken und Bildern aus. Sein charakteristisches Merkmal ist größte Knappheit. Heine versteht Alles anschaulich, lebendig zu gestalten und flößt selbst ruhigen Stoffen eine nervöse, zuweilen sogar dämonische Leidenschaft ein; nicht selten läßt er das Mimische zum Fratzenhaften werden und vertauscht auch hin und wieder das Tageslicht mit der blendenden Helle des elektrischen Lichtes — eine Unnatur zwar, die sich jedoch auch in der Natur findet. Sein Hauptwirkungsmittel ist poetische Knappheit.

Infolge der Zusammensetzung seines Naturells aus Witz und Phantasie versteht er es, durch Kontraste zu wirken: er sucht das Schneidende und Ungleichartige und hat eine besondere Vorliebe für Wirkungen, welche entstehen, wo eine gewöhnliche platte Wirklichkeit in eine dichterische Vision übergeht, oder wo die Vision verblaßt und verschwindet, um der altbekannten Wirklichkeit Raum zu geben.

Seine Schreibweise ist vollständig modern; alles ist anschaulich gemacht, Alles für das Auge. — Was heißt es, ein großer Schriftsteller zu sein? Die Fähigkeit zu besitzen, Bilder und Stimmungen hervorzurufen, Bilder durch Stimmungen oder Stimmungen durch Bilder. Heine hat hauptsächlich diese letztere Fähigkeit bei sich ausgebildet, deshalb vernachlässigt er nie, weder den sicheren Umriß, noch den malerischen Effekt.

Auf seinem Höhepunkte kann man Heine nicht mehr mit seinen Lehrern und Zeitgenossen vergleichen. Um die Stärke und Geschmeidigkeit seines Stils zu prüfen, war es notwendig, denselben gegen den bedeutendsten Stil der damaligen Zeit, gegen den Goethe's zu messen. Wir sahen ihn bei diesem Vergleich häufig unterliegen, nicht selten jedoch auch sich zu einem fast gleich hohen Platze erheben. Schon das gereicht Heine zur Ehre, daß es überhaupt möglich und zuweilen notwendig ist, ihn mit Goethe zu vergleichen. Ein Stil ist gewissermaßen ein Ausdruck für eine Persönlichkeit und eine Waffe

im litterarischen Kampfe. Goethes Stil ist in all seiner Größe doch zu einfach, um das Moderne zu erfassen. Aber Heines Stil, diese Waffe, welche in seiner besten Zeit einer alten Toledanerklinge glich, die sich wie eine Gerte biegen ließ und selbst an einem Harnisch nicht zersprang, war ganz besonders geeignet, mit dem modernen Leben in seiner Härte und Häßlichkeit, seiner Anmut, seiner Unruhe und seinem Reichtum an scharfen Gegensätzen anzubinden. Er besaß jedoch auch in höchstem Maße die Fähigkeit, auf die Nerven moderner Leser mit ihrer stärkeren Neigung zu gewürzter Speise und hitzigen Getränken als zu einfacher Nahrung und reinem Wein, zu wirken.

16.
Heine und Aristophanes.

Sicherlich hat Heine im allgemeinen Urteil der Nachwelt nichts mehr geschadet, als seine Unumwundenheit auf geschlechtlichem Gebiete. Einzelne Gruppen seiner Gedichte sind sogar aus diesem Grunde recht übel beleumundet, so diejenigen Gedichte, welche der Sammlung „Verschiedene" angehören, von denen übrigens die meisten ungerecht verdammt sind, andere hingegen sind in der That recht platt in ihrem Gedankengange, wie auch ihr Inhalt alles andere als erhaben ist. Goethe hatte in „Der Gott und die Bajadere" ein Beispiel gegeben, wie sogar sehr kühne Stoffe durch die Größe des Stils geadelt werden können, und selbst, wo er, wie in den venetianischen Epigrammen, Tänzerinnen behandelt, welche keineswegs durch die Liebe geläutert werden, und bei dem Verhältnis des Dichters zu jenen verweilt, wirkt schon das antike Versmaß ablenkend, und kein anstößiges Wort kommt darin vor. Endlich verschwinden auch diese wenigen mutwilligen Epigramme in der Masse von Goethes übrigen Gedichten; man fühlt gleichsam auch beim Lesen derselben, daß gerade er von der Allnatur erschaffen ward, um sie g a n z zu offenbaren.

Bei Heine nimmt die Offenheit hinsichtlich seines Ver-

hältnisses zum anderen Geschlechte einen zu großen Raum ein, und ist oft geschmacklos. Sie verschafft ihm zehn Leser statt des einen, den sie abstößt, der jedoch zuweilen mehr als jene zehn wert ist.

Und doch macht diese Offenheit in gewisser Hinsicht auch seine Stärke aus. Sie hätte vielleicht nicht so persönlich sein brauchen; andererseits aber war sie doch unumgänglich für denjenigen notwendig, welcher nicht nur das Gebiet des Ernstes, sondern auch dasjenige des Komischen umspannen wollte. Und dadurch nähert sich Heine dem bedeutendsten rein komischen Dichter aller Zeiten.

Am Schlusse seines „Wintermärchens“ erwähnt Heine, unmittelbar nach der lustigen Stelle, wo er sich Kunde von Deutschlands Zukunft errochen, indem er den Kopf in Karls des Großen Thronstuhl steckte, daß die edelsten Grazien die Saiten seiner Leier gestimmt hätten und daß diese Leier dieselbe sei, die einst sein Vater habe ertönen lassen, „der selige Herr Aristophanes, der Liebling der Kamönen“. Er fügt hinzu, daß er in seinem letzten Kapitel versucht habe, „die Vögel“ nachzuahmen, „dies beste von Vaters Dramen“.

Er hat also seine Ehre darin gesetzt, seine Kunst von dem größten komischen Dichter Alt-Griechenlands herzuleiten.

Im ersten Augenblick stutzt man darüber. Denn, während verschiedene andere deutsche Dichter, wie Platen und Prutz, die Formen der aristophanischen Komödie nachgeahmt hatten: Trimeter, Chöre, Parabasen, die ganze von der griechischen Komikerschule aufgebaute, zugleich freie und feste Kunstform, hat Heine nicht einmal den Versuch gemacht, sich diese Dichtform anzueignen, ebensowenig aber auch irgend eine andere. Es ist charakteristisch für ihn, daß, so andauernd strebend und unbedingt gewissenhaft er hinsichtlich absoluter Richtigkeit einzelner metrischer oder ungebundener Ausdrücke war — ich habe nie eine so vielfach durchgearbeitete Handschrift, wie diejenige des „Atta Troll“ in der Königlichen Bibliothek zu Berlin gesehen — es ihm doch wiederum unmöglich war, sich den künstlerischen Zwang großer Formen aufzuerlegen. Es entspricht dies der Thatsache, daß in seinen größeren Dicht-

ungen der Plan ganz locker, jede einzelne Zeile aber immer wieder durchgearbeitet ist.

Man darf wohl ohne Uebertreibung sagen, daß er sich als Künstler nie eine Aufgabe gestellt und sie gelöst hat.

Nur ein einziges Mal hat er den Versuch zu einer größeren Prosakomposition, zu einem Roman oder einer Novelle gemacht. Dieselbe ist Bruchstück geblieben. Es ist entweder, wie man sagt, der größte Teil des Manuskriptes bei einer Feuersbrunst vernichtet oder überhaupt nie vollendet worden. Dies Letztere glaube ich. Und dieses Fragment „Der Rabbi von Bacharach" ist, näher betrachtet, nur eine in das Gewand früherer Zeiten gekleidete Umschreibung von Heines eigenen Privatverhältnissen.

Auch in einer streng zusammenhängenden metrischen Komposition hat er sich nie versucht. Seine beiden einzigen größeren Dichtungen „Atta Troll" und „Das Wintermärchen" sind freie, launige Phantasiegebilde, Seifenblasen, die, aus Hirngespinsten entstanden, nur durch die Einheit des Tones und die Gleichheit des inneren Baues zusammengehalten werden.

Es war Heine nie in den Sinn gekommen, Aristophanes zu übersetzen oder zu bearbeiten. Er war nicht wie Goethe, der sich trotz seiner selbständigen ungeheuren Produktivität herabließ, Diderot, Benvenuto Cellini, Voltaire, seinen Landsleuten zu übersetzen. Als Goethe bei seinen Studien auf Aristophanes trifft, wird er von ihm bezaubert, und er, nicht Heine ist es, welcher „Die Vögel" für deutsche Verhältnisse umarbeitet; er entwirft — bezeichnend genug — das Schauspiel einer Verwandlung, so daß die Satire aus einer politischen zu einer litterarischen wird. Die beiden politisch unzufriedenen Hauptpersonen sind bei Goethe litterarische Abenteurer geworden; mit der Eule wollte er — wie aus einem Briefe Jacobis an Heinse hervorgeht — Klopstock treffen, mit dem Papagei den jungen Cramer. Im Epilog zu dieser Bearbeitung findet sich Goethes unsterbliche Bezeichnung des Aristophanes: „der ungezogene Liebling der Grazien", eine Bezeichnung, welche auch so treffend auf Heine paßt.

War Heine nun auch zu wenig arbeitsam, um jemals

einen Dichter des Altertums studieren, übersetzen, bearbeiten oder nachbilden zu können, so würde er doch niemals, wie Goethe oder Platen, aus aristophanischen Komödien reine Litteraturkomödien haben machen können: ihn zog nur die große politische Satire an!

Heine ist wahrscheinlich der witzigste Mensch, der je gelebt hat, zum mindesten der witzigste der Neuzeit. Allerdings wird Voltaire gewissermaßen als Personifikation des Witzes betrachtet, aber sein Witz ist verständig und trocken, nicht dichterisch und auch kein Phantasiewitz wie derjenige Heines.

Es war seiner Zeit von Platen unklug gehandelt, daß er, stolz und steif wie er war, das Werk „Der romantische Oedipus", in welchem er Heine verhöhnen wollte, in der äußeren Form und Manier der aristophanischen Komödie schrieb; denn er besaß nur die Grazie der Verse und die Grobheit der Worte mit Aristophanes gemeinsam. Heine dagegen gebot über alle aristophanischen Haupteigenschaften: über Witz und Wildheit, Phantasie, schmelzende Lyrik und Schamlosigkeit, und über all dieses in graziöser Form. Ohne Grazie und Witz ist die Schamlosigkeit wahrlich eine niedrige und abstoßende Eigenschaft. Im Verein mit so großen Fähigkeiten, wie bei Heine, ist sie jedoch außergewöhnlich. Der aristophanische Dichter darf und kann nicht jenen Stolz besitzen, welcher davor zurückschaudert, die Gemeinen zu belustigen, diejenigen, welche ihn nur verstehen, wenn sie ihn im Kote treffen. Er darf sich nicht scheuen, sich bis zu einem gewissen Grade preiszugeben, das heißt, sein moralisches Wesen preiszugeben, um dafür ein großes dichterisches Feld einzutauschen.

Es nützt nichts, wenn ein Autor wie Platen (oder wie Hauch in seinem „Babylonischen Turmbau") vor allen Dingen den Eindruck „eines edlen Dichters" machen und Respekt durch seine Person einflößen will — es nützt all sein Verkünden nichts, daß er „seine Gegner mit wirklichem Witz zermalmen" wolle. Man kann nicht zu gleicher Zeit als feiner Mann und als Aristophaniker auftreten. Man leidet in dieser letzten Eigenschaft bald Schiffbruch, wenn man die Achtung der Anderen höher schätzt als den Triumph der Kunst. Bei

dem wirklichen Aristophaniker erlangt dafür die Dichtkunst eine Entfaltung, wie sie niemals von den feierlichen Dichtern (einem Schiller, Hugo) erreicht ist; sie giebt ein treues Spiegelbild des ganzen Menschenlebens, von seinen höchsten bis zu seinen niedrigsten Verrichtungen.

So wenig formelle Berührungspunkte auch zwischen Heines lyrisch-satirischen Gedichten und Aristophanes' großen phantastischen Schauspielen vorhanden sind, so ist es doch wahrscheinlich, daß seit den Tagen des griechischen Altertums Niemand aufgetreten ist, der einen dem des Aristophanes näher verwandten Witz besessen hätte, als Heinrich Heine.

Dieser Ausspruch beruht jedoch auf keinerlei Verkennung des ungeheuren Unterschiedes zwischen dem Charakter ihrer Schöpfungen. Die aristophanische Komödie ist mit ihrer großartigen und festgezimmerten Kunstform der Ausdruck für die künstlerische Bildung eines ganzen Volkes, welche aus religiösen Festen gleichsam als Festmonument hervorgegangen ist. Da sie von einer ganzen Reihe hervorragender Vorgänger begründet und unterbaut ist, deren Stil gleichartig, deren Talent verwandt war und deren Erbe Aristophanes antrat — ungefähr wie Shakespeare das seiner Vorgänger — so ist sie in ihrer Form weit mehr eine Kollektivarbeit als die Heine'sche Strophe. Ganz abgesehen sogar von Eupolis' und Kratinos' Beschuldigungen gegen Aristophanes hinsichtlich unerlaubter Aneignung der seinen Vorgängern gehörenden Einfälle, können wir schon aus den „Rittern" ersehen, daß bereits der Komiker Magnes Stücke mit Titeln wie die Vögel, die Wespen, die Frösche, aufgeführt hat; der als Kriechtiere, Insekten, Vögel vorgeführte Chor war etwas bereits Vorhandenes, welches Aristophanes nicht erfunden, sondern nur übernommen hat. Einzig und allein weil wir die Vorläufer des griechischen Dichters nicht kennen, betrachten wir jetzt seine Schöpfungen als rein individuell hervorgebracht, als Typen einer großen phantastischen Komik, und fast jede moderne Komik und alles Phantastische erscheint im Vergleich zu ihrer Kühnheit abgeblaßt und dürftig.

Die Welt des Aristophanes ist die verkehrte. Wenn Trygaios im „Frieden" einen stinkenden Mistkäfer sattelt und auf demselben wie auf seinem Pegasus durch die Luft zu den Wohnungen der Götter emporsteigt, oder wenn er später mit Hülfe eines klafterlangen Strickes die Friedensgöttin aus dem tiefen Brunnen heraufzieht, in welchen sie der Krieg herabgestürzt hatte, so scheinen diese vorgeführten Dinge zu den gewöhnlichen bekannten Möglichkeiten zu gehören; auch läßt er sie ohne jegliche Erklärung vor unseren Augen geschehen, so daß wir gezwungen werden, daran zu glauben. — Wenn wir in den „Vögeln" hören, wie zwei einfältige Burschen, welche als Weise auftreten, ihre verrückten Pläne zur Erbauung einer Stadt in den Wolken entwickeln, so klingt dies sofort in unseren Ohren als Wahnwitz, und wenn wir dann sehen, wie die Vögel sie mit Ehrfurcht empfangen, so erhalten wir dadurch auch keine bessere Vorstellung von ihrer Intelligenz; die Komik hingegen, daß die dummen Tiere von jenen ihr Heil erwarten, belustigt uns. Wenn wir endlich gar erfahren, daß die Stadt wirklich gebaut, daß Alles geglückt ist, und sehen, wie dem Unternehmen Heil und Glück folgen, so fühlen wir, daß diese Welt, die wir hier beobachten, nicht unsere ist, in der wir leben, vielmehr eine solche, mit deren Gesetzen übereinstimmt, was in unserer denselben widerstrebt.

Diese neue Welt ist insofern eine rein phantastische, als sie im Gegensatz zu den Wahrscheinlichkeits- und Naturgesetzen steht. Es ist eine Welt, wo die reine Tollheit triumphiert, und der Dichter stellt dies als ganz in der Ordnung hin. Erst wenn der Zuschauer zu überlegen beginnt, wo wohl diese verkehrte Welt liegen, wo es wohl so zugehen, wo wohl die politische Unverschämtheit in solchem großen Stile betrieben werden könne, und weit davon entfernt, zu Schanden zu werden, gar Vertrauen gewinnt und belohnt wird — erst dann wird er in die Wirklichkeit zurückgeführt, indem er in dieser Welt seine eigene, seine Heimat Athen wiedererkennt.

Von den aristophanischen Stücken, die uns erhalten sind, spielen „Die Vögel", „Die Frösche", „Der Frieden", weder gar nicht oder doch nicht ganz auf der Erde; es sind meteo-

rische oder unterirdische Schauspiele. Daß hierin Götter vorkommen, geschieht eigentlich nur darum, um sie zu durchhecheln, lächerlich zu machen oder durchzuprügeln. In der wirklichen Welt offenbaren sie sich nicht: nur in der phantastischen glaubt man an dieselben.

Eine solche übernatürliche Welt wagt Heine als moderner Dichter gar nicht direkt aufzubauen, obschon er sie nicht entbehren kann. Daher sein beständiges Zurückkommen auf den Traum, sein fortwährendes Anwenden und Mißbrauchen desselben, so daß wir kaum bei einem anderen modernen Dichter ein Seitenstück hierzu finden. Im Rahmen des Traumes wagt er dann auch das Außerordentliche, das Aristophanische.

Wie schon gesagt, er gleicht Aristophanes in der Tiefe seiner Schamlosigkeit und im Höhenfluge seiner Lyrik.

Wohl spielen Hindeutungen auf Verdauungsbeschwerden und Aehnliches bei Heine eine geringere Rolle als bei Aristophanes, der ja übrigens selbst erklärte, diese Art von Komik gering zu achten. Sie taugte seiner Ansicht nach nur dazu um das Gelächter des auf unterster Bildungsstufe stehenden Publikums zu erregen. Bei Heine wird aber häufig und zuweilen ausführlich von solchen Dingen gesprochen (am ausführlichsten in der Polemik gegen Platen), auch hat man sich bei Heine fast ebenso oft als bei Aristophanes gegen gewisse häßliche Insekten zu sichern.

Weil Heine hinsichtlich des Geschlechtlichen naturgemäß nicht so frei und offen sprechen kann als der alte Grieche, so versagt er sich dafür keinerlei Anspielung, um das zu ergänzen, was seinen Aeußerungen an Offenheit fehlt. Zuweilen ist auch fast keine Umschreibung vorhanden, und der sonst durch ein faunisches Lächeln oder durch eine Grimasse angedeutete Cynismus lacht frei und laut in die Welt hinein — so am Schluß des „Wintermärchens", in Gedichten wie „Der Ungläubige" und ähnlichen.

Und wiederum wie Aristophanes, so erhebt sich auch Heine von diesem beständigen Verweilen bei all demjenigen im Menschen, was daran erinnert, daß er in seinem ersten Keim sich zwischen einer Blase und einem Mastdarm entwickelte, bis zur feinsten,

zartesten Lyrik. Er, der so gut den materiellen Ursprung der Naturwesen kennt, leitet in einem seiner Gedichte alles vom Nachtigallengesange ab:

Im Anfang war die Nachtigall
Und sang ihr Lied: Zükükt! Zükükt!
Und wie sie sang, sproß überall
Grüngras, Violen, Apfelblüt.

Das erinnert ganz an die entzückenden Verse in den „Vögeln“

Liebliche, Du helle,
Liebste der Vögelein,
Waldes Sängerin, Nachtigall
Waldeinsame Gespielin!
Kommst Du, kommst Du, läßt Dich sehn?
Bringest süßen Gesang mir mit?
Auf Du flötende Meisterin,
Frühlingsgrüßenden Tones froh
Führe die Festanapästen!

Bei Heine nicht minder wie bei Aristophanes geht es über die Götter her. Natürlich ist bei Heine die Satire vorsichtiger als bei dem alten Hellenen; die moderne Welt versteht auf diesem Gebiet weniger Spaß als die antike. Wenn Dionysos, welcher doch der Gott der Komödie ist, in den „Fröschen“ sich großsprecherisch und feig zeigt, eine Tracht Prügel nach der andern erhält und endlich seinen Priester, der unter den Zuschauern einen Ehrenplatz einnimmt, um Beistand in der Not anruft, so giebt es allerdings bei Heine, welcher unter der Zensur der Polizei sowohl wie derjenigen der modernen Gesellschaft schrieb, kein Seitenstück zu einer derartigen Gotteslästerung. Und doch versagt er sich nicht so leicht etwas vom leichtesten Scherz bis zum derbsten Spaß und zur beißendsten Spötterei. Bekannt ist aus den „Reisebildern“ Hyacinths Erklärung vom Wert der verschiedenen Religionen. Er verschmäht den Katholicismus mit seinem Glockenklang, seinem Weihrauchduft und seiner „Melancholik“, das sei keine Religion für einen Hamburger, er prüft den Protestantismus dadurch, daß er die Psalmzahlen, welche er an der schwarzen Tafel in einer lutherischen Kirche liest, in der Lotterie setzt, und fertigt das Judentum mit den bekannten Worten ab: „Es ist gar keine Religion, sondern ein Unglück.“ — Lustig und kühn zugleich

ist das Gedicht „Disputation“, in welchem der Rabbi und der Kapuziner, jeder für seine Dogmatik spricht und jeder in recht anstößigen Ausdrücken den Seligkeitszustand seiner Lehre preist, bis die Königsbraut, welche den Streit entscheiden soll, sich dazu außer Stande erklärt: das Einzige, was sie bemerkt hat, ist, daß alle beide, der Kapuziner wie der Rabbi, stinken. — Förmlich dramatisch ist die Religionsverspottung endlich auch an der Stelle in Heines Buch über Börne, wo er erzählt, wie er während seines Aufenthaltes auf Helgoland häufig mit einem preußischen Justizrat in Disputation über die Dreieinigkeit geraten sei und wie während des Disputes Stimmen durch den dünnen Fußboden aus dem darunter liegenden Zimmer herauftönten, wo ein phlegmatischer Holländer der Wirtin auseinandersetzte, wie man Kabeljau, Laberdan und Stockfisch unterscheide: es sei im Grunde ein und dasselbe, und man bezeichne damit nur drei verschiedene Einsalzungsgrade.

In Bezug auf die irdischen Machthaber ist Heines Komik gewiß nicht minder kühn und nicht weniger phantastisch, als diejenige des Aristophanes.

Aristophanes zeigte bei seinen Angriffen auf Kleon und Theramenes Mut; zuweilen traf es sich, daß er die gute Sache verteidigte; in der Regel jedoch hob er die schlechte auf seinen Schild und machte sich zum Sprecher für einen unhaltbaren Konservativismus und für ungerechte Angriffe. Heine war seltener ungerecht und nie konservativ. Er erinnert aber an Aristophanes durch seine aristokratischen Neigungen und die Form seiner Angriffe, z. B. durch sein belustigendes Anbringen bekannter, pathetischer Dichterstellen,

Es finden sich bei ihm eine ganze Reihe witziger Angriffe auf Friedrich Wilhelm IV., so im „Wintermärchen“, wo die Hammonia Heine vor dem „König in Thule“ warnt, und in dem Gedicht „Der neue Alexander“; desgleichen eine ganze Gruppe von Gedichten gegen König Ludwig I. von Bayern und dessen Thätigkeit. Dieser letztere, den Heine zuerst selbst hoch gepriesen hatte, war als Kunstmäcen von einer großen zeitgenössischen Künstler- und Dichterschar umschmeichelt. In seinen „Lobgesängen auf König Ludwig“ greift Heine dessen

sämtliche Schwächen an; seine Schönheitsgallerie im Schlosse zu München, seine schlechten Verse, seinen Aerger darüber, daß verschiedene von ihm beschützte, berühmte Männer der Wissenschaft und Kunst sich von Bayern nach Preußen hatten hinüberziehen lassen. Von der Schönheitsgallerie heißt es:

Er liebt die Kunst und die schönsten Fraun,
Die läßt er porträtieren,
Er geht in diesem gemalten Serail
Als Kunst-Eunuch spazieren.

Anläßlich der vorerwähnten Uebersiedelung berühmter Männer nach Preußen findet Heine Gelegenheit, seinem alten Prügeljungen Maßmann einen Seitenhieb zu versetzen:

Der Schelling und der Cornelius
Sie mögen von dannen wandern,
Dem Einen erlosch im Kopf die Vernunft,
Die Phantasie dem Andern.

Doch daß man aus meiner Krone stahl
Die beste Perle, daß man
Mir meinen Turnkunstmeister geraubt,
Das Menschenjuwel, den Maßmann,

Das hat mich gebeugt, das hat mich geknickt,
Das hat mir die Seele zerschmettert,
Mir fehlt jetzt der Mann, der in seiner Kunst
Den höchsten Pfahl erklettert ....

Ueber König Ludwigs Verhältnis zur Poesie heißt es hier endlich:

Herr Ludwig ist ein großer Poet,
Und singt er, so stürzt Apollo
Vor ihm auf die Kniee und bittet und fleht:
Halt ein! ich werde sonst toll, o!

Noch witziger ist seine Parodie auf König Ludwigs Versbau in jener Inschrift, die über „Atta Troll" in der bayrischen „Walhalla" gesetzt wird:

Atta Troll, Tendenzbär, sittlich-
Religiös; als Gatte brünstig;
Durch Verführtsein von dem Zeitgeist
Waldursprünglich Sansculotte;

Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung
Tragend in der zott'gen Hochbrust;
Manchmal auch gestunken habend;
Kein Talent, doch ein Charakter!

Die Härte der Verse und die gezwungenen Partizipiumskonstruktionen erinnern genau an den Stil in König Ludwigs Versen, wie sie der Reisende in München an den Wänden der Arkaden liest.

Dies ist jedoch nur persönliche Satire gegen gekrönte Häupter. Aber bei Heine wie bei Aristophanes erstreckt sich die Satire auch auf alle politischen, sozialen und litterarischen Zustände, und hierzu bedient sich Heine des Traumes als künstlichen Hilfsmittels. Ganz wie der griechische Dichter läßt er denselben unterirdisch oder in einer phantastischen Welt über den Wolken spielen.

Besonders ist dies, wie schon gezeigt, im „Wintermärchen" der Fall. Man beachte hier, mit welcher Sorgfalt und Meisterschaft Heine die phantastische Schilderung von Barbarossas unterirdischem Aufenthaltsorte im Kyffhäuser vorbereitet hat. Zuerst die Einführung des Refrains aus einem alten Volksgesange: „Sonne, du klagende Flamme!" dann die Erzählung der alten Sage von der Sonne als Anklägerin des Mörders eines jungen Mädchens, darauf die Schilderung der gutherzigen alten Amme, die jene Weise sang und so manche schöne Geschichten erzählte, die von der Königstochter als Gänsemagd und jene vom Kaiser im Berge, welche nun ausführlich berichtet wird — bis uns aus diesem Rahmen Barbarossa mit seinen geharnischten Mannen lebendig entgegentritt und wir hören, wie er dieselben zu den Pferden, zu den Waffen, zum Kampfe ruft, um die Schmach von der goldgelockten Germania abzuwaschen, welche Mörder über sie gebracht haben. Aufs neue werden wir dann in die Stimmung der Ammenstube und den jetzt mit Begeisterung angestimmten Schlußrefrain „Sonne, du klagende Flamme!", zurückgeführt. Es ist aristophanischer Schwung in dieser poetischen Schilderung des alten Arsenals, der leeren Rüstungen, der verschossenen Fahnen, der schlafenden Soldaten, und so auch im Umschlag: im Appell an die erwachende Kraft und im Flehen, das Mittelalter lieber statt des derzeitigen scheinheiligen Preußens mit seinem Gemisch von gotischem Wahn und modernem Lug wieder zu bekommen. In den beiden folgenden Abschnitten wird die Schilder-

ung des Berginnern fortgesetzt und Gespräche werden mit Barbarossa im Traume während des Schlafes in einem Reisewagen geführt.

Ebenso ist die preußenfeindliche Phantasie im Wirtshause zu Minden begründet. Heine will den preußischen Adler in Händen haben, ihn rupfen und erschießen lassen. Hätte Aristophanes eine ähnliche Rechnung mit einem Adler zu begleichen gehabt, so würde er uns denselben sicherlich ohne Umschweife vor Augen geführt haben. Heine muß hingegen den alten Umweg machen. Bei ihm wird im Traumzustande des Halbschlafes der rote Bettquast über seinem Kopfe zu einem Adler mit Federn und Krallen, der ihm die Leber aus der Brust zu hacken droht, und gegen diesen singt er nun seinen Haß aus. Nur an ganz vereinzelten Stellen ist Heines künstlerisches Verfahren kühner, demjenigen des großen Griechen ähnlicher. So in der prächtigen Rede an die Wölfe im nächtlichen Teutoburger Walde. Der Reisende hört sie gegen Mitternacht rings um seinen Wagen, von dem ein Rad abgegangen ist, heulen. Er steigt aus und hält den wilden Bestien eine Rede:

> Mitwölfe, ich bin glücklich,
> Heut' in Eurer Mitte zu weilen,
> Wo so viel edle Gemüter mir
> Mit Liebe entgegen heulen.

Diese Rede ist zugleich eine humorvolle Kopie derjenigen, welche große Männer bei gewissen Gelegenheiten zu halten pflegen: diese Stunde bleibe ihm ewig unvergeßlich. Es sei Lüge, daß er zu den Hunden übergegangen wäre; er habe nie daran gedacht, Hofrat in der Lämmerhürde zu werden. Den Schafspelz, den er zuweilen umgehängt, habe er nur gebraucht, um sich damit zu wärmen, er sei und bleibe ein Wolf und werde stets mit den Wölfen heulen.

Eine direkte Nachbildung der Hochzeit des Paisteteros mit der Basileia aus den „Vögeln" endlich ist, wie Heine selbst erzählt, die Szene zwischen dem Dichter und der Hammonia, Hamburgs beschützender Göttin. Dieselbe ist äußerst mutwillig, knabenhaft ausgelassen und in ihrer Lüsternheit im Grunde anstößiger als ähnliche Stellen bei Aristophanes,

der sich ja niemals selbst auf die Bühne brachte, außer, um sich als Dichter zu verantworten. Heines Schamlosigkeit ist, wenn auch nicht so weitgehend, doch viel persönlicher als die seine.

In „Atta Troll" ist der Vergleich mit Aristophanes noch näher liegend. Die Phantasie hat hier freieren Spielraum, weil die Hauptperson kein Mensch, sondern ein Bär ist. Ein ganz außerordentliches Gedankenbild hat er an der Stelle entworfen, wo der Bär nach seiner Flucht im Mondenschein vor seinen Jungen tanzt. Es liegt ein unvergleichlicher Humor in seiner Rede gegen die Menschenrechte und seinem Pochen auf die älteren Rechte der Bären; das erinnert an die entzückende Parabase in den „Vögeln", wo dargethan wird, daß die Vogelwelt die älteste sei: Alles stammt vom Ur-Ei ab, Alles entsteht durch Liebe, auch die Vögel sind Kinder der Liebe. Aeußerst spaßhaft ist des Bären Stolz auf die Tierwelt, am spaßhaftesten jedoch, weil Heine denselben benutzt, um seine ausgelassenen Anspielungen auf diejenigen, denen er zu Leibe will, darin zu verflechten, so gegen Freiligrath, dessen populäres, aber albernes Gedicht „Der Löwenritt", sowie das unschöne „Der Mohrenkönig" seinen lustigsten Spott erweckt hatten:

Giebt es nicht gelehrte Hunde?
Und auch Pferde, welche rechnen?
— — — — — — —
Schreiben Esel nicht Kritiken?
Spielen Affen nicht Komödie?
— — — — — — —
Singen nicht die Nachtigallen?
Ist der Freiligrath kein Dichter?
Wer besäng' den Löwen besser
Als sein Landsmann, das Kamel?

Ein großer Teil dessen, wovon der Bär spricht, klingt wie Satire über dumme kommunistische Demokratie. So der Wortschwall gegen das Eigentum: Die Bären werden ohne Taschen geboren, die Menschen nur füllen die ihren. So derjenige von der Gleichheit:

Strenge Gleichheit! Jeder Esel
Sei befugt zum höchsten Staatsamt,
Und der Löwe soll dagegen
Mit dem Sack zur Mühle traben.

Der „Atta Troll" ist jedoch im Großen und Ganzen genommen eine unschuldige, stachellose Satire, welche rein phantastisch die Geistlichkeit, die Kommunisten, die Misanthropen, die Revolutionäre, die Weltbürger und das Volk zum Besten hat — denn der Bär besitzt etwas von der Sprechweise all dieser. Wie köstlich ist nicht Atta Trolls Predigt gegen den Atheismus, sowie die Entwickelung seines deistischen Systems, die folgendermaßen beginnt:

Hüte Dich vor Menschendenkart
Sie verdirbt Dir Leib und Seele;
Unter allen Menschen giebt es
Keinen ordentlichen Menschen.

Es liegt ein heiterer Tiefsinn in dieser Ermahnungsrede wider Feuerbach und Bauer, und ein Witz, welcher geistvoll wie derjenige Voltaires, aber reicher und wärmer ist, ist in der Schilderung des Schöpfergottes enthalten:

Droben in dem Sternenzelte
Auf dem goldnen Herrscherstuhle,
Weltregierend, majestätisch,
Sitzt ein kolossaler Eisbär usw.

Welcher Humor liegt nicht in der Schilderung der Bärenheiligen, welche um seinen Thron tanzen!

Wenn nun auch dem Bären Etwas von der Sprechweise aller Parteien eigen ist, so besitzt er doch am meisten von derjenigen der Urdeutschen. Ueber diese geht es noch ganz besonders her. Die wohlgeleckten Bärenjungfrauen erinnern an deutsche Predigertöchter; das jüngste Bärenjunge schlägt Purzelbäume sogar wie Massmann, und ist, wie jener, die Blüte autochthoner Bildung; es lernte nie eine andere als seine Muttersprache, weder des „Hellenen" noch des „Römlings" Sprache.

Auf solche Weise führt Heine seine Leser stets auf wildphantastischen Umwegen in die realen Verhältnisse seines Vaterlandes zurück.

Aristophanisch ist auch in dieser Hinsicht jene Stelle, wo es regnet und er ausruft: Sechsunddreißig Könige für einen Regenschirm! sowie diejenige, wo es, nachdem man wieder in's Trockene gekommen ist, heißt: Sechsundreißig Könige für einen

Schlafrock! Durchaus aristophanisch ist endlich auch die unterdrückte Stelle*), wo der Vogel Hut-Hut erzählt, wie Salomo und Balkis einander noch nach dem Tode Rätsel aufgeben und lösen:

Wer ist wohl der größte Lump
Unter allen deutschen Lumpen
Die in allen sechsunddreißig
Deutschen Bundesstaaten leben?

Balkis, welcher diese Frage gestellt wird, sendet geheime Boten durch alle deutschen Reiche und Lande, so oft sie jedoch Salomo das Auffinden eines ganz außergewöhnlichen Lumpen meldet, lautet dessen Antwort: Kind! es giebt noch einen größern!

Und es wird nun dargethan, wie merkwürdig es in Deutschland sei, daß, sobald man glaube, den größten Lump entdeckt zu haben, dort sofort ein noch größerer sich offenbare: nichts mache dort so sichere Fortschritte als das Lumpentum. Gestern noch schien X. der größte Lump; heute ist er nur ein „Unterlümpchen" im Vergleich zu Y. Es ist ein Beweis von Heines künstlerischem Gedankenreichtum, daß er es bei der letzten Redaktion des Gedichtes verschmäht hat, durch solche Mittel seine Gegner einzeln auf die lustigste Weise zu treffen.

Aber auch in der rein litterarischen Satire herrscht keine geringe Aehnlichkeit zwischen dem Verfahren bei Heine und dem bei Aristophanes. Ein Beispiel hierfür ist die Satire über die schwäbische Dichterschule im „Atta Troll": die in der Hütte der Hexe befindliche Katze ist ein verwandelter schwäbischer Dichter, welcher wieder Menschengestalt erhalten wird, wenn eine reine Jungfrau Gustav Pfizers Gedichte in der Sylvesternacht, ohne in Schlaf zu versinken, lesen kann. Ein anderes Beispiel finden wir daselbst in der Satire über die drolligen Verse Freiligraths in seinem „Mohrenfürst" mit ihrem albernen, gesuchten Vergleich:

Aus dem schimmernden weißen Zelte hervor
Tritt der schlachtgerüstete fürstliche Mohr;
So tritt aus schimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinsterte, dunkle hervor.

---

*) Dieselbe ist in der von W. Bölsche besorgten Heine-Ausgabe als Variante beigefügt. D. U.

Dies Gedicht handelt von einem Negerkönige, welcher gefangen nach Europa kommt, draußen vor einem Zirkus trommeln muß, dabei an seine einstige Größe denkt und das Trommelfell durchpaukt. Daß aber der schwarze Mann in der Zeltöffnung dem aus den Wolken tretenden Monde gleichen soll, ist unbestreitbar komisch.

Heine läßt die rote Zunge des Bären aus seinem schwarzen Rachen heraushängen, so wie der Mond sich zwischen weißen Wolken zeigt. Und am Schluß des Gedichtes trifft Heine im Jardin des plantes einen Neger als Tierwärter, der sich ihm als der Freiligrath'sche Negerkönig zu erkennen giebt. Derselbe hat sich mit einer blonden Köchin aus dem Elsaß verheiratet, deren Füße ihn an die Elephanten seiner Heimat erinnern und deren Französisch in seinen Ohren wie die Negersprache klingt. Sie hat ihm so gute Bissen vorgesetzt, daß er sich schon ein rundes schwarzes Bäuchlein angemästet hat. Dasselbe scheint aus dem Hemde hervor, wie ein schwarzer Mond, der aus weißen Wolken tritt.

Nicht zum wenigsten verspürt man schließlich aristophanische Art in der rücksichtslosen und brutalen Satire auf Platen im letzten Teile der „Reisebilder". Ja, sogar gewisse lustige Streiche in diesem litterarischen Streite sind dem griechischen wie dem deutschen Komiker gemeinsam. In den „Fröschen" bringt Aeschylos beim Wettkampf mit Euripides, den Aristophanes mit seinem Haß verfolgt, einen Refrain, der ungefähr mit „sang die alte Leier vor"*) gleichbedeutend ist, um ihn Allem, was Euripides von sich selbst anführt, anzupassen. In den „Reisebildern" verspottet Heine Platen dadurch, daß er Hyacinth die Worte „von vorn" und „von hinten" abwechselnd dessen Versen hinzufügen läßt und dieselben damit der boshaftesten Entstellung unterzieht.

Die aristophanische Komödie gleicht einer weitausgespannten Wölbung, welche mit großartigen Fresken bedeckt ist — Heines Komik ist hiermit verglichen dasselbe, was den Fresken gegenüber sorgfältig ausgeführte Staffeleibilder sind. In jenem

---

*) Vergl. Aristophanes, Frösche. Anmerk. 113. Ausg. Reclam. D. U.

griechischem Lustspiel ist Licht und Raum wie in Michel Angelos sixtinischer Kapelle: Alles ist hier wie in der sixtinischen Kapelle groß, geräumig, gewaltig, von einem Geiste geschaffen, der durch die lyrische Gewalt seines Gefühls, durch das Kühne seiner Knappheit und die Macht seiner Allegorieen den alten Regeln trotzt. Nur daß Michel Angelos' Welt tragisch, wild-feierlich ist, während Aristophanes' Welt eine dithyrambische eine Welt von Karikaturen im Rahmen griechischer Lebensverhältnisse ist.

Verglichen mit Aristophanes ist Heine ein Privatmann, der in seinem Heim lebt. Aristophanes bewegt sich im vollen Tageslicht des Theaters mit Tausenden von Zuhörern um sich; Heine dagegen teilt sich seinem Publikum von seiner Stube aus mit. Die Gestalten aber, die sich auf der Netzhaut seines Auges abzeichnen, besitzen ein glühenderes und kräftigeres Leben, als diejenigen, welche Aristophanes auf einer Bühne verkörperte. Auch haben seine Bestrebungen nicht das rein lokale Gepräge, wie diejenigen des griechischen Dichters. Er wendet sich mit seinen besten Schöpfungen an Millionen auch außerhalb seines Volkes, man möchte sagen, an die Elite all derer, welche zu lesen verstehen. Seine Lyrik ist persönlicher, innerlicher und nervöser als diejenige irgend eines Griechen, wie auch seine Satire allgemeinen Ideen gewidmet ist, die für Aristophanes überhaupt nicht existierten. Er ist nicht minder witzig als sein griechischer Vorgänger und hat beständig für die politische Entwickelung und die persönliche Freiheit gekämpft, während der Gegner des Euripides und des Sokrates zumeist für eine Vergangenheit focht, welche unwiderruflich entflohen war und der er selbst am allerwenigsten angehörte.

17.
Heine.

Heine's Prosa steht nicht auf gleicher Höhe mit seinen Versen. In seinem berühmtesten Prosabuche „Reisebilder"

zeigt er sich als Schüler Sternes, später, nachdem er größere Selbständigkeit gewinnt, ist er wohl stets geistreich und feurig, doch nur selten den Stoffen gewachsen, die er behandelte. Gleich dilettantisch ist, was er einerseits über deutsche Philosophie für Franzosen, andererseits über französische Malerei für Deutsche schrieb. Er war gewiß als Journalist betrachtet, stets ein ganz ausgezeichneter Journalist, doch ist er zu bedeutend, als daß diese Bezeichnung der Stärke seines Wesens entsprechen könnte.

Die Pedanten unter seinen Widersachern haben freilich ein ungebührliches Wesen von seiner sogenannten Oberflächlichkeit gemacht. Er war wohl kein eigentlicher Arbeiter, aber keineswegs ohne jeglichen Fleiß und hatte sich zahlreiche und gründliche Kenntnisse angeeignet. Doch nur als Dichter ist er groß; die meisten seiner Prosaschriften sind nur im Dienste des Augenblickes verfaßt, ganz davon zu schweigen, daß man seinem Andenken durch Herausgabe seiner Briefe, die ihn in der Regel nur von einer wenig vorteilhaften Seite zeigen, geschadet hat. Man sieht ihn da sehr häufig nur von seinen Interessen erfüllt. Aber Geldverlegenheit ist ein langweiliger Stoff, selbst wenn es sich um diejenige eines großen Talentes handelt.

Es war Heine bekanntlich nicht beschieden, ein ganzes Menschenleben zu Ende zu leben. Er wurde in voller geistiger Kraft durch eine entsetzliche Krankheit hingerafft.

Er war stets zart und schwächlich gewesen, in seiner Jugend von hartnäckigem Kopfschmerz geplagt. Im Trinken war er zu derartigem Maßhalten gezwungen, daß er sich nach der scherzhaften Aussage seiner Freunde damit begnügte, an einer Flasche Rheinwein, die sich in seiner Kammer befand, zu riechen. Sein Nervensystem war frühzeitig erschüttert, sicherlich weit weniger durch Ausschweifungen, als man dies annimmt — denn gerade er ist in hohem Grade fanfaron des vices, der sich in seinen Schriften beständig seiner Laster rühmt — aber er wurde von jener Krankheit überfallen, welche so häufig das Los derjenigen ist, deren Leben unausgesetzt aus geistiger Produktivität bestand. Eine Rückenmarksaffektion,

zuerst mit Lähmung der Augenlider, nach und nach mit der des ganzen Körpers verbunden, traf ihn. Ungefähr acht Jahre lag er in Paris in seiner Matratzengruft ausgestreckt.

Sein Leben, welches weder als ein großes, noch als ein glückliches bezeichnet werden kann, zerfällt in zwei bestimmt begrenzte Hälften, den Aufenthalt in Deutschland bis zur Julirevolution, und den Aufenthalt in Paris vom Jahre 1831 bis zu seinem Tode im Jahre 1856. Er hat wohl ein Leben ohne Berechnung geführt, aber jedenfalls nicht ohne Instinkt dafür, wo die Entwickelungsmöglichkeiten für sein Talent lagen. Es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß Heine seine Höhe in der Weltlitteratur erklommen hätte, oder auch nur als satirischer Dichter so hervorragend geworden, wenn er nur in seinem Vaterlande geblieben wäre.

Seine Jugendzeit in Deutschland verstrich unter dem Druck der Reaktion; seine Reisebilder gewannen ihre Popularität, da sie der herrschenden politischen Unzufriedenheit Ausdruck gaben; aber bald gab er im Stillen alles Politisieren als unfruchtbar auf. Da schaffte die Julirevolution Luft! Heine bricht auf, läßt sich häuslich in Paris nieder und wird dort bald durch das vom Deutschen Bunde erlassene Verbot seiner Schriften gefesselt. Das Ministerium Guizot giebt ihm heimlich jene kleine Jahresrente, welche ihn in den Stand setzt, ein verhältnismäßig sorgenloses Leben zu führen; aus diesem Anlasse wurde er auch der Gegenstand von Angriffen, welche gewiß nicht jeglichen Grundes entbehren, mit denen ihm aber dennoch großes Unrecht zugefügt ward. Man darf nicht vergessen, daß Heine sich schlecht auf die Kunst verstand, Geld zu verdienen, und es ihm auch nur wenig genützt haben würde, wenn er sich besser darauf verstanden hätte. Er, mit dessen Büchern Millionen verdient sind, verkaufte das „Buch der Lieder" an Campe gegen Quittierung einer alten Schuld von 50 Louisd'or für alle Auflagen, und Zeit seines Lebens war er genötigt seine Zuflucht zu dem nur ungern gewährten Beistand seines reichen Onkels zu nehmen. Vielleicht hätte er, würden er selbst und seine Frau sich besser auf Oekonomie verstanden haben, die Regierungsunterstützung entbehren können. Dieselbe hat

ihn nun wohl verhindert, dies oder jenes über das französische Ministerium in deutschen Zeitungen zu veröffentlichen, was er sonst wohl geschrieben haben würde — ein anderes Unglück hat sie aber gewiß nicht verursacht, und am allerwenigsten hat sie ihn bewogen, irgend etwas zu schreiben, wovon er nicht überzeugt war.

Von Frankreich aus hat er als Schriftsteller einen ununterbrochenen und stets heftigen Kampf gegen die europäische Reaktion geführt. Man darf wohl behaupten, daß er in dieser Hinsicht Byrons großer Erbe ist. Wenige Jahre später, nachdem das im Dienste der Freiheit geschwungene Schwert des Spottes der Hand des sterbenden Byron entglitten war, wird es von Heine erfaßt und ein Menschenalter hindurch mit gleich gewaltiger Behendigkeit und Kraft geschwungen. In den letzten acht Jahren aber führt es ein tötlich Verwundeter.

Nie hatte er wahrere, echtere, beißendere und strahlendere Verse geschrieben, als zur Zeit seines Martyriums auf dem niederen, breiten Bett in Paris. Und nie hat wohl auch irgend ein schaffender Geist größeren Mut, größeres Aushalten und Unangefochtensein bei übermenschlichen Qualen gezeigt. Selten hat sich die Macht der Seele über den Körper so unzweideutig erwiesen. Schmerzen, wie die seinen, stumm mit zusammengebissenen Zähnen zu ertragen, das bedeutet bereits viel; dabei aber noch geistig zu schaffen, zu spotten und zu scherzen, Raketen voll Laune und Phantasie herauszuschleudern, seinen Geist in graziösen und tiefsinnigen Traumgesichten rund um den Erdkreis zu senden, während man selbst wie leblos auf dem Lager liegt, das ist erhaben!

Er lag dort, zum Skelett eingeschrumpft, mit geschlossenen Augen und fast ganz gelähmten Händen, die edlen Gesichtszüge abgemagert. Seine Hände, welche weiß und vollendet schön gewesen, waren in ihrer Feinheit fast durchsichtig. Wenn er sprach, glitt zuweilen ein mephistophelisches Lächeln über seine leidende Christus-Physiognomie. Zuletzt war eigentlich nur noch vom ganzen Menschen die Stimme zurückgeblieben, wie im Altertum bei Tithon, aber diese Stimme war unendlich reich an Tönen, Einfällen und Scherzen.

Er fuhr fort, geistig thätig zu sein; das Triebrad seines Geistes schien sich selbst ohne Dampf weiter zu drehen, die Lampe selbst ohne Oel fortzubrennen.

Unwahr ist es, daß er sich zu irgend einer Kirche zurückgewandt habe, wohl aber zu einer Religiosität, die gleichsam aufs neue aus den Tagen seiner Kindheit emportauchte, und auch an eine Art Gottesglauben klammerte der Leidende sich. Aber auch über diesen Gottesglauben erhob er sich zuweilen mit einem Lächeln. Ein solches Lächeln war das an seinem letzten Lebenstage zu einem aufgeregten Bekannten gesprochene Beruhigungswort: Dieu me pardonnera — c'est son métier.

Ein rührendes Zeugnis für seine Geisteskraft und seine Sohnesliebe ist es, daß er während seiner ganzen Krankheit auf das Sorgfältigste darüber wachte, daß seine Leiden seiner alten Mutter in Hamburg verborgen blieben; bis zuletzt schrieb er ihr lustige, scherzhafte Briefe und ließ aus denjenigen Exemplaren seiner Schriften, die er ihr sandte, alle Stellen herausnehmen, welche die alte Frau auf die Spur hätten führen können.

Ein ansprechender Zug aus seinem Seelenleben ist auch der folgende: er, von allen Männern und Dichtern im Ausdruck der Liebe der Leichtfertigste, wandelte während seiner Krankheit seine Bezeichnungen dafür zu den zärtlichsten und geistigsten um. Wie bekannt versüßte ihm die innige Zuneigung eines jungen und schönen Weibes, das letzte Jahr seines Lebens. Es war dies eine Frau, welche trotz ihrer deutschen Geburt in der französischen Litteratur als Schriftstellerin unter dem Namen Camille Selden aufgetreten ist.*)

Sie war damals ungefähr 28 Jahre alt, blauäugig, mit hellbraunem Haar, und so anmutig, reizend und graziös, daß sie Heine's Herz beim ersten Kommen gewann. Bald wurde sie ihm unentbehrlich er litt, wenn nur ein paar Tage verstrichen, ohne daß er sie gesehen, obschon seine Schmerzen so heftig waren, daß er sie zuweilen selbst um Aufschub ihres

*) A. Meißner, Erinnerungen an Heinr. Heine. Camille Selden, les derniers jours de Henri Heine. 1884.

Besuches bitten mußte. In den an sie gerichteten Briefen und Gedichten findet man erst jene tiefere erotische Innerlichkeit, jene Liebesfülle, die man sonst nirgends in Heines Liebesgedichten antrifft.

Er nennt sie seine Wahlverlobte, deren Wesen durch des Schicksals Willen mit dem seinen gepaart sei. Vereint würden sie das Glück kennen gelernt haben, getrennt müssen sie zu Grunde gehen:

Ich weiß es jetzt. Bei Gott! Du bist es,
Die ich geliebt: Wie bitter ist es,
Wenn im Momente des Erkennens
Die Stunde schlägt des ew'gen Trennens!
Der Willkomm ist zu gleicher Zeit
Ein Lebewohl!

Lachend und weinend tobt er gegen diesen notgezwungenen Platonismus zwischen zwei Liebenden, denen jede Umarmung unmöglich ist:

Worte! Worte! keine Thaten!
Niemals Fleisch, geliebte Puppe,
Immer Geist und keinen Braten,
Keine Knödel in der Suppe!

In seiner Ungeduld will er verzweifeln, wenn sie ihn einmal warten läßt:

Laß mich mit glüh'nden Zangen kneipen,
Laß grausam schinden mein Gesicht,
Laß mich mit Ruthen peitschen, stäupen —
Nur warten, warten laß mich nicht!

bis dann in dem großen, mystischen Vermählungsgedicht „Die Mouche" zwischen ihm als Toten und der Passionsblume an seinem Sarge durch die Nähe des Todes alles harmonisch ausklingt:

Du warst die Blume, Du geliebtes Kind,
An Deinen Küssen mußt ich Dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumenthränen brennen.

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig Dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseeligt und verzückt,
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Das sind Bilder und Gefühle aus einer anderen Welt als der körperlichen, einer Welt, wie diejenige des Blinden, wo man Küsse verspürt, doch keine sichtlichen Lippen, Thränen, die aus Augen tropfen, welche man nicht sieht, Duft von Blumen, die sich nicht bewegen, und statt der Sonne des Tages ein zauberartiges geisterhaftes Mondlicht. Und ebensowenig, wie es dort Körperliches giebt, giebt es dort wahrnehmbare Laute:

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm
Was Du verschwiegen dachtest im Gemüte —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Es war, sagt er, ein lautloses Zwiegespräch, welches stattfand, und keiner darf fragen, was dort gesprochen ward:

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag, was sie duften, Nachtviol und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Toter kosen!

Hier hebt sich Heines Lyrik zur Höhe Shelley's, der erhabensten in der modernen Dichtkunst. Hier gleichen seine Töne denjenigen Shelley's: den Geigentönen eines Ariel, die rein und geistig, voll und zitternd, modern in ihrer überwältigenden, halb krankhaften Weichheit, erklingen.

18.

Parteinahme in der Dichtkunst.

Börne und sehr viele nach ihm haben über Heine das Urteil gefällt, oder wollten Heine durch dieses Urteil fällen, daß es ihm mit Nichts Ernst gewesen sei. Abgesehen von Unbedeutendem und Unwichtigem, beruht Börne's Zorn nur darauf, daß es ihm schien, als ob Heine keine Partei nehmen wollte. Er selbst war bis zum Aeußersten, so gut man dies in jener unparlamentarischen Zeit sein konnte, in der Litteratur Parteimann.

In unserer Zeit gilt der allgemein angenommene und abgedroschene Satz, daß die Kunst Selbstzweck sei; zu jener Zeit war man mit dem Gedanken vertraut, daß sie einem

Lebenszwecke dienen sollte, und stets fühlt man in den deutschen Dichterwerken jener Zeit, mögen sie nun von größerem oder geringerem Werte sein, die Veranlassung, welche ihren Verfassern die Feder in die Hand gedrückt hatte. Aber selbst so ausgeprägt tendenziöse Dichter wie Heine, waren zu jener Zeit den Männern von Ueberzeugung (wie Börne) nicht tendenziös genug. Und man gebrauchte ihm gegenüber den Ausdruck „zwar ein Talent, doch kein Charakter“, worüber er sich im „Atta Troll“ so unbarmherzig lustig macht. In der Vorrede hierzu scherzt er bereits mit dem Troste, der für die Menge in der Lehre beruhe, daß die braven Leute in der Regel sehr schlechte Musikanten seien, dagegen die guten Musikanten gewöhnlich nichts weniger als brave Leute; die Bravheit aber sei in der Welt die Hauptsache, nicht die Musik.

An einer anderen Stelle hebt Heine hervor, daß es gewöhnlich ein Zeichen von Beschränktheit sei, wenn man von der beschränkten Menge sofort als Charakter gestempelt und ausdrücklich gefeiert werde. Das beruhe darauf, daß eine engherzige und oberflächliche Lebensanschauung, die sich stets gleich bleibe, von der Menge am leichtesten ergründet werde.

Daß Heine seiner ganzen Veranlagung nach kein Geist von stoischer Festigkeit war, liegt auf der Hand. Sieht man aber von dem Umstand ab, ob er in bestimmt gegebenem Falle Charakter gezeigt oder nicht, so lautet die Prinzipienfrage einfach: soll ein Dichter Partei nehmen oder nicht?

Gerade zur Zeit, als Heine im „Atta Troll“ diejenigen verspottete, welche in ihrem Eifern für die Lebenszwecke Talent durch Charakter ersetzen zu können glaubten, wurde in der deutschen Poesie ernstlich für die Frage gekämpft, ob der Dichter Partei nehmen, oder sich über alle Parteien stellen solle. Im Herbst des Jahres 1841 erschien „Atta Troll“, der sich so manchen Scherz mit Freiligraths Jugendgedichten erlaubte, im November desselben Jahres schrieb Freiligrath, der sich bisher zumeist durch morgenländische Gedichte im Stile Hugo's bekannt gemacht, und kurz zuvor vom König von Preußen ein Jahresgehalt angenommen hatte, in einem Gedicht „Aus Spanien“ über den erschossenen Diego Leon als Dichter folgende Zeilen:

Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte
Und hört mit Zürnen d'Enghien's Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei.

Hiergegen richtete Georg Herwegh in seinem Gedicht „Die Partei“ (an Ferdinand Freiligrath) eine Antwort, worin die treffendste Strophe folgende ist:

Partei! Partei! wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?

Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei.

Als dann Herwegh ein Jahr später Freiligrath in seinem Gedicht „Duett der Pensionierten“ für das ihm gewährte Jahresgehalt, die „Invalidenpension“ verhöhnte, gab der Angegriffene bekanntlich die Pension dem König von Preußen zurück, ging zur politischen Dichtung über und entwickelte sich so schnell zum Radikalen und Revolutionär, daß er beim Ausbruch der Revolution von 1848 als der bedeutendste Revolutionsdichter des deutschen Volkes betrachtet wurde. Freiligrath gab also Herwegh Recht. Aber das beweist noch nicht, daß er auch wirklich Recht hatte.

Die Frage, ob und inwieweit der Dichter Partei nehmen soll, ist sehr schwierig. Schon wegen der Vieldeutigkeit des Wortes Partei. Heine und Börne, Freiligrath und Herwegh haben zu verschiedenen Zeiten dies Wort verschieden aufgefaßt.

Der Dichter wird, selbst wenn er ein ganz untergeordneter Geist ist, nur verlieren, wenn er ein beschränktes politisches Parteiprogramm, eine soziale oder religiöse Theorie zu der seinen macht. Wie wäre es möglich, daß sich seine Ideale genau mit den Parteizwecken in ihrer begrenzten Bestimmtheit decken sollten! Thomas Moore war Whigdichter, Walter Scott Torydichter, weil keiner von ihnen ein großer Geist war, so große Talente auch beide besaßen. Byron war tiefer veranlagt nicht nur als diese beiden, sondern auch als die

zwei politischen Parteien — während jeder instinktmäßig den Unsinn fühlen wird, wenn man sagen wollte, Byron habe nicht als Dichter in politischer oder religiöser Hinsicht Partei genommen. Er that dies in höherem Grade als Schiller, der in politischer Beziehung gar nicht zu einer Partei gerechnet werden kann, schon aus dem einfachen Grunde nicht, da es zu seiner Zeit in Deutschland noch keine Parteien gab.

Es giebt in der schönen Litteratur Zweige, welche entschieden nichts mit Parteinahme zu thun haben. Derjenige, welcher Liebesgedichte schreibt, steht als solcher außerhalb der politischen wie religiösen Parteien, doch vielleicht nicht gänzlich außerhalb der künstlerischen: denn sobald es sich um eine Kunstrichtung handelt, begegnen wir auch wieder der Partei. Sobald aber der Schriftsteller einen Stoff berührt, der nach einer Idee, einer Grundauffassung, einem Gedanken riecht, so wird er schon gezwungen, Partei zwischen den möglichen Lebensanschauungen zu ergreifen.

Will man indessen, wie Freiligrath, nur dem Dichter das Recht sichern, Napoleon zu bewundern und sich zugleich über den Mord Enghien's zu erbittern, so hat dies eigentlich nichts mit der Frage über Parteinahme gemein; denn es will nur besagen, daß der Dichter seinem Rechte nicht entsagt hat, die Vergangenheit mit Billigkeit zu beurteilen und an seinen Helden Tugenden wie Laster zu sehen. Die Parteifrage im bestimmteren Sinne ist keine Frage hinsichtlich Beurteilung der Vergangenheit, sondern hinsichtlich der Gestaltung der Zukunft, und man kann eben nicht zu gleicher Zeit auf zwei Wegen schreiten.

Das Wort Partei bietet aber auch noch folgende Schwierigkeit: Partei heißt Teil, zunächst Teil der Bevölkerung des Vaterlandes; der Dichter soll aber seinem Vaterlande und seinem Volke, und nicht nur einem Teile desselben angehören. So aufgefaßt ist dann die Partei der engere, das Vaterland der weitere, allgemeine Begriff. Wenn man aber z. B. unter Partei eine wirklich politische Partei versteht, die mehr oder weniger unvollkommen ihrem Namen und ihrem Programm

entspricht, so ist es allerdings richtig, daß das Vaterland selbstverständlich über den Parteien steht.

Nimmt man jedoch das Wort Partei im Sinne, wie es von Schiller und Byron gebraucht werden kann, wenn man sagt, sie haben Partei genommen, so ist die Partei ein weiterer und größerer Begriff als das Vaterland. Denn das Vaterland repräsentiert ein bestimmt abgegrenztes Stück Erde, bestimmte endliche Interessen, ein bestimmt begrenztes Stück Geschichte, während die Partei in dieser Hinsicht ein System von Ideen bezeichnet, welche ihrem Wesen nach an keine Stätte gebunden sind, es sind Weltgedanken, der Menschheit große und allgemeine Interessen. Und repräsentiert die Partei, welche ergriffen wird, auch nur irgend eines Zeitalters Grundauffassung vom Menschlichen, so ist das Jahrhundert wieder ein anderes und größeres Vaterland als das Vaterland, und der Dichter erweist seinem Volke einen Dienst, wenn er die Grenzen von dessen Horizont erweitert.

Nach meiner Auffassung waren Börne wie Heine in ganz besonders hervorragender Weise Parteimänner, darum aber auch in nicht geringerem Grade Patrioten, und ihr Parteistandpunkt schadete nicht im geringsten ihrer Vaterlandsliebe.

Börne galt ganz gewiß in der offiziellen Presse jener Zeit nicht nur für einen verrückten Radikalen, sondern auch für einen Vaterlandsverhöhner. Er besaß ja die gefährliche Gewohnheit, jedem seiner Gedanken ein so starkes Relief durch die Art und Weise des Ausdrucks zu geben, daß derselbe beleidigte, verletzte oder zum Handeln reizte. Es rief einen Entrüstungssturm hervor, als er seiner Zeit geschrieben hatte, daß jedes Volk das Recht habe, seinen König abzusetzen, sobald ihm nur dessen Nase nicht mehr behage. Und ganze Bände von Schimpfworten wurden ihm wegen seiner Aeußerung bezüglich der „Lakaiennatur“ der Deutschen entgegengeschleudert. Er war soweit gegangen, dieselben „ein Volk von Lakaien“ zu nennen.

Hierüber schreibt er selbst: „Was fange ich nun mit solchen Menschen an, die ganz ernstlich glauben, ich hätte den Völkern geraten, ihre Fürsten zu verjagen, sobald sie mit deren Nasen unzufrieden würden? . . . . Wenn ich sagte: meine Herren,

Sie müssen das nicht so wörtlich nehmen — nun, ich glaube, das glaubten sie mir vielleicht. Was würde mir das aber nützen? Sie würden erwidern: Sie hätten aber bedenken sollen, daß Sie nicht blos für gebildete Leser schreiben, sondern daß auch eine große Anzahl Ungebildeter Ihre Werke liest, die, keiner Ueberlegung fähig, sich nur an den Wortlaut halten. Zu dieser Bemerkung würde ich schweigen und nur sagen: laßt mich in das Gefängnis zurückführen. Stünde ich aber vor einem deutschen öffentlichen Gerichte, so würde ich sagen: Meine Herren! Der Deutsche ist ein Krokodil (Allgemeines Geschrei des Unwillens. Krokodil! Zur Ordnung!) . . . . Meine Herren, der Deutsche ist ein Krokodil. (Zur Ordnung! Der Präsident: Sie mißbrauchen das Recht der Verteidigung.) Meine Herren, der Deutsche ist ein Krokodil — aber ich bitte Sie, lassen Sie mich doch zu Ende reden. Ich meine hiermit gewiß nicht, der Deutsche sei ein wildes, grausames, räuberisches Tier wie das Krokodil, und weine heuchlerische Kindesthränen. Im Gegenteil, der Deutsche ist zahm, gutmütig, säuberlich, aber gar nicht räuberisch, und weint so aufrichtige Thränen, wie ein Kind, wenn es die Rute bekommt. Wenn ich das deutsche Volk ein Krokodil genannt, so geschah es blos wegen seiner Körperbedeckung, die ganz der eines Krokodils gleicht. Sie hat dicke, harte Schuppen und ist wie ein Schieferdach. Was Festes darauf fällt, prallt ab, was Flüssiges, fließt hinunter. Jetzt denken Sie sich, meine Herren, Sie wollten ein solches Krokodil tierisch magnetisieren; zweitens, um es später von seinen schwachen Nerven zu heilen; erstens, um es früher hellsehend zu machen, daß es in sein Inneres hineinschaue, seine Krankheit erkenne und die dienlichen Heilmittel errate. Wie würden Sie das anfangen? Würden Sie mit zarter, gewärmter Hand auf dem Panzer des Krokodils herumstreicheln? Gewiß nicht, Sie wären zu vernünftig dazu; es würde ja auf dasselbe keinen Eindruck machen. Nein, Sie würden auf dem Krokodil mit Füßen herumtreten, Sie würden Nägel in seine Schuppen bohren, und wenn dies noch nicht hinreichte, ihm hundert Flintenkugeln in den Leib jagen . . . . So habe ich es gemacht.“ (Pariser Brief von 14. Dezember 1831.)

Man sieht also, wie Börne's kräftige Worte über deutsche Unterthänigkeit und Schläfrigkeit nur der negative Ausdruck seiner Vaterlandsliebe sind. Der Patriotismus äußert sich bei ihm in der Regel nur indirekt, aber er bahnt sich seinen Weg durch seinen wehmütigen Spott, wie bei Anderen durch begeisterte Aufrufe.

Was nun Heine anbetrifft, so hat wohl Börne ihm gegenüber insoweit Recht, als ihm als Dichter sein geschmeidiges Temperament den eintönigen Kampf für eine politische Ueberzeugung schwierig machte, auch insofern Recht, als Heine unter jenem Zwiespalt und jener Unklarheit litt, die wir bei ihm verfolgt haben, nämlich, sich zugleich als volkstümlicher Revolutionär und als enthusiastischer Aristokrat zu fühlen. Wenn nun Heine unterließ, sich irgend einer vorhandenen politischen oder religiösen Partei anzuschließen, so liegt hierin doch das beste Zeugnis für die Feinheit seiner geistigen Entwickelung. Seine Scherze im „Atta Troll" mit der predigenden Klerisei der Opposition sind hinreißend und vollauf berechtigt. Sie beweisen nur, daß er den Dogmatismus in all seinen Formen verabscheute.

Deshalb hat Börne in seiner Annahme Unrecht, daß Heine je seine Partei in der großen umfassenden Bedeutung des Wortes, seine reichen Ideen, für die er gestritten, verleugnet habe. Und gleichfalls that er dies nicht, als er auf seinem achtjährigen Sterbelager seine armen gelähmten Augenlider mit Mühe öffnete, um Gott in jenem Himmel zu suchen, dessen Leere er selbst mit Wehmut und Trotz geschildert hatte.

Heine war aber auch in gleichem Maße wie Börne Patriot. Jeder Kenner von Heines Schriften wird sich gewiß noch der schönen Stelle am Schluß der „Reisebilder" erinnern, wo er die Chronik von Kaiser Maximilian erzählt. Derselbe saß in Tirol gefangen, verlassen von seinen Rittern und Höflingen, da öffnete sich eines Tages die Thür seines Gefängnisses und ein verhüllter Mann trat herein, in welchem der Kaiser seinen treuen Hofnarren, Kunz von der Rosen, erkannte.

Ich halte es nicht nur für geistreich, sondern auch für wahr, wenn Heine sagt: „O deutsches Vaterland! teures

deutsches Volk! Ich bin dein Kunz von der Rosen. Der Mann, dessen eigentliches Amt die Kurzweil, und der Dich nur belustigen sollte in guten Tagen, er dringt in Deinen Kerker zur Zeit der Not; hier unter dem Mantel bringe ich Dir Dein starkes Scepter und die schöne Krone — erkennst Du mich nicht, mein Kaiser? . . . Wenn Du auch in Fesseln darnieder liegst, so siegt doch am Ende Dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiser, die Nacht ist vorüber und draußen glüht das Morgenrot."

Sobald man sich nicht an Einzelheiten klammert, an leichtfertige Ausfälle und übermütige Wendungen hier und dort, so wird man erkennen, daß dies Gefühl, daß sich hier einen klassischen Ausdruck gegeben, mächtig bei Heine ist. Weder sein Parteistandpunkt noch die damit zusammenhängende Bewunderung der Fremde haben bei ihm eine aufrichtige und tiefgehende Vaterlandsliebe, die ihm während des Exils Entbehrung auf Entbehrung einbrachte, ausgeschlossen. Er besaß allerdings nicht jene Art von Patriotismus, welche er irgendwo den Deutschen im Allgemeinen beilegt, die das Herz enger macht und sich wie Leder in der Kälte zusammenzieht, sondern diejenige, welche das Herz erwärmt und weitert, so daß es mit der Liebe zum Vaterlande zugleich das ganze Reich der Zivilisation umfaßt.*) Wie war es auch anders möglich, als daß er Deutschland liebte! So wie er dies ausgesprochen hat, so möge es jeder von seinem Lande sagen: „Das ist es. Deutschland, das sind wir selber." Sein ganzes Wesen war ja durch seine in Deutschland erfolgte Geburt und Entwickelung bestimmt. Auch, als er die letzte Hälfte seines Lebens in freiwillig-unfreiwilliger Verbannung zubringen mußte, heimatlos insofern, als seine Schriften vom deutschen Bundestage verboten waren, ward ihm die deutsche Sprache das wahre, höhere, eigentliche Vaterland. Er selbst hat das deutsche Wort das heiligste Gut und den unbezwingbaren Freiheitswecker genannt,

*) Vergl. Heines Werke Bd. 6 pag. 51. Bd. 14. pag. 45. Bd. 13. pag. 16.

und es sogar für denjenigen, welchen Thorheit und Bosheit aus dem Vaterland getrieben, als ein neues Vaterland bezeichnet.

19.
Immermann.

Kenner von Heines Schriften und Briefen werden eine innige Freundschaft und Waffenbrüderschaft bemerkt haben die ihn in seiner Jugend mit Karl Immermann verband. Er hatte Immermann angeboten, einige von dessen Epigrammen in seinen „Reisebildern" einzuschalten, und in der That brachte das Werk zwischen den Abschnitten Norderney und dem Buch Le Grand einen halben Bogen Immermannscher Xenien, welche verschiedene damalige schriftstellerische Personen und Zustände verspotteten. Unter anderen erhielten die in morgenländischen Formen dichtenden Poeten einen Hieb. Von diesen fühlte sich Platen getroffen, so daß er eine dramatische Satire „Der romantische Oedipus" schrieb, welche wiederum Heines Antwort hervorrief.

Es war ein merkwürdiger Zufall, daß gerade Platen in seiner Unbeholfenheit mit einem Schlage diese beiden Männer zu Romantikern stempeln sollte, von denen jeder für sich das Seine, und mehr als Platen, dazu beigetragen hatte, daß sich ein neuer Geist und eine neue Kunst aus der romantischen Hülle entwickelte, indem sie, jeder auf seine Art, Begründer der modernen Dichtung wurden.

Karl Immermann (1796 geboren) war etwa 3—4 Jahre älter als Heine, Sohn eines strengen, gewissenhaften Beamten in Magdeburg, selbst eine fest und solid entwickelte Persönlichkeit und früh vom preußischen Geist geprägt, von dem sich bei Heine keine Spur fand. Sie waren fast in Allem Gegensätze.

Immermann nahm als Freiwilliger an der Schlacht von Waterloo Teil, zog mit dem Heere in Paris ein, nahm als Offizier seinen Abschied und studierte in Halle Jura. Hier überwarf er sich in Folge seines strengen Rechtsgefühls mit der mächtigen Studentenverbindung Teutonia, welche sich eine

Art moralischer Oberhoheit über alle Studierenden angemaßt hatte, die sittliche Reinheit durch Rohheiten behaupten wollte und sich ebenso herrschsüchtig wie brutal erwies. Gegen diese führte er einen mehrjährigen Kampf. Verschiedene Male war er gezwungen, die Staatsgewalt um Hilfe gegen die ihm deshalb zugefügten Kränkungen und Verfolgungen anzugehen. Die Folge war, daß er von der herrschenden Partei als Angeber in Acht und Bann gethan wurde — und dies umsomehr, als die politische Reaktion, ohne daß er hieran Schuld war, aus dieser Opposition gegen herkömmliche Unsitten unter den Studentenverbindungen vorzugehen und dieselben zu unterdrücken Anlaß nahm. Seit dieser Zeit war Immermann eine alleinstehende Persönlichkeit. Ein guter Teil seines Wesens, das Trockene und Sonderbare, wurzelt in diesem Vorfall. Für Stolz und Selbstgefühl war dieses Isoliertsein zudem der günstigste Boden.

Im Jahre 1819 wurde Immermann als juristischer Beamter (Divisionsauditeur) in der Stadt Münster in Westfalen angestellt. Es war dies eine alte streng katholische Provinzstadt, in der er sich von Anfang an mit Allen und Allem uneins fühlte. Hier jedoch lernte er nach kurzer Zeit die Frau kennen, welche das Schicksal seines Lebens wurde.

Elisa von Lützow war ursprünglich dänischer Abkunft eine geborene Gräfin Ahlefeldt-Laurvig von Tranekjaer auf Langeland. Sie war mit dem Brigadekommandeur Adolf von Lützow, dem berühmten Führer der von Körner besungenen Freischar, verheiratet. Zu dieser Zeit zählte sie 29 Jahre und war nach dem Zeugniß ihrer Zeitgenossen eine durch Anmut, Anstand, Geist und bei aller Vornehmheit herzgewinnende Persönlichkeit. Schon seit ihrer frühesten Jugend hatte sie einen tiefen Eindruck auf alle Männer gemacht, die in ihren Kreis traten.

Sie war als vermeintliche Erbin großer Reichtümer, doch in unglücklichen Familienverhältnissen aufgewachsen; beide Eltern waren einander fremd geblieben und lebten, nachdem Elisa 14 Jahre alt geworden, getrennt. Graf Ahlefeldt, ein Liebling Friedrichs VI. war eine vergnügungssüchtige Pascha-

Natur mit einem oft wechselnden Harem; ein Musik- und Theaterfreund, der eine stehende Kapelle besaß, sich auf Tranekjaer deutsche und französische Schauspieler hielt und so gastfrei und unsinnig verschwenderisch lebte, daß selbst seine brillanten Vermögensverhältnisse einer derartigen Verschwendung nicht Stand hielten.

Rechtskundige Hilfe, welche Elisa brauchte, als ihr Vater ihr nicht nur ihr Muttererbe zurückhielt — die Mutter war 1812 gestorben — sondern auch die ihr zugesicherte Rente nicht auszahlen wollte, war die Veranlassung, durch welche sie Immermann kennen lernte.

Graf Ahlefeldt hatte lange Zeit seine Einwilligung zur Verbindung seiner Tochter mit dem vermögenslosen und noch unbekannten fremden Offizier versagt. Er gab sie endlich im Jahre 1810, und als 1813 die preußische Jugend mit lodernder Begeisterung auf Friedrich Wilhelms III. Aufruf zu den Waffen griff und Lützow das berühmte Freikorps der schwarzen Jäger bildete, da fanden die Lützower, „die wilde verwegene Jagd", ihre Walküre in der schönen Gattin ihres Chefs, welche von der ganzen Schar als eine Art höheres Wesen verehrt wurde. Elisa, welche von Klein auf deutsch gesprochen zu haben scheint, fühlte sich jetzt ganz als Tochter ihres neuen Vaterlandes und ging vollständig in dessen Geschick auf. Sie begeisterte die Tapferen, die sie zum Teil selbst in die Listen eingetragen, als sie sich zu Lützows Fahne drängten, sie pflegte die Verwundeten mit heldenmütiger Ausdauer, war die beste Vertraute der jungen Männer, ihre Hilfe und Trösterin, und ihr brachte man nach einem Siege stets das Feinste der Beute. Der Lieutenant, welcher nach der Schlacht bei Belle-Alliance zuerst in Napoleons eroberten Wagen stieg, brachte ihr sogar ein Paar Handschuhe und ein paar Gläser des Kaisers als Erinnerung.

Nach dem Friedensschluß wohnte sie mit ihrem Manne in den verschiedenen Städten, in die er versetzt wurde, seit 1827 in Münster, dessen steifes, kleinliches und bigottes Leben ihr zwar verhaßt war, wo sie jedoch, wie überall, einen enthusiastischen Kreis um sich versammelte, der sich an ihrem außer-

gewöhnlichen Schönheitssinn und jenem feinen Verständnis erfreute, welches sie, ohne beredt zu sein, in ihren Gesprächen durch ein einfaches Lächeln, ein Kopfnicken offenbarte.

Auf Immermann wirkte sie schon bei der ersten Begegnung als eine Offenbarung aus einer höheren und edleren Welt, nach der er in seinem einsamen, freudlosen Leben geschmachtet hatte. Sie nahm sich in dem schloßähnlichen Hause, in welchem Lützows Dienstwohnung sich befand, einem ehemaligen Kloster mit hohen Fenstern und mächtigen Flügelthüren, wo sie umgeben von Blumen, Büsten, Büchern, Bildern, Vögeln, Hunden und Bewunderern lebte, als eine Edeldame vergangener Zeit, oder wie eine jener Prinzessinnen der Renaissancezeit aus, welche Dichter an ihren Hof zogen und sie begeisterten.

Das Jahr 1825 brachte eine große Veränderung in Elisa's Geschick. Der gutmütige und ritterliche, aber unbeständige und leicht entflammte Lützow verliebte sich so stark in eine kokette und unbedeutende Dame, daß er von seinem Weibe seine Freiheit zurückforderte. Sie war auf einen solchen Schritt durchaus unvorbereitet, ein Wort von Lützow jedoch, das er an einen Freund richtete, welches sie zufällig gehört hatte, daß er nämlich von Anfang an nur eine reiche Erbin zu heiraten entschlossen gewesen wäre, hatte ihr sein Ausharren vor der Heirat in anderes Licht gerückt — und jetzt hatte er in ihren Augen bedeutend verloren. Stolz, wie sie war, erklärte sie nun sofort, daß sie seinem Glücke nicht im Wege stehen wolle und gab augenblicklich ihre Einwilligung zur Scheidung, deren Veranlassung sie vor Allen geheim hielt.

Kein heftiges Wort wurde zwischen den Ehegatten gewechselt. Im April des Jahres 1825 fand die Scheidung statt. Vor- und nachher schrieb Lützow Briefe an Elisa, welche die lebhafteste Freundschaft und wärmste Bewunderung verraten. Für ihn hatte dieser Vorfall nur unglückliche Folgen. Er wurde allgemein dieses Schrittes halber getadelt, und schließlich gab ihm auch noch jene launenhafte Dame einen Korb. Zu spät bereute er, auf Elisa Verzicht geleistet zu haben und einem Blendwerk nachgelaufen zu sein. Als er sich einige Jahre später, um sich wiederum ein Heim zu gründen, mit

der Wittwe seines verstorbenen Bruders vermählte, zeigte seine Frau einen so heiklen Charakter, daß er seine letzten Lebensjahre in ganz verzweifeltem, unglücklichen Zustande verbrachte.

Elisa, welche durch die Scheidung heimatlos und alleinstehend im Leben wurde, brachte diese Begebenheit allmählich dem jungen Dichter näher, der in ihr sein Ideal sah. Immermann hegte den leidenschaftlichen Wunsch, sie für immer an sich zu binden. Elisa schauderte aber vor einer neuen Ehe zurück; diese Einrichtung war ihr durch die ihrem Leben aus derselben erwachsenen Täuschungen verhaßt geworden: auch machten sie die sechs Jahre, welche sie älter als Immermann war, bedenklich. Als dieser im Jahre 1827 in Düsseldorf eine Anstellung als Landgerichtsrat erhielt, bestürmte er Elisa mit Bitten, ihm dorthin zu folgen. Sie willigte ein, erklärte jedoch hierbei aufs neue, daß sie keine Ehe mit ihm eingehen würde; dagegen gaben sich beide Teile das Versprechen, nie an eine andere Ehe denken zu wollen.

Beide Liebenden bewohnten in dem Landstädtchen Derendorf bei Düsseldorf ein von einem großen, rosenerfüllten Garten umgebenes Landhaus, welches sie in ein vornehmes, harmonisches Heim verwandelten. Jeder von ihnen hatte darin seine eigenen Gemächer. Eine lange Reihe von Jahren lebten sie hier ein inhaltsreiches und glückliches Leben. Düsseldorf war damals der Sammelplatz für eine nicht geringe Anzahl von Deutschlands besten Künstlern, Malern wie Schadow, Lessing, Hildebrandt. Dorthin kamen außerdem aus allen Teilen Deutschlands Dichter (wie Grabbe), Komponisten (wie Mendelssohn), Kunstliebhaber und Kunstforscher (wie Schnaase). Immermanns und Elisa von Ahlefeldts Haus wurde bald der Vereinigungsplatz für alle diese Geister. Bereits in Münster hatte Immermann in Elisa's Kreis ungewöhnliches Talent als Vorleser dramatischer Dichterwerke verraten. Er fuhr nun hier mit halböffentlichen Vorlesungen dieser Art fort. Und hieraus entwickelte sich die Lust, ein Theater zu leiten. Er studierte mit der Düsseldorfer Schauspielgesellschaft eine Reihe von Mustervorstellungen ein, fremde Künstler kamen ihm zur Hülfe, so der große Schauspieler Seydelmann aus Berlin,

welcher den Nathan spielte; Felix Mendelssohn inscenierte zwei Opern und dirigierte bei der Aufführung.

Als im Jahre 1832 Elisa's Vater starb, erbte sie allerdings nicht jene Reichtümer, die ihr anscheinend in ihrer Jugend in den Schoß fallen mußten, doch erhielt sie von jetzt ab eine sehr ansehnliche Leibrente von einem Vetter, dem die Grafschaft zugefallen war. Jetzt unternahm sie mit Immermann mehrere Reisen, längs des Rheines, nach Dresden und Holland; eine Reise, welche Immermann allein machte, findet man in seinem „Reisejournal" beschrieben, welches ganz aus den an Elisa gesandten Briefen besteht. Alle seine anderen Schriften entstanden unter ihren Augen und wurden ihrer wohl liebevollen, doch zuweilen auch tadelnden Kritik unterzogen.

Nach dreijährigem Bestehen mußte das von Immermann geleitete Theater zu seinem großen Leidwesen wegen Mangels an Staatsunterstützung eingehen. Er suchte sich durch eine Reise in der fränkischen Schweiz (1837) die er gleichfalls beschrieben hat, zu zerstreuen. Auch diese „Fränkischen Reisebriefe" sind sämtlich an Elisa geschrieben. Doch waren es die letzten, die er ihr sandte. Denn auf dieser Reise sah er zuerst in Magdeburg ein ganz junges, achtzehnjähriges Mädchen Namens Marianne Niemeyer, welches einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Als er wieder mit Elisa zusammentraf und sie die Heimreise nach Düsseldorf gemeinsam machten, forderte er sie zu ihrer größten Verwunderung noch einmal auf, sein Weib zu werden. Sie wies es auch diesmal zurück. Diese Antwort schien er auch bestimmt erwartet zu haben, aber er wollte in seinem Gewissen frei sein. Unmittelbar danach eröffnete er einen lebhaften Briefwechsel mit Marianne, hielt um sie an und bekam ihr Jawort — ohne daß Elisa von all diesem etwas erfuhr. Erst von Anderen erhielt sie die Nachricht seiner Verlobung, und sofort beschloß sie aufzubrechen und abzureisen.

Im August des Jahres 1839 verließ sie mit einer Freundin Düsseldorf, von Immermann bis Köln begleitet: solange hatte sie, trotz ihrer 49 Jahre, ihre Schönheit bewahrt, jetzt wurde sie mit einem Male alt.

Im Oktober 1839 heiratete Immermann; im August 1840 starb er. Elisa überlebte ihn noch um 15 Jahre.*) Es ist erklärlich, daß Immermann das Verhältnis zu Elisa, welches ihm viele Jahre hindurch sowohl Glück als Stütze gewesen, schließlich zur Last wurde. Unverantwortlich jedoch ist es, dies Verhältnis so darzustellen (wie Goedeke es gethan), daß erst die Auflösung desselben und die darauf folgende legitime Ehe Immermann jene dichterische Kraft verliehen hätte, die er in seinem Hauptwerk „Münchhausen“ kundgegeben. Der Plan zu „Münchhausen“ ist sicherlich ebenso wie seine anderen Werke während seines Zusammenlebens mit Elisa entstanden und ausgeführt worden.

Ihre Gestalt und seine Stellung zu ihr haben auf manche Art und vielseitig seine Dichtungen beeinflußt. Man hat in seinem Drama „Petrarca“ ihre Spur gefunden; dasselbe behandelt Petrarca's Liebe zu Laura und stellt sich die Aufgabe, die unwiderstehliche Macht einer so erhabenen Liebe darzustellen, selbst wenn es sich um ein Weib handelt, das nicht mehr frei ist. Man hat gleichfalls in „Cardenio und Celinde“ ihre Ansichten vom unbedingten Recht der Liebe wiederfinden wollen. Auch scheint sie in dem Schauspiel „Die schelmische Gräfin“ als Modell für die Heldin gedient zu haben, und ganz zweifellos ist sie im Roman „die Epigonen“ das Vorbild für Johanna. Doch all dieses ist verschwindend im Vergleich zu dem Einfluß, den sie überhaupt auf die Entwickelung und Verfeinerung Immermanns als Dichter ausgeübt hat.

Es ist merkwürdig mit seinem Ruhm zugegangen. Von allen seinen Werken wird heutzutage fast nur noch ein einziges gelesen, der Roman „Münchhausen“, und wenn man es näher betrachtet, so ist es wiederum nur ein einzelner Abschnitt, kaum die Hälfte des Romans, (den man später auch aus dem Zusammenhang herausgelöst und einzeln ausgegeben hat) welcher seinen Namen auf die Nachwelt bringen wird. Dieser eine Abschnitt wiegt in der That Immermanns übrige Schriften auf.

Der Roman „Münchhausen“ war, wie romantische Er=

*) Ludmilla Assing, Gräfin Elisa v. Ahlefeldt. 1857.

zählungen in der Regel, mit Vorsatz unordentlich angelegt; Das Buch beginnt z. B. mit dem 11. Kapitel. Der Held, ein westfälischer Freiherr, ist ein Nachkomme des alten Lügen-Münchhausens, und auch wie dieser phantastisch-lügenhaft. Das Ganze sollte ein satirisches Repertorium über jede Art Humbug und Windmacherei der damaligen Zeit darstellen, worin sich des Dichters Laune frei bewegen könnte. Aus all diesem Freien und Flatternden, welches dem Titel „Eine Geschichte in Arabesken" entspricht, entwickelte sich allmählich jene großartige ländliche Novelle, welche in der deutschen Litteratur unter dem Titel „Der Oberhof" einen Ehrenplatz einnimmt. Ihre Hauptfiguren, der Hofschulze und die blonde Lisbeth, enthalten eine neue Wahrheit und eine neue Poesie.

Die Handlung spielt auf Westfalens „roter Erde" und führt zum ersten Mal das gemeine deutsche Volk ohne jene Süßlichkeit der Hirtenidylle und ohne die ballettartige Entstellung der Operette, zwar stark stilisiert, doch durchweg mit Eigenart und Stammesgepräge in die Litteratur ein. Diese Charaktere besitzen eine kräftige und frische Natürlichkeit, welche nie veralten wird.

Der „Oberhof" ist der Grundtypus für alle europäischen Bauernerzählungen geworden, und er enthält Stellen, durch welche er sie alle übertrifft, so altmodisch er jetzt auch schon in gewisser Hinsicht erscheinen mag. Hundert phantastische Fäden ziehen sich von dieser meisterhaften Novelle in den großen romantischen Roman hinein, doch ohne Schwierigkeit kann man dieselben zerschneiden und hat jene dann gleichsam als den festen Krystall vor sich, zu dem sich die Romantik in Immermanns Seele schließlich verdichtete.

Man ist jetzt gewohnt, in den Bauernerzählungen einen einfachen Ausläufer der Romantik zu erblicken. Aber nichtsdestoweniger haben sie im Norden wie in Frankreich den Uebergang zu einer naturgetreueren Kunst als es die Romantik war, gebildet. In Deutschland bedeutete es in Wirklichkeit eine Sphärenveränderung, die sich vollzog, als Immermann das historische oder phantastische Jambendrama aufgab, welches bald in diesem, bald in jenem Lande, das er niemals gesehen

hatte, spielte, und eine einfache, rein menschliche Handlung, in dem nur wenig bekannten Westfalen, wo er als Richter gelebt und gewirkt hatte, darstellte. Dasselbe war damals noch ein Land ohne Eisenbahnen und Industrie, aber ein Land, das, patriarchalisch und gesund in seinen Sitten und seiner Lebensart, nur mit jener verklärenden Treue gezeichnet zu werden brauchte, um diese Schilderung bei weitem alle früheren, phantastischen Erzeugnisse von Immermanns dichterischer Einbildungskraft überragen zu lassen.

Von dem großen Hofbauer, welcher die Hauptperson der Novelle ist, stammen die urkräftigen, durch und durch selbständigen Großbauern in allen deutschen und auch vielen fremden Dorfgeschichten ab. Er übertrifft auch alle von Auerbach im allgemeinen so vortrefflich geschilderten Bauern durch eine gewisse historische Größe, welche seiner Gestalt eingeflößt ist und welche auf ihrem innigen Verhältnis zu einer tausendjährigen Vergangenheit des Landes beruht. Dieser Großbauer erhebt sich auf dem Hintergrunde von Traditionen, welche sich aus ferner, vergessener Zeit in dieser Gegend lebendig erhalten haben.

Er ist ein richtiger Bauer, der absolut keine Liebenswürdigkeit besitzt; er hat niemals Zeit gehabt, sich ein liebenswürdiges Wesen anzueignen, dazu ist ihm seit seiner Jugend das Leben zu sauer geworden. Er ist ganz von gesundem Verstand, Ernst, Halsstarrigkeit, Standesstolz und erlaubtem Eigennutz durchdrungen. Es liegt jedoch etwas Granitartiges im Grundzug seines Wesens. Als echter Bauer ist er klug, im Handel und Wandel sogar schlau, stets bereit, seinen Standesgenossen einen Rat zu erteilen, der sie in den Stand setzt, eine schlechte Sache den Behörden gegenüber zu verteidigen, welche sie des Besitzes entwähren wollen, stets auf seiner Hut gegen die Sendlinge der Regierung, selbst da, wo es sich um Fortschritt, wie Anlage neuer Wege handelt, kalt bei allen seinen Familienverhältnissen und an alle Vorurteile des Bauernstandes gebunden.

Und doch ist er groß. Er übt den Einfluß eines Herrschers aus und setzt stets durch, was er sich vorgenommen. Er regiert

nicht nur auf seinem großen Hofe wie ein strenger und väterlicher König der Vorzeit, indem er gute alte Sitte aufrecht erhält, ein Auge auf Alle und Alles hat, mit einem Sprichwort straft und mit der Ehre belohnt, bei ihm dienen zu dürfen, sondern er hat auch, wie er ohne Frage der Erste in seiner Umgebung ist, seine Nachbarn soweit gebracht, daß sie in ihm ihren Führer sehen, und hat sie dadurch in aller Stille ohne jegliches Aufsehen oder Widerstand dazu erzogen, daß sie von der Oberhoheit der Staatsgewalt und der Behörden sich frei machten und sich, mit ihm als Richter, etwa in der Art der altisraelitischen Richter, selbst regierten. In seiner Gegend giebt es weder Rechtshändel noch Kriminalsachen. Keiner führt Prozesse oder zeigt ein Verbrechen an. Man hätte glauben können, diese Gegend sei eine Oase der Schuldfreiheit und des Friedens. Doch ist sie hiervon weit entfernt; denn seit dem Mittelalter haben hier die Vehmgerichte existiert, und die Bauern sind unter Leitung des Hofschulzen übereingekommen, dieselben aufrecht zu erhalten und unter sich für Recht und Gerechtigkeit zu sorgen. Sie versammeln sich des Nachts in aller Heimlichkeit an einer einsamen Stelle, einer alten Anhöhe, und machen dort selbst ihre Streitigkeiten durch Urteilssprüche ab, welche anerkannt und in Ehren gehalten werden, ohne daß doch jemals eine andere Strafe als eine Art in Achterklärung des Missethäters angewandt würde; dieselbe trifft ihn jedoch härter als es irgendwelche Staatsstrafe vermöchte. Denn ein Bauer, von dem sich Alle zurückziehen, dem Keiner aus der Gegend oder im Lande beistehen oder den niemand kennen will, leidet, ohne daß ihm irgend etwas geschieht, die Qual des Isoliertseins fast ebenso sehr als derjenige, der in einem Zellengefängnis sitzt.

Als Sinnbild seiner Macht und Würde bewahrt der alte „Hofschulze“ ein Schwert, von dem er glaubt, daß es in der That — wie die Sage es nennt — das Schwert Karls des Großen sei, und in seinen Augen ist es das Kostbarste seines ganzen Hofes. Das führt er, wenn er Urteil spricht. Dies Schwert, welches einmal aus der Erde gegraben wurde, ist in Wirklichkeit eine ganz gewöhnliche Wehr, nur ein paar

Hundert Jahre alt, und bewunderungswürdig ist es dargestellt, wie ihm der Zweifel an dem Alter des Schwertes hin und wieder nahe tritt, und wie er denselben mit echter Bauernschlauheit ein für alle Mal niederzuschlagen bestrebt ist. Er läßt sich von einem Altertumsforscher der Gegend, als Bezahlung für eine prächtige Amphora, die auf seinem Grund und Boden gefunden, ein schriftliches Zeugnis ausstellen, daß das Schwert wirklich dasjenige Karls des Großen sei.

Ein Vagabund hat nach einer Liebesgeschichte mit der Tochter des Großbauern dessen Sohn in Notwehr getötet. Die tragische Katastrophe in der Erzählung beruht nun darauf, daß dieser Landstreicher, um sich für den Bann zu rächen, der über ihn verhängt wurde, das alte Schwert entwendet und es so gut verbirgt, daß der Bauer es nicht wiederfinden kann. Dieser ungeheure Verlust knickt den alten Mann. Alle Heimlichkeiten in Betreff der Vehme und des Schwertes werden verraten und der alte Bauer deshalb verhört.

„Herr Richter!" sagt er in seiner letzten Rede, „ich mag mit meinem Schwerte und mit der Heimlichkeit am Stuhl wohl wie ein Narr da in den Schriften stehen, und Possen, wenn mir recht ist, nannte der junge vornehme Herr die Sachen, woran mein Herz gehangen hat. Ich will aber jetzt explizieren, was vor eine Bewandtnis es mit diesen Possen gehabt hat." Und nun entwickelt er, wie er in der Bauernschaft nach jedem Unglück, wie Hagelschlag, Ueberschwemmung, Mißernte oder Rinderpest, einige von jenen Herren habe kommen sehen „welche sich auf die Schreiberei verstehen und auf das Besserwissen als die Leute, welche die Sache angeht"; die notierten das Unglück nachträglich, waren aber nie im Stande demselben abzuhelfen, und wenn dann schließlich etwas Geld geschickt wurde, so kam dies nie in die rechten Hände: „Erstaunend absonderlich war eine Sache. Mitunter machte ein Herr von der Schreiberei unter uns Bauern Dinge, worüber wir lachen mußten, und dann traf es sich wohl, daß ein solcher Herr ein paar Jahre darauf von weit her mit vier Pferden durch die Bauernschaft gefahren kam, und hatte eine Miene, als habe er bei Erschaffung der Welt mitgeholfen

und allerhand bunte Bänder vorne am Rocke. Dies alles nun in meinen einfältigen Gedanken betrachtend, vermeinte ich letzlich, daß die Herren von der Schreiberei da draußen uns Bauern eigentlich wenig hülfen, und das auch eigentlich nicht wollten, sondern nur schreiben und sich nach und nach in die Wagen mit vier Pferden hineinschreiben. . . . Da dachte ich, daß ein ordentlicher Mensch schon durchkommt, der auf Wind und Wetter achtet und auf seine Füße schaut und in seine Hände und sich mit seinen Nachbarn getreulich zusammenhält. . . . Und nach diesem gewöhnte ich mir selbst zuerst die Gedanken nach Hülfe von draußen ab, zahlte meine Steuern und trug meine Lasten. . . . Hernacher gewöhnte ich es auch den Leuten um mich herum ab. Sie nahmen an mir ein Beispiel und so thaten wir Nachbarn uns allmählich zusammen und es kam von Sachen, um die sie anderer Orten ein großes Hallo erheben, nichts über die Gemarkung hinaus. . . . Als aber die Sache erst einmal im Gang war, gelang sie immer besser, und wir machten die Scherereien unter uns ab. Denn über Mein und Dein und wem die Mauer gehört und jener Wiesenstreifen, kann man schon selbst mit seinem Bauernverstande fertig werden. Wenn aber wo eingebrochen ist, so kennt fast immerdar das Dorf den Dieb, was freilich oft nicht strenge zu beweisen steht, wornach denn ein solcher angezeigter Spitzbube frech und zum Skandal ganz schandhaft umhergeht und sich seiner Beute wohl gar noch erfreut, die der Bestohlene nicht wieder kriegt. Handhabten also selber Recht und Gerechtigkeit in allem Frieden, und konnte uns Niemand darum anfassen, denn wir thaten Keinem was zu Leide, sondern gingen nur nicht mit dem Ungerechten und Frevelhaften um, wenn wir ihn in die Feime gesetzt hatten; es entstand aber weit größere Furcht dieserhalb unter den Leuten, als vor Urtel und Gefängnis."

„Und", sagte er zuletzt, „wenn nun alle Menschen sich so zusammenschlössen, der Bürger mit dem Bürger, der Kaufmann mit dem Kaufmann, der Edelmann mit dem Edelmann und der Gelehrte mit dem Gelehrten, so dachte ich, müsse alles weit besser gehen. Denn die Menschen wären dann nicht wie

die dummen Kinder, die immer schreien: Vater, Mutter, sondern gleichsam ein Fürst wäre jeder bei sich zu Hause und mit seinesgleichen. Dann wäre auch erst der König ein recht großer Potentat und ein Herr sondergleichen, denn er wäre der König über vielmalhunderttausend Fürsten."

Am Schluß des Buches haben wir das Gefühl, das jetzt, nachdem die Heimlichkeit verraten und das Schwert fort ist, der Freistuhl eingehen wird. Aber der Verfasser giebt hier ganz unzweideutig seine Meinung kund, indem er den verständigen Diakonus sagen läßt: „Laßt den Freistuhl immerhin verfallen, habt Ihr nicht in Euch und mit Euren Freunden das Wort der Selbständigkeit gefunden? Das ist die wahre Lösung, die Euch nicht mehr verloren gehen kann. Gepflanzt habt Ihr den Sinn, daß der Mensch von seinem Nächsten abhange, schlicht, gerade, einfach; nicht von Fremden, die nur das Werk ihrer Künstlichkeit mit ihm herauskünsteln, zusammengesetzt, erschroben, verschroben; und dieser Sinn braucht nicht der Steine unter den alten Linden, um gutes Recht zu schöpfen. Eure Freiheit, Eure Männlichkeit, Eure eisenfeste Natur, Ihr alter, großer, gewaltiger Mensch, das ist das wahre Schwert Karls des Großen, für des Diebes Hand unantastbar!"

Man beachte, daß dies ein Dichter schrieb, der juristischer Beamter und Sohn eines preußischen Beamten war.

Im Gegensatz zur mächtigen und knorrigen Gestalt des Hofschulzen hat Immermann gleich sicher seine Heldin gezeichnet, jenes junge Landkind, die blonde Lisbeth. In diese verliebt sich der junge Graf Oswald, welcher zu Fuß das Land durchstreift, und die Liebe dieser beiden jungen reinen Menschenkinder ist es, welche den Hauptanziehungspunkt der schicksalsreichen Geschichte ausmacht. Immermann hatte sich längst in seinen Werken von dem Glauben an die unbeschränkte Macht der Liebe über die Menschen durchdrungen gezeigt, doch hier hat er, wie nie zuvor, das junge Leben der ersten Liebe dargestellt. Hier sind es zwei junge unschuldige Herzen, die für einander klopfen und brennen. Ahnungsvoll und reich an gesunden, tiefen, keimenden und schwellenden Hoffnungen finden sie einander. Noch hat ihnen weder Entsagung oder

Täuschung einen einzigen Tropfen ihres warmen Blutes geraubt. Originell ist die Art und Weise, wie der Abstand zwischen ihnen endlich aufgehoben wird: Der junge Jäger, welcher der schlechteste Schütze auf der ganzen Welt ist, da er von seinen Eltern nicht nur den Trieb zum Schießen, sondern auch die Unfähigkeit zu treffen geerbt hat, giebt auf der Jagd einen Schuß ab, der zum ersten Mal in seinem Leben ein lebendiges Ziel erreicht — die Schulter des jungen Mädchens. Sein tiefes Schamgefühl hierüber verwandelt sich dann allmählich in starke Liebe. Als sie wieder hergestellt ist und Beide einander gefunden haben, gehen sie eines Tages zusammen in den Wald: „Ich will Deine Wunden um Verzeihung bitten, sagte der Jäger, nahm ihr das Tuch ab und küßte die feinen roten Pünktchen zwischen dem Busen und der glänzenden Schulter. Sie duldete es ohne Sträuben; sie hatte die kleinen Hände kreuzweis auf ihren Schoß gelegt. So saß sie da, ein ergebenes Opfer der Liebe, aber sie sah ihn schamhaft bittend an. Den Blick ertrug er nicht, Thränen stürzten ihm aus den Augen, er legte ihr hastig das Tuch um Busen und Schulter, fiel ihr zu Füßen, drückte ihre Kniee wider sein Herz und lief dann eine Strecke von ihr weg auf den Rain, um seiner Bewegung Meister zu werden."

So etwas läßt sich schlecht wiedergeben. Man muß es selbst lesen, wie dieses Feldidyll zwischen den Liebenden vor sich geht, wie sie ihre Größe aneinander messen, wie er mit ihren Locken spielt und sie keine anderen Worte über ihre Lippen bringen kann als: „O, Du!" — Sie halten dann eine Mahlzeit von Weißbrot und Aepfeln, die sie unterwegs gekauft, und sind beide darin einig, daß die Romanschreiber lügen, wenn sie behaupten, daß die Liebe von der Luft lebe. Sie ißt aus seiner und er aus ihrer Hand. Das ist so unverfälscht und ebenso gut, als irgend etwas, das Auerbach, Keller oder Björnson später in dieser Art geschrieben haben.

Auch steht Immermann hier gleich hoch, ob er nun der Liebe Unglück oder der Liebe Glück schildert. Erschütternd ist die Stelle, wo der alte Bauer Lisbeth verrät, daß ihr Geliebter ein hochgeborener Herr ist, und ihr den Glauben nimmt, daß

Oswald sie heiraten werde. Dieser hatte ihr nämlich seinen Rang nur deshalb verschwiegen und sich für einen einfachen Förster ausgegeben, weil er ihr später eine freudige Ueberraschung bereiten wollte. Hätte sie nur richtig nachgedacht, so würde sie gleich entdeckt haben, daß sie von ihm keine Treulosigkeit zu befürchten habe. Aber sie ist durch die Nachricht, daß der Geliebte gelogen habe, mit einem Schlage vollständig aus ihrem Gleichgewicht gerissen worden, und Immermann sagt hier das tiefsinnige Wort: „Denn die Liebe ist, ungerüttelt, göttlicher Scharfsinn . . . aber verstört, in falsche Bahnen gelenkt, ist sie Wahnsinn, der bei Domen vorübergeht, ohne sie wahrzunehmen, und Maulwurfshügel für Alpengipfel ansieht." Diese Worte sind tiefsinnig, weil darin die so wahre Psychologie eines Gefühls liegt, welches vollständig im Unbewußten wurzelt. Bei Heine war die Psychologie der Liebe ganz einfach; wenn er klagt, so geschieht dies stets über die Treulosigkeit, die ihm als ein bewußtes Unrecht zugefügt ward. Immermann hat hier das Nachtwandelartige in den Bewegungen des Gefühls, jene nachtwandlerische Sicherheit gezeigt, welche es, unberührt von den störenden Mächten, besitzt.

Im Großartigen wie im Feinen zeigt diese erste Bauerngeschichte zarte Poesie. Das Romantisch-Phantastische spielt in ihren Kreis hinein: schon das heimliche Gericht, das Schwert Karls des Großen, die Schwärmerei für alte Gebräuche, sind romantische Züge, auch Lisbeths phantastische Abstammung — diese reine, junge Seele soll ein uneheliches Kind des lügenhaften Münchhausen sein — zeigt, daß diese Erzählung der romantischen Litteratur einer verflossenen Periode entkeimt. Aber gerade dadurch bezeichnet sie um so schlagender den mühevollen und doch kräftigen Verdichtungsprozeß, unter welchem ein moderner Wirklichkeitssinn für das Volkstümliche und zugleich Gesunde aus der willkürlichen Phantasterei einer eben erst vergangenen Zeit hervorging.

Es bewahrheitet sich wieder an Immermann, wie früher an Daniel Defoe, Abbé Prévost, Wessel, Chamisso, Bernardin de Saint-Pierre, daß ein einzelner Band genügt, um den Namen seines Verfassers unsterblich zu machen, selbst wenn

alles Uebrige, was er geschrieben, gar schnell in völlige Vergessenheit geraten ist. Von Immermann hat sich eigentlich nichts anderes in Gunst erhalten. Er hat scherzhafte Heldengedichte, wie „Tulifäntchen" geschrieben, das seiner Zeit Beifall errang, heutzutage aber fast nicht mehr gelesen wird. Er hat Werke verfaßt, die für ihre Zeit als verdienstvoll bezeichnet werden müssen; jetzt aber werden sie von den Motten und vom Roste verzehrt, so das in hübschen Versen geschriebene Drama „Merlin" (1831), ein großes romantisches Opus und unglückliches Gegenstück zum zweiten Teil des Goethe'schen „Faust", oder das historische Trauerspiel, welches zuerst „das Trauerspiel in Tirol" hieß, dann den Namen „Andreas Hofer" erhielt. Von den Schauspielen ist das letzte das beste, es ist auf Immermanns Jugenderinnerungen an den großen Kampf gegen die Franzosen in Tirol begründet und mit der Fähigkeit wie mit dem Willen gedichtet, eine wahrheitsgetreue, unparteiische Schilderung der beiden so ungleichen, mit einander kämpfenden Völkerschaften und ihrer entgegengesetzten Kultur zu geben. Wie das Stück in seiner ältesten Gestalt (1826) vorlag, und von Börne kritisiert, von Platen im „romantischen Oedipus" verspottet ward, ist es interessant und wunderlich als ein von Kleist's Genius mit Schillers Muse erzeugter Bastard, denn es erinnert zu gleicher Zeit durch die Art und Weise seines Helden an Schiller's „Wilhelm Tell", und durch die Liebesgeschichte zwischen dem Franzosen und der Tirolerin mit dem entsetzlichen Ausgange an Kleist's „Hermannsschlacht". Aber sein Mangel an tiefergehender, realer Originalität machte es für ein langes Leben untauglich, und als Immermann es endlich im Jahre 1831 einer Umarbeitung unterwarf, welche alles mit fortnahm, was Anstoß erregt und Widerspruch hervorgerufen hatte, das ganze Liebesverhältnis und den (gleichfalls an Kleist erinnernden) Zug mit dem Schwerte, welches der Engel Hofer im Traume zurückbringt — da enteignete er selbst seinem Drama die Lebensfähigkeit. Schon aus Stolz hätte er die Figur beibehalten müssen, welche Platen als die schändliche „Depeschenmordbrandehebruchstirolerin" verspottet hatte.

Es war ein unseliges Zusammentreffen von Umständen, welches zwei so freiheitsliebende Männer wie Immermann und Platen, und zwei so seltene Geister wie Platen und Heine dazu brachte, als Feinde gegen einander aufzutreten. Der Anlaß zu dieser litterarischen Fehde, zu dem plumpen und häßlichen Ausfall gegen Immermann und Heine in „Der romantische Oedipus“ und zu Immermanns Gegenantwort „Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Kavalier“, nebst Heine's stinkenden, und schon durch seinen Gestank tötenden Ausfall gegen Platen in den „Reisebildern“, war eine so erbärmliche Bagatelle, ein so unbedeutendes (wenn auch verhöhnendes) Distichon von Immermann, daß es allerdings das Selbstgefühl und die kriegerische Laune eines Platen erforderte, um einen mit vergifteten Waffen geführten Kampf daraus entstehen zu lassen.

Aus Platen's Briefen ersieht man, wie nahe ihm die zwei, auf seine Ghaselen gemünzten Zeilen Immermanns in den „Reisebildern“ gingen, und wie entschlossen er war, dafür die rücksichtsloseste Rache zu nehmen. So bedeutend und sicher Platen auch, rein als Künstler betrachtet, war, und so männlich sich auch sein Charakter in seiner politischen Freiheitsschwärmerei offenbart, so verrät doch die Art und Weise, wie er gegen diejenigen Männer zu Werke ging, die sich an ihm vergriffen hatten, eine Selbstbewunderung, welche in Prahlerei übergehend, peinlich wirkt; zugleich aber auch eine Roheit, welche teils Standeshochmut, teils die Rücksichtslosigkeit einer verletzten Eitelkeit bekundet. Platens Brief aus Rom vom 28. Februar 1828 zeigt, daß er in Wirklichkeit Immermanns „Trauerspiel von Tirol“, welches er anzugreifen im voraus fest entschlossen war, gar nicht kannte. „Der romantische Oedipus“ war fast fertig, als er an Fugger schrieb: „Besonders mußt Du mir noch etwas aus Immermanns „Andreas Hofer“ mitteilen, etwas von der Handlung und etwas pikanten Unsinn. Ich gebrauche es zum Schluß des fünften Aktes, wo ich ihn ganz verrückt werden lasse.“ Die grenzenlose Verachtung, mit welcher Platen Immermann in seinem Schauspiel behandelt, kann daher trotz seiner Proteste

nur als Ausfluß seines Racheburstes betrachtet werden. Was nun Heine betrifft, so ist es, wie aus Platens Briefen und aus dem Schauspiel hervorgeht, nur Heines jüdische Abstammung, die ihm Platen zur Last legt. In dem Schauspiel dreht sich um diesen Punkt Alles: Heine ist der Petrarca des Laubhüttenfestes, der Stolz der Synagoge, ja so persönlich wird sein Angriff, daß Nimmermann erklärt, er sei gewiß Heines Freund, doch seine Geliebte möchte er nie sein, denn seine Küsse hätten Knoblauchgestank etc. Aus den Briefen sieht man so recht, daß Platen im vollständigsten Irrtum über die Stärke seines Gegners, den er auf solche Weise herausforderte, schwebte. Er lebt und webt in der Meinung, daß er „den Juden Heine zermalmen“ kann, sobald er nur will. Als Freunde ihm gegenüber geltend machten, daß der Angriff auf Heines Abstammung ohne Bedeutung sei, antwortete er unentwegt: „Daß er Jude ist oder war, ist kein moralisches Gebrechen, aber ein komisches Ingrediens. Einsichtsvolle Leser werden urteilen, ob ich dies mit aristophanischer Feinheit benutzt habe.“ Und so sicher glaubt er sich in seinem Recht und seiner Ueberlegenheit, daß er noch im Dezember des Jahres 1828, kurz bevor ihn Heines Rückschlag trifft, in diesem nur „einen schamlosen Juden, einen erbärmlichen Schmierer und Sansculotten“ sieht; allerdings war seine sittliche Entrüstung über die ersten Bücher der „Reisebilder“ so groß, daß er den Verfasser und seinesgleichen als „wahre Satanasse“ bezeichnet.*) Daß er höhnische Antwort auf höhnische Anrede erhielt, war vollauf verdient, und seine Unterschätzung Immermann's wie Heine's rächte sich hart. Was in Heine's Polemik unedel war, rächte sich an ihm selbst durch jene Mißbilligung am schlimmsten, welche ihm seine Freunde und Bewunderer zu erkennen gaben. Daß aber die Namen Immermann und Platen unter dem Zeichen des Hasses zusammenstanden, das beruht eigentlich nur auf der Gleichartigkeit im Wesen der beiden Dichter, auf ihrem Sicheinsamfühlen, welches vereint mit einem beständigen regen

*) Platens Werke, Briefe vom 18. Febr., 12. März, 13. Dez. 1828.

Selbstgefühl, sie dazu führte, ihr eigenes Lob zu verkünden und mit unvernünftiger Bitterkeit Andere anzugreifen, ohne sich zuvor gründlich in deren Wesen vertieft zu haben. Jeder von ihnen bezeichnet auf seine Weise den Uebergang vom romantischen Wesen zum modernen. Platen, der sich vollständig in den Fußstapfen der Romantiker bewegte, beschäftigte sich beständig mit fremden Gestalten, mit morgenländischen in der Form von Ghaselen, mit südländischen als Sonette, mit altgriechischen als aristophanische Komödien und pindarsche Oden und erreichte kurz vor seinem frühzeitig erfolgten Tode in seinen nachgelassenen Liedern und Gedichten (Politische Poesien, darunter die Polenlieder) einen Höhepunkt in der freisinnig-modernen Lyrik, und Immermann, der sein ganzes Leben hindurch tragische oder phantastische Stoffe mit romantischer Ueberspanntheit oder Symbolik behandelt hatte, verflocht kurz vor seinem Tode ein Stück Wirklichkeit seines Heimatlandes mit einer gesunden Poesie, welche inspirierend auf die ganze Generation nach ihm rund herum in Europa einwirkte.

20.
Der Hegelianismus.

Es war die Hegel'sche Philosophie, welche im Verein mit der Julirevolution die Geister zwang, in das bewegte Leben der modernen Geschichte und Politik einzutreten. Nicht als ob Hegel selbst mit der Julirevolution sympathisierte, im Gegenteil. Diese Art gewaltsamen Eingriffs in das, was ihm jetzt als die Vernunft der Verhältnisse erschien, konnte ihm in seinem 60. Jahre nicht mehr zusagen, wie es seiner Zeit der Ausbruch der großen Revolution gethan hatte. Längst war er in Bezug auf Politik hochkonservativ.

Aber nichtsdestoweniger veränderte die Julirevolution den Charakter der Hegel'schen Philosophie. Sie bedeutete den historischen Wendepunkt, den historischen Umschwung, die beide erforderlich waren, um sie vom Katheder ins praktische Leben zu führen. Diese Lehre besaß ja die Eigentümlichkeit, daß

sie auf verschiedene Art ausgelegt werden konnte. Und von Stund' an wurde sie in der Umgestaltung des Lebens eins der am kräftigsten mit eingreifenden Elemente. Dies sahen wir bereits bei Heine, bei dem Hegels Uebergang zum preußischen Konservativismus nie ohne ihn deshalb zu entschuldigen, berührt wird; für ihn ist Hegel stets der große Philosoph der neuen Zeit, der Herrscher im Reiche der Gedanken.

Bevor Hegel nach Berlin berufen ward, hatte er als Lehrer kein Glück gehabt. An den anderen Universitäten war er nur wenig beachtet worden und hatte in seinen jüngeren Tagen lange vor nur drei, vier Hörern lesen müssen. Jetzt aber stand er auf der Höhe seines Ruhmes. Hegel trat, im Gegensatz zu Schelling, der so früh reif, aber auch so schnell unfruchtbar geworden war, mit seiner schwerfälligeren und langsameren Natur erst mit 48 Jahren in die bedeutungsvollste Periode seines Lebens ein.

Die auf ihn gesetzten Erwartungen waren ungeheuer, doch wurden sie ganz erfüllt. Seine Einsicht war außerordentlich; er schien ganz in seiner Zeit zu wurzeln und doch wieder über ihr zu schweben, vertraut mit all ihren Ideen und sie mit ruhiger Vornehmheit und tiefer Ueberzeugung beurteilend. Hunderte und aberhunderte von Zuhörern strömten ihm zu.

Als Universitätslehrer gewährte er dem Anfänger, der ihn zuerst sah, einen sonderbaren Anblick. Eine frühzeitig gealterte Gestalt, gebückt, obschon ursprünglich kräftig, trat ein; sie machte den Eindruck von altmodisch-bürgerlicher Bravheit. Er stieg auf das Katheder, setzte sich, vertiefte sich in sein Folioheft, blätterte darin hin und her und suchte bald oben, bald unten auf der Seite etwas. Seine Haltung war linkisch und ausdruckslos, die Züge schlaff, das Antlitz arg mitgenommen, gleichsam zerstört, aber nicht durch Leidenschaften, sondern durch die hartnäckigste Gedankenarbeit. Die Form seines Hauptes jedoch war schön und edel, und wenn er seine mit dem Gepräge eines großen Verstandes durchgeistigten Gesichtszüge seinen Zuhörern zuwandte, so trugen sie den Ausdruck tiefsten, erhaben naiven Ernstes.

Er begann zu sprechen, räusperte sich, hustete und stotterte und suchte mühsam die Worte. Er besaß einen ausgeprägt schwäbischen Accent, sprach stoßweiße ohne Rhythmus im Vortrag, geriet in lange, verwickelte Perioden, die er selten auflöste, suchte lange nach dem bezeichnenden Wort, fand es aber stets und es erschien den Zuhörern gleich treffend, mochte es nun ein altbekannter oder ein ungewöhnlicher Ausdruck sein. Der Vortrag schien allmählich den Zuhörern nur die außerordentliche Schwierigkeit der inneren Gedankenarbeit veranschaulichen zu wollen. Es konnte vorkommen, daß ermüdende Wiederholungen die Aufmerksamkeit des Zuhörers erschlaffen ließen und er einige Sätze überhörte, dann konnte es aber auch geschehen, daß er zur Strafe dafür aus all' und jedem Zusammenhange kam. Denn durch scheinbar bedeutungslose Zwischenglieder hatte, währenddessen dieser oder jener Gedanke seine Einseitigkeit, seine Beschränktheit verraten, sich in Widersprüche verwickelt, und jetzt sollten diese Widersprüche überwunden werden oder sie waren es schon.

Das Eigentümlichste hierbei war die Vereinigung zweier Elemente: die Sachlichkeit des Redners, so daß Alles der Sache halber gesagt wurde, und ebenso sein Streben nach Klarheit, welches den Eindruck machte, als ob Alles dennoch nur der Zuhörer wegen gesagt würde, damit sie es vollständig verständen.*)

Dieser Redner war ein schlechter Erzähler, aber ein ganz vorzüglicher Denker und Erklärer. Gewiß waren seine angewandten Kunstworte dunkel, diese sonderbare Terminologie, nach welcher „an sich", nach seiner Anlage und „an und für sich" die entwickelte Existenz bedeuten sollte, doch gewöhnte man sich daran und es war dann bald, als ob man in so sehr verdünnten und einander so ergänzenden Abstraktionen über der Erde schwebte, daß die Dialektik in Platos „Parmenides" im Vergleich zu dieser Dialektik unbeholfen erschien: bald

*) Hotho, Vorstudien für Leben und Kunst. pag. 383.
Haym, Hegel und seine Zeit. pag. 392,
Schérer, mélanges d'histoire réligieuse. pag. 299.

hingegen war es, als dringe man immer tiefer in immer konkreter werdende Stoffe ein. Die Stimme des Redners wurde voller, der Blick, mit dem er umher sah, wurde freier und sicherer, wenn er mit bündigen Worten eine Gedankenbewegung, ein Zeitalter, ein Volk oder auch nur ein besonders merkwürdiges Individuum kennzeichnete, wie z. B. jenen Neffen Rameau's, der ohne Namensnennung in der „Phänomenologie" charakterisiert ist.

Der Anfänger, welcher den berühmten Denker ohne jegliches Exemplifizieren die abstrakten Begriffe entwickeln hörte, welche für Alles in der Natur und in der Welt des Geistes gemeinsam wären, und von denen gesagt wurde, daß sie Natur und Geist in ihrem zugleich geheimnisvollen und regelrecht geflochtenen Netze trügen, konnte sich wohl versucht fühlen, seiner Wege zu gehen und nicht wieder zu kommen.

Aber er kam wieder, denn bald fesselte ihn der mühevolle Vortrag, und bald machte er auch die ersten Fortschritte. Es war zuweilen, als ob ein Gedankenblitz das Dunkel erhellte. Der Zuhörer erkannte, daß es sich hier nach Auffassung des Redners nicht um ein System wie andere Systeme, nicht um eine etwas tiefere oder umfassendere Belehrung wie eine andere verwandter Art handle, sondern, daß sich dieser Mann als Verkünder einer ganz originalen Wissenschaft fühle, welche das Dasein umfaßte, Alles, Gott und Welt, erklärte, und auch Alles zum Abschluß brachte, da die Gedanken aller früheren Denker in seinem System aufgenommen waren, gleich wie alle niederen Tierformen in der Entwicklungsstufe des menschlichen Embryos enthalten sind. Alles Frühere strebte und zielte nach ihm, alle früheren Bestrebungen waren durch ihn vollendet, so daß von jetzt ab nur die Rede von einer genaueren Ausführung der einzelnen Partieen im großen gegebenen Grundriß sein konnte.

Und nun befand sich der Zuhörer gewissermaßen unter einem Zauber. Sogar das Dunkle und Kunstvolle wurde zu einer neuen Anziehung. Die Schwierigkeiten spornten an; es wurde Ehrensache, ja Lebenssache, zu verstehen. Und mit welchem Entzücken verstand man!

Ja, man verstand, und zwar: diese ganze Sinnenwelt war nur Schein; ihr Wesen war der Gedanke. Nicht all dies Einzelne und Individuelle, sondern nur das Allgemeine war wahr und wirklich. — Ich denke, und da meine Gedanken zufolge fester Gesetze notgedrungen vorwärts schreiten, so erlange ich endlich vollständige Kenntnis meiner selbst und der Welt. — Ich denke meine eigenen Gedanken, betrachte sie nicht mehr als meine persönlichen, sondern als allgemeine Gedanken, denke mir alle menschlichen Intelligenzen vereint mit der meinen, beraube dieselben ihrer Individualität, welche wesentlich erscheint, es jedoch nicht ist, und sehe in all diesen Geistern einen einzigen Geist und in diesem das Prinzip des Daseins. Dieses Grundwesen, welches seinen höchsten Ausdruck im Menschen erreicht, ist dasselbe, welches die Welt durchdringt, welches die Welt hervorbringt. Dieses Grundwesen, welches in der Natur unbewußt wirkt und gestaltet, gelangt in mir zum Bewußtsein. Das Unbedingte, die Idee, das, was gewöhnlich Gott genannt wird, ist weder ein bewußtes, noch ein persönliches Wesen; denn Bewußtsein und Persönlichkeit setzen voraus, daß es ein Etwas außer dem Bewußtsein und der Persönlichkeit giebt; aber das ist auch nicht absolut unbewußt. Des Menschen Bewußtsein von Gott, das ist Gottes Selbstbewußtsein. Ich höre als einzelner, zufälliger Mensch zu leben auf, um das Allleben in mir wirken und pulsieren zu fühlen.

Die Logik, welche eine scholastische Knabendisziplin gewesen war, die das Selbstverständliche mit Hilfe ihrer barbarischen Wörterreihen einprägte (Barbara, Celarent, Ferio, Camestres, Baroco), diese Logik, welche lange dahingesiecht und tötlich verhaßt war, stand da von neuem als Lehre von den Gedanken über das Dasein in ihrem Zusammenhange und ihrer Einheit auf; denn der erste Gedanke forderte und rief den zweiten herbei, verschmolz sich mit diesem zu einem neuen, der wieder seinen Gegensatz herbeirief, welcher zugleich seine Ergänzung bildete, und so erforderte ein Gedanke mit Notwendigkeit andere Gedanken, bis sich die Gedankenschlange in den Schwanz biß und einen einzigen ununterbrochenen Ring bildete, von welchem die Reiche der Natur und des Geistes

wieder ausschieden, indem sie wie die Ringe von Odhins Ring abtropften.

Und alle Wissenschaften kamen und tranken von der neuen Metaphysik, als von einer Lebensquelle, und sie alle verjüngten sich. Und das System erhob sich vor des Hörers Auge als gleichartig, gegliedert, streng symmetrisch, mit innerer Unendlichkeit, als ein Geistes-Organon, eine ungeheure gotische Kirche, in welcher jeder kleine Teil das Ganze wiederholte, jede kleine Dreiheit die große Dreieinigkeit: Gedanke, Natur und Geist. Erbaut auf dem Granitgrund des Gedankens erhob es sich und lief, durch alle Pfeiler und Bogen der Naturreiche nach dem Geiste strebend, in der mächtigen, den Himmel erreichenden Spitze aus, in deren dreiteiligem Bau die Religion das unterste, die Kunst das mittelste und die Philosophie das oberste Stockwerk einnahm.

Doch mehr als das System galt dem Hörer die Methode. Denn die Methode, das notwendige Verfahren des Gedankens, war zugleich der Welt- und Himmelsschlüssel. Die Methode war es, kraft deren man verstand. Die Methode auch, kraft deren man erkannte, daß die Weltgeschichte ein zusammenhängendes Drama, ein einziges großes Freiheitsdrama sei. Jede Völkerschaft hatte ihre Rolle darin, und alle diese Rollen griffen ineinander ein.

Sicherlich war dies eine große Gedankendichtung, die man mit einer wissenschaftlichen Beweisführung verwechselte; und gewiß war es eine neue Poesie, aber eine dramatischere und besser zusammengefügte als diejenige, welche die intellektuelle Anschauung Schelling offenbart hatte; sicherlich war es auch ein neuer Rausch, nur feiner und kräftiger als derjenige, den man sich bei dem Naturphilosophen geholt hatte; und ebenso sicher ist heutzutage das System zusammengesunken und das allzu feine Werkzeug der Methode in unserer Hand zersprungen, so daß nur einzelne große Grundgedanken zurückblieben — aber derjenige, welcher selbst in seiner frühen Jugend die Hegelsche Zeit in seinem Innern mit erlebte, versteht vollkommen das Entzücken, welches das junge Geschlecht

jener Tage ergriff, wie auch die Kraft, welche von diesen Weltgedanken zehrte.

Unter Hegels Schülern befanden sich in den dreißiger Jahren bereits fertige Meister, Denker wie Hotho, Gans, Marheineke, Michelet; und fast alle hervorragenden Geister, welche von jetzt an, bis weit hinein in die fünfziger Jahre in den verschiedensten Fächern auftreten, gehören zuerst der Hegel'schen Schule an: Rosenkranz und Werder, Strauß und Vischer, Feuerbach, Marx und Lassalle. Und Cousin kam von Frankreich, Heiberg von Dänemark, Vera von Neapel, um seine Lehre in ihre Heimat zu verpflanzen.

Vom Lehrstuhl in Berlin breitete sich die Hegel'sche Philosophie über Deutschland, über die Welt aus. Selten, fast nie, hat man ein geistiges Königtum so gefestigt erblickt. Als die Cholera im Jahre 1831 Hegel hinwegraffte, verglichen ihn seine Schüler mit Aristoteles, mit Alexander dem Großen, sogar mit Christus.

Was die Schöne Litteratur des folgenden Jahrzehnts anbetrifft, so wirkte der Hegelianismus im Allgemeinen und besonders für das sogenannte junge Deutschland als eine in geistiger Hinsicht befreiende Macht, als die Macht, welche den religiösen Dogmenglauben niederriß und das Individuum dem staatskirchlichen Christentume gegenüber frei hinstellte. Wir sahen bereits, daß sogar eine so lyrisch veranlagte Natur, wie Heinrich Heine, in dieser Hinsicht eine schwache Färbung von Hegelianismus annahm, ganz davon zu geschweigen, daß Heine seinen scharfen Verstand in der Hegelschen Schule ausbildete und die Form seines Witzes die Hegelsche Dialektik verrät, welche jede Deutung in ihr Gegenteil umschlagen läßt.

Aber noch vorzüglicher wirkte die Hegelsche Philosophie auf die jungen Gemüter als eine Art modernen Hellenismus. Hegel beeinflußte die Jugend noch unzweideutiger in hellenischer Richtung, als selbst Goethe dies gethan hatte.

Man erinnert sich sicherlich aus Heines Schrift über Börne jener Stelle, wo er von Börnes nazarenischer Beschränktheit spricht. Er sage „nazarenisch“, erläutert er, um sich weder des Ausdrucks „jüdisch“ noch „christlich“ zu bedienen, obgleich

beide Ausdrücke für ihn synonym seien und von ihm nicht gebraucht würden, um einen Glauben, sondern um ein Naturell zu bezeichnen. Auch stellt er das Wort „nazarenisch“ im Gegensatz zu „hellenisch“, das ihm gleichfalls eine sowohl angeborene wie angeeignete Geistesrichtung und Anschauungsweise bezeichnet. Mit anderen Worten: alle Menschen sind für ihn entweder Nazarener oder Hellenen, Menschen mit asketischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben, oder Menschen von lebensheiterem, entwicklungsstolzem und realistischem Wesen. Und dann bezeichnet er sich selbst als Hellenen — eine Bezeichnung, die sich ein deutscher Romantiker niemals beigelegt haben würde.

Hellenismus in diesem Sinne aber strömte von Hegel aus. Seiner ganzen Geistesrichtung nach verfolgt Hegel die gleiche Tendenz der damaligen Zeit, die antiken Formen mit dem Inhalte einer neuen Zeit zu erfüllen, der wir auch bei Goethe begegnen, als er seine Iphigenie dichtete, und bei Thorwaldsen, als er die Statue der Fürstin Barjátinska in griechischem Gewande ausführte. Es ist kein Zufall, daß Hegel und Thorwaldsen im selben Jahre 1770 mit nur ein paar Monaten Zwischenraum geboren wurden. Und ganz sicher war es auch kein Zufall, daß Hegel diejenige Seite von Goethes Wesen am besten verstand, welche sich Griechenland zuwandte.

Hegel hatte als Württemberger seine Bildung aus zwei Quellen geschöpft, aus der Aufklärung des 18. Jahrhunderts mit ihrer Auflehnung gegen die Theologie, und aus dem klassischen Altertum, das ihm schon auf der Gelehrtenschule seines Geburtslandes entgegengetreten war. Bereits auf der Schulbank war er beständig mit griechischer Sprache und Litteratur beschäftigt, und schon als Knabe gewann er die Antigone des Sophokles lieb, die ihm dann das typische griechische Kunstwerk ward, das er immer wieder in seinen Schriften hervorhob. Er nannte das Studium der Antike die wahre Einleitung zur Philosophie und formte allmählich sein System als Ganzes nach den Systemen des klassischen Altertums. Dasselbe verhält sich zu Aristoteles' Gedanken-

gebäude, wie sich Goethes Iphigenie zur Iphigenie des Euripides verhält, oder der Alexanderzug Thorwaldsens zum Parthenonfries.

Seine eigentliche, ursprüngliche Gesinnung dem Christentum gegenüber zeigt sich in den theologischen Studien und Forschungen aus seiner Jugendzeit, deren Inhalt nach den Manuskripten von Haym wiedergegeben ist. Er zeigt hier, daß die griechisch-römische Religion eine Religion für freie Völker war, daß die Idee einer freien Gemeinschaft für den Griechen das Höchste, das Ideale war, dem er seine Arbeit und sein Leben weihte. Der Gott des Christentums war nur ein Ersatzmittel für die republikanische Freiheit, welche verloren ging. Man besaß keine Macht mehr und konnte nicht mehr wollen; aber man konnte wünschen und beten. Und jemehr nun der Mensch Sklave wurde, desto mehr benötigte er eines Gottes außer sich und über sich. Und Hegel folgert, daß es unserer Zeit vorbehalten sei, jene Schätze zurückzufordern, welche, als des Menschen Eigentum, an den Himmel geschleudert wurden. (Er greift hier Heine und Feuerbach vor.*)

In seiner Jugend betrachtet Hegel beständig das jüdische Altertum durch die Brille klassischer Auffassung. Die alte Geschichte der Juden nennt er „einen Zustand vollkommener Häßlichkeit“. Das große Trauerspiel Juda's sei kein griechisches Trauerspiel, sagt er, das könne weder Furcht noch Mitleid erwecken; denn diese Gefühle entsprängen nur aus dem naturgemäßen Fehltritt eines schönen Wesens. Wie man sieht, beobachtet er die Geschichte und die Geschicke des jüdischen Volkes auf dem Hintergrunde sophokleischer Weltanschauung und aristotelischer Theorieen. Begriffe wie Gesetz und Strafe

*) Die Objektivität der Gottheit ist mit der Verdorbenheit und Sklaverei der Menschen in gleichem Schritt gegangen, und jene ist eigentlich nur eine Offenbarung dieses Geistes der Zeiten. . . . Außer früheren Versuchen blieb es vorzüglich unseren Tagen vorbehalten, die Schätze, die an den Himmel geschleudert worden sind, als Eigentum der Menschen wenigstens in der Theorie zu vindizieren; aber welches Zeitalter wird die Kraft haben, dieses Recht geltend zu machen und sich in den Besitz zu setzen?

gelten ihm nur als häßliche. Die christliche Vorstellung von der Sündenvergebung kann er sich nur erhalten, wenn er sie mit dem Begriff eines durch Liebe versöhnten Schicksals vertauscht. Er kann, mit anderen Worten, Christi Leidensgeschichte nur schön finden, wenn er sie unter demselben Gesichtspunkte erblickt, unter dem er Oedipus in Kolonnus sieht, als ein Geschick, welches den Unschuldigen trifft, nicht aber als ein für die Sünden Anderer gebrachtes Opfer. Auch für ihn ist also im Grunde genommen das Judentum und das Christentum ein und dasselbe: der häßliche Gegensatz zum Hellenismus.

Er rettet für sein Bewußtsein nur Jesu Person und Geschichte aus dem positiv-religiösen Schiffsbruch, indem ihm Jesus in persönlicher Form dasselbe wurde, was ihm die Antike in der Form des Staatslebens war: ein schönes, gottmenschliches Leben. Dieser Jesus ist dann nicht schlechtweg Jesus, sondern ein Jesus-Apollo, wie der, den Heine später in dem Gedicht „Frieden“ schildert: die mächtige Gestalt, welche an Stelle des Herzens in der Brust die rote, flammende Sonne trägt. Und wenn Heine in dem bekannten Nachwort zum „Romanzero“ von seinem letzten Kniefall vor „der hochgebenedeiten Göttin der Schönheit, unserer lieben Frau von Milo“ spricht, die so mitleidig auf ihn niederblickte, selbst trostlos darüber, daß sie nicht Hülfe bringen kann, so begegnen wir hier auch bei ihm einer ähnlichen Verschmelzung des Heidnischen mit dem Christlichen. Denn es ist nicht Venus schlechtweg, sondern Venus-Madonna.

Hegel ist daher der Stammvater desselben heidnischen Hellenismus, für den es dann Sitte wurde, das junge Deutschland anzuklagen.

Es herrscht sogar in seiner Philosophie jener Geist, aus dem sich das Stichwort von der „Emancipation des Fleisches“ entwickeln konnte. Diesen Ausdruck hatte Heine von Frankreich aus in die deutsche Litteratur eingeführt, und seine Bewunderer wie Nachbeter hatten denselben aufgenommen, während er von den Gegnern und Anklägern der jungen Litteratur aufgefangen und ungemein verhaßt gemacht wurde.

Derselbe konnte allerdings in Heine's Mund einen frivolen und in Heinrich Laubes Mund einen häßlichen Beiklang haben. Bei den besseren Geistern des jungen Geschlechts jedoch bedeutete er nichts anderes, als was nicht schon Goethe und Hegel damit besagen wollten. Karl Gutzkow hat mit Recht hervorgehoben, daß nur eine schmutzige Phantasie mit diesem Ausdruck die Vorstellung einer Entfesselung schlechter Leidenschaften verbinden könne. Das Wort Fleisch bedeute ja auch, für sich genommen, nichts Anstößiges. Das neue Testament sage: „Das Wort wurde Fleisch". Das Fleisch bedeute im christlichen Sinne den Naturmenschen, das Ungetaufte, Ursprüngliche im Menschen. Die Emancipation des Fleisches habe den jungen Schwärmern jener Zeit in der That nichts anderes als die Wiedereinsetzung der Natur in ihre Rechte, Krieg gegen das Naturfeindliche bedeutet. Sie hätten nur die Gesetze der Natur zum Maßstab für unsere Lebensverhältnisse einzusetzen und eben diese Natur von Bann und Interdikt zu erlösen erstrebt.*)

Es schwebte ihnen ein im Hegel'schen Geiste durchgeführter Neuhellenismus vor.

Sie legten daher kein großes Gewicht darauf, daß Hegel als Greis im starrsten preußischen Konservativismus geendet hatte, oder daß die Hegel'sche Rechtsphilosophie alle bestehenden Einrichtungen als Heiligtümer billigte und die höchsten ethischen Ideen als Götzenbilder verwarf. Er hatte die Stärke der Skepsis seiner Zeit unterschätzt.

Wie viele Einrichtungen blieben wohl einem Durchschnittsmenschen damaliger Zeit als Gegenstand seiner Ehrfurcht und seines Glaubens? Höchstens diese vier: Das Königtum, die Kirche, die Ehe und das Eigentum. Hegels Lehre hierfür lautet also: Die Königsmacht wird von ihm nicht als eine Garantie für das unablässige Durchführen großer politischer Pläne behauptet, sondern der Fürst ist für ihn nur die vom Gedanken geforderte oberste Zinne des Staatsgebäudes, gleichsam der Punkt über dem i — und dies ganz folgewidrig,

---

*) Karl Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben pag. 135.

denn das Subjektive bedeutet sonst bei Hegel nur ein Moment, welches doch wieder aufgehoben wird; der Monarch müßte hier folgerichtig in der Souveränetät des Staates aufgehen. Das Königtum wird daher von ihm nur durch ein Zugeständnis an das Bestehende behauptet. Was Wunder, daß sich ein folgendes Geschlecht bereit fand, hieraus die Konsequenz zu ziehen.

Hinsichtlich der Kirche nahm Hegel jene Bewegung vor, welche später von seinem Schüler Cousin als Minister in Frankreich durchgeführt wurde. Er gestattete seinen Anhängern von der Rechten, wie Göschen, die Uebereinstimmung seiner Philosophie mit der Bibel und dem kirchlichen Christentum nachzuweisen und lobte sogar Göschens Aphorismen in seiner Zeitschrift überschwänglich. Er, der als Jüngling in seinen Briefen an Schelling die Philosophie Kants deshalb angegriffen hatte, weil sie sich im Dienste der Orthodoxie verwenden ließ, er, der Hölderlin beschworen hatte, nie Frieden mit Dogmen zu schließen, trieb nun in seiner Religionsphilosophie das zweideutige Spiel, jedes Dogma zum Symbol eines Gedankens zu machen und es dann mit der Wendung stehen zu lassen, daß es dieselbe Wahrheit als die Wissenschaft ausspreche, nur in der Form der Vorstellung. Was Wunder, daß die Schüler hieraus die Konsequenzen zogen!

Was nun die Ehe betrifft, so faßte Hegel sie ganz als eine Familienangelegenheit, etwa gleichberechtigt mit dem Familieneigentum auf. Auf welchem Wege dieselbe gestiftet wurde, war weniger wichtig; daß die Eltern sie ordneten, wurde noch als der sittlichste Weg betrachtet. In seinem Unwillen gegen die Eigenmächtigkeit des Individuums betonte er auch das Unsinnige, daß der Einzelne „sich gerade auf dieses Mädchen kapricioniere.“ Er sprach darüber halb wie ein alter Spartaner, halb wie ein alter Spießbürger, und die Jugend, welche weder spartanisch noch spießbürgerlich war, folgte ihm hierin nicht.

Das Eigentum endlich hing für Hegel vollständig von der Familie ab. Es war für ihn sittlich berechtigt als gemeinsames Eigentum der Familie. Nur wenn es nicht im

Besitz des einzelnen Menschen ist, ist, wie er es nennt, der Egoismus der Begierde überwunden. Sonst verwirft er natürlich leidenschaftlich den Kommunismus. Aber das Schiefe dieser Konsequenz lag offen vor Augen, und es kam die Zeit, daß Hegelianer, wie Marx und Engels, revolutionäre Schlußfolgerungen aus dieser scheinbar so konservativen Philosophie des Meisters zogen.

21.
Die neue Gruppe. Wienbarg, Gutzkow, Laube.

Wenn man von dem alles umfassenden Blicke bei Hegel, der hohen Kunst bei Platen, dem feinen Witze bei Börne, dem lyrischen und satirischen Genie bei Heine, oder dem klassischen Inhaltsreichtum in Immermanns „Oberhof" zu den eigentlichen Vertretern des sogenannten jungen Deutschland kommt, so fühlt man den Uebergang unstreitig in künstlerischer Hinsicht als einen Fall, einen Fall von der Ueberlegenheit und vollendeten Fertigkeit der Meister zur Unreife und Flüchtigkeit von Anfängern — und es befanden sich unter den Männern des jungen Deutschland etwelche, die dazu verurteilt waren, ewig Anfänger zu bleiben. Denkt man besonders an Heine, so empfindet man den Uebergang von ihm zu seinen Nachbetern als einen Fall von graziöser und göttlicher Frechheit zu jugendlich plumpen Herausforderungen, gegen jedes anerkannte Herkommen, jede Gewohnheits-Sittlichkeit gerichtet.

Und dennoch besaßen die Besten von ihnen in ihren besten Augenblicken eine Selbsthingabe, die man nie bei Heine findet.

Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung werden unter dem Kollektivnamen „Das junge Deutschland" weder Heine und Börne, die man als dessen Väter betrachtet, einbegriffen, noch der Kreis jener Jünger der Wissenschaft, für welche später Ruges und Echtermeyers „Hallische Jahrbücher" einen Vereinigungspunkt abgaben, noch schließlich die Gruppe politischer Dichter, welche in den vierziger Jahren jene Gefühle in Liedern ertönen ließen, die sich 1848 Luft machten.

Traditionell wird diese Benennung in weit engerem Sinne als in dieser Schrift genommen.

Der Urheber dieser Bezeichnung war ein nicht sonderlich begabter, aber stets begeisterter, norddeutscher Schriftsteller namens Ludolf Wienbarg (geboren 1803 in Altona), welcher im Jahre 1834 im Verlage von Campe unter dem von letzterem erfundenen kriegerischen Titel „Aesthetische Feldzüge“ eine Reihe Vorlesungen herausgab, die er in Kiel gehalten und derenthalben man ihn des Rechtes zu dozieren beraubt hatte, so unschuldig ihr Inhalt auch war, und so wenig sie in Folge ihres salbungsvollen Tones geeignet waren, irgend jemand aufzureizen. Diese Vorlesungen, welche heutzutage nur schwer zu verarbeiten sind, sind mit folgender Widmung eingeleitet: „Dem jungen Deutschland, nicht dem alten, weihe ich dieses Buch.“ An dieses Werk erinnert heute nur noch die Widmung. Wienbarg verstand unter dem jungen Deutschland alle jugendlichen deutschen Geister, welche mit der Ueberlieferung in Kunst, Kirche, Staat und Gesellschaft gebrochen hatten und auf litterarischem Wege ihren Reformdrang zu befriedigen suchten.

Sein Programm für die neue Litteratur ist von einer erschreckenden Allgemeinheit. Ihre Weltanschauung soll auf einer harmonischen Vereinigung von Verstand und Sinnlichkeit beruhen. Er will einen neuen Hellenismus ins Leben rufen, in welchem das Sinnliche mehr vom Geist durchzogen sein wird als bei den Griechen, und das Geistige mehr vom Sinnlichen durchzogen als bei den Christen. Aber zuerst, noch vor der Litteratur, müsse das Leben selbst wiedergeboren werden. Das echte Kunstwerk könne das ‚junge Geschlecht erst bilden, wenn das Leben um dasselbe und in ihm frisch und harmonisch geworden sei.

Es war, wie man sieht, in diesen Deklamationen und Verheißungen nichts Neues. Heine hatte längst in hundert scherzhaften oder poetischen Wendungen das gleiche gesagt; sogar Menzel hatte es in seiner ersten Periode mit aller Beredsamkeit eines mißratenen Poeten und hitzigen Parteimannes ausgesprochen. Hier wurde es nun in jener ausführlichen

Blumensprache und mit jenem Pathos vorgetragen, die selten ihre Wirkung auf unreife Geister verfehlen.

Neu war nur, daß hier zum ersten Mal ein Repräsentant jener Jugend sprach, die in Heine den großen Schriftsteller des Zeitalters erblickte, sowie daß hier zum ersten Mal die Anschauung zum Ausdruck gelangte, daß die Prosa die Form der neuen Zeit und wertvoller, als die Versform sei. Die Wienbarg'sche Aesthetik, welche in Verherrlichung Heines ausmündet, feiert ihn daher auch als den großen, den größten Prosaschriftsteller. Erst jetzt sei die deutsche Prosa, besonders durch Einwirkung der französischen, geformt worden. Schiller's Stil ist für Wienbarg eine Paradesprache und Goethes eine Hofsprache. Alle früheren Litteraturgrößen sogar Jean Paul mit eingerechnet, haben nach seiner Auffassung in einem Zauberkreise, fern von der Welt-Strömung gelebt. Was die Prosa eines Heine, Börne, Menzel, Laube von derjenigen der früheren Schriftsteller unterscheidet, ist für ihn ihr Mangel an Ruhe und Behaglichkeit, aber dieser Mangel ist ihm der entscheidende Vorzug, der des Lebens. Besonders Heine wird dafür gelobt, daß er den „flüchtigen Ruhm", ein lyrischer Dichter zu sein, wegen des größeren verschmäht habe, den ihm die deutsche Prosa mit ihrem kolossalen, alle irdischen Töne umfassenden Instrumente darbiete.

Zuerst schloß sich Mundt, dann Laube, von denen keiner im Stande war, einen wohlklingenden Vers zu schreiben, mit Eifer dieser auf Kosten der Metrik veranstalteten Verherrlichung der Prosaform an, zumal sie auch damit einen Protest gegen die schwäbische Dichterschule, den Spätling der Uhlandschen Romantik abgaben. Von Mundt wurde diese Anbetung der Prosaform förmlich als das Evangelium der neuesten Zeit verkündet. Wie wenig tieferen Gehalt Wienbarg besaß, verrät besonders seine andere Schrift „Zur neuesten Litteratur" (1835), eine Sammlung Essays ohne Mark, worin nur das Eine verdienstvoll ist, nämlich seine mutige Treue gegen Heine zu einer Zeit, als eine von Neidern und Moralisten hervorgerufene öffentliche Meinung gegen diesen ihre Wellen schlug.

Wienbarg hatte also dem jungen Deutschland seinen

Namen gegeben, aber, wie man sieht, einen Namen, der keine bestimmte Gruppe von namhaft gemachten Männern umfaßte. Auf bestimmte Persönlichkeiten wurde dieser Name merkwürdiger Weise erst in Folge einer Angeberei und einer brutalen Regierungswillkür angewandt.

Das verhielt sich also: Es waren nach und nach eine Reihe junger Schriftsteller aufgetreten, die wohl nicht in näherer Verbindung mit einander standen, aber geistige Emanzipation zur gemeinsamen Losung hatten. Sie alle standen dem Christentum fern und träumten von einer neuen pantheistischen Religion für die neue Zeit. Manche von ihnen erstrebten unter einer Form, die sie „Emanzipation des Fleisches“, oder „Rehabilitation des Fleisches“ nannten, die Auflösung des herrschenden moralischen Herkommens und freiere Formen für die Vereinigung und Trennung der beiden Geschlechter. Bei einigen, wie Laube, war dies Verlangen geschmacklos epikuräisch, bei anderen, wie Gutzkow, abgeschmackt trotzig und vornehmlich hypochondrisch, und wieder bei anderen, wie bei Mundt, wurde es ein Verfechten dessen, was er unbestimmt Frauenemanzipation nannte, womit er nur ein Freiwerden innerhalb des Elternhauses und der Ehe meinte. Alle würdigten in hohem Grade gewisse hervorragende Frauengestalten, in Frankreich George Sand, von welcher sie stark beeinflußt wurden, in Deutschland Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz.

Alle sprachen sie gern und laut vom Rechte der Jugend, hatten alle von Hegel einen gewissen Freiheitsglauben überkommen und von der Julirevolution ihre allgemeine politische Tendenz. Wie Hegel Idee und Wirklichkeit mit einander versöhnt hatte, so wollten sie die Litteratur mit dem Leben verschmelzen. Tiefere Sympathie hegten sie nicht für einander, wie sie sich dann auch schnell wieder trennten; es bestand nichts anderes Gemeinsames zwischen ihnen, als was in der Regel Männer derselben Altersklasse und derselben Richtung verbindet, so daß sie weit weniger eine politische Partei als eine geistige Verbindung ausmachten; dennoch war aber die Litteratur nicht ihr eigentlicher Zweck; sie wollten sich dienend

den bewegenden Mächten der Zeit anschließen. Dies war auch der Grund, weshalb sie sich von den reinen Kunstformen fern hielten, sowohl von der epischen als von der lyrischen Poesie und die dramatische nur spärlich pflegten. Sie vergötterten alle den „Zeitgeist“ und huldigten ihm in journalistischen und novellistischen Arbeiten, in kritischen Versuchen und Räsonnements, oder in Form von Reisebeschreibungen und Reisenovellen nach Heine's und Fürst Pücklers Muster, zuweilen auch in langausgesponnenen Romanen.

Der ohne Zweifel stärkste Geist unter ihnen war Karl Gutzkow, welcher im Jahre 1811 in Berlin geboren war; er war ein arbeitsamer, mit Energie forschender und vorwärts strebender Geist, der Mann der tausend modernen Probleme, ewig rastlos, ein Mittelding zwischen einem zergliedernden Kritiker und einem Poeten, aber ein Geist, dem nichts von selbst zufiel, und der nichts mit Leichtigkeit erreichte. Sein Wesen war ohne Anmut, seine Jugend ohne Frische, seine Prosa ohne Schwung. Aber er besaß Kühnheit, Auffindungsvermögen, Verstand und Unternehmungsgeist. Er hatte wohl Pathos, doch keine Lyrik, Pointen in seinem Stile, doch keine Melodie. Einen umfassenden Sinn jedoch besaß er für Ideen, für alle Gedanken und geistigen Strömungen, die an der Tagesordnung waren. Von Natur aus gehörte er zu den Unbeholfenen, aber seine litterarische Begeisterung war so wahr, sein Ehrgeiz so groß und sein Wille so kräftig, daß er allmählich ein geistiger Mittelpunkt wurde und seinen Einfluß nach vielen Seiten hin ausstrahlte. Um das Jahr 1840 gab es einen Zeitpunkt, wo ein großer Teil der besseren deutschen Presse von ihm und seinen Anhängern beeinflußt wurde.

Wir sahen bereits, wie ihn die Julirevolution zum Schriftsteller erweckte. Das Jahr darauf, der Entlassungen, Verhaftungen und Landesverweisungen beste Zeit in Preußen, drückte ihm die Feder in die Hand. Die strengste Zensur wachte über jeden Buchstaben. Jede Ankündigung im „Intelligenzblatt“ wurde sogar geprüft, ob sie nicht eine versteckt politische Anspielung enthalte.

Gutzkow begann mit der Herausgabe eines Blattes „Forum

der Journallitteratur.“ Er war in den Hegel'schen Ideen vom welthistorischen Fortschritt zu immer größerer Freiheit aufgewachsen. Es dämmerten vor seinen Augen, wie Gottschall es ausgedrückt hat, lauter politische Morgenröten und welterlösende Lehren. Sein Blatt erhob sich bis zu 70 Abonnenten, um dann einzugehen.

Indessen hatte Wolfgang Menzel, der damalige Großmeister der deutschen Kritik, bereits verschiedentlich von Stuttgart aus Aufforderungen an ihn gesandt, daß er zu ihm kommen und ihm in der Redaktion seines „Litteraturblattes“ behilflich sein möge, da er selbst als neugewähltes Mitglied der württembergischen Kammer nur schwer die auf ihm lastenden Arbeiten bewältigen könne.

Wolfgang Menzel stand zu dieser Zeit in den Augen der deutschen Jugend trotz seines Goethehasses und teilweise zufolge desselben von einer Glorie umgeben da, wie später Katkow in Rußland, Ploug in Dänemark in ihrer anfänglichen Richtung. Er galt für den Mann der Gegenwart und für einen Freiheitsmann vor allen Andern. Es war eine der Aufgaben Gutzkows gewesen, Menzel, den Mann nach seinem Herzen, in seinem eigenen Blatte gegen die Angriffe der Gegner in Schutz zu nehmen, deren Menzel eine Menge hatte, da er als Rezensent Zank- und Streitlust mit schimpfender Grobheit vereinte. Er war jedoch oder schien wenigstens vollständig überzeugungstreu zu sein. Zur selben Zeit, als er Vaterlandsliebe und Religiosität tiefer als es Schick und Brauch war, verstanden haben wollte, trat er politisch als eifriger Liberaler auf, war als solcher Bewunderer Börnes und Heines, die ihn als zuverlässigen Kampfgenossen betrachteten, und, sobald er in die Kammer kam, verfocht er dort auch jeden modernen Fortschritt, so die Emanzipation der Juden.

Als sich der kleine, bleiche, magere und blonde, etwa 20jährige Gutzkow bei seinem um dreizehn Jahre älteren Herrn und Meister mit einer scheuen Ehrfurcht einfand, die er selbst mit derjenigen des Studenten vor Mephistopheles-Faust im ersten Teile des Goetheschen Dramas verglichen hat, traf er einen Mann mit breiten Schultern, kräftigem Brustkasten

und dunklem Haar, dessen glattrasiertes Antlitz demjenigen eines katholischen Geistlichen glich. Um seinen Mund mit den häßlichen gelben Zähnen spielte ein satirisches Lächeln; der kurzsichtige Blick hinter der Brille hatte etwas zugleich Trotziges und Feierliches an sich. Sein Temperament schien gewaltsam, sein Wille unbeugsam. Der Ausdruck seiner Mienen konnte, wenn er von irgend einem erotischen Buche sprach, in seiner Lüsternheit faunisch werden; und doch verabscheute er Goethes Weltlichkeit in ebenso hohem Grade als dessen Gleichgiltigkeit für die Politik, und kritiklos huldigte er Männern und besonderen Erscheinungen, die ihm als Repräsentanten des Rätselvollen galten. Sein Wesen war ein echt priesterliches Gemisch von Ironie und Mystik. Er liebte Voltaire und schwärmte für Görres.

Im Anfang ging das Zusammenleben und Zusammenarbeiten zwischen Meister und Lehrling gut. Gutzkow, der bald in dieser, bald in jener Stadt in der Nähe Stuttgarts lebte, rezensierte unverdrossen die ihm von Menzel ballenweise übersandten Bücher. Er lernte schnell den flüchtigen, kurz abfertigenden Journalistenton treffen, und Alles war in Ordnung. Selbstverständlich ist es, daß seine eigenen, jetzt herausgegebenen Erstlingsschriften in Menzel einen mehr als nachsichtigen Beurteiler fanden. Und doch waren es nur recht schwache Bücher. Die „Briefe eines Narren an eine Närrin“ sind humoristische Ergüsse ohne Originalität in einem Stile, der zur einen Hälfte Jean Paul, zur anderen Heinrich Heine nachgebildet ist; und „Maha Guru, Geschichte eines Gottes“, spielt in Tibet und schildert den seelischen Zustand eines Menschen, der zum Dalai-Lama gewählt und demnach als Gott angesehen wird; es ist eine heutzutage ungenießbare Phantasterei. Nichtsdestoweniger wählte Menzel, als er sie ankündigte, unter den Vignetten, die auf den Nummern seines Blattes abzuwechseln pflegten, einen Lorbeerkranz und ließ Gutzkows Namen zweimal hineinsetzen.

Gutzkows Absicht mit „Maha Guru“ war, zu zeigen, wie der Gott, den man im Dalai-Lama in Fleisch und Blut übergegangen glaubt, vom Menschen in ihm überwunden und

so die falsche Gottheit durch den wahren Adel des Menschen, als wahre Göttlichkeit, in den Schatten gestellt wird. Außerdem war das Buch als philosophisch-satirischer Roman in altem Stile gehalten, welcher unter der fremden Maske auf heimatliche Zustände hinzielte. Die Theokratie in Tibet sollte an die Hierarchie in Europa erinnern, die tibetanische Polyandrie auf die europäische Frauen-Emanzipation hinweisen. Die fremden Landschaften, welche Gutzkow nie gesehen, so wie die fremden Sitten, die er nicht ihrer selbst halber schilderte, konnten nur wenig interessieren. Veranlassung zu dem Buch gab eine Anekdote über den französischen Atheisten Billaud Varennes, der, in der Schreckenszeit der Guillotine entschlüpft, nach Amerika geflüchtet und dort von den Wilden als Gott verehrt wurde. Auf Grund seiner Geschicklichkeit, Vögel zu fangen, abzurichten und auszustopfen, sei er von den Eingeborenen als ein zweiter Schöpfer angesehen worden. Die Veranlassung hatte also weder etwas mit Tibet zu schaffen, noch mit dem angeblichen Ernst des Stoffes.

Zu diesem Zeitpunkt waren das junge Deutschland und seine Väter in Menzels Augen noch keine Verspötter des Heiligen oder schlechte Patrioten. Gutzkows Irreligiosität zerstörte noch nicht das gute Verhältnis zu seinem Meister. Und Menzel selbst pries Börne's Briefe aus Paris, welche von allen Seiten angegriffen wurden, als eine mannhafte That und entschuldigte ihre starken Ausdrücke als Stimmungsausbrüche, die man nicht wörtlich nehmen müsse. Er vergleicht sie mit Glühwürmchen, die schön in milden Sommernächten leuchten, sich aber als gewöhnliche graue Insekten entpuppen, wenn man sie mit plumpen Händen ergreift.

Dennoch war es unausbleiblich, daß sich das Band zwischen Gutzkow und Menzel bald lösen mußte. Auch von Anfang an hat es Gutzkow nicht an Warnungen gefehlt, sich nicht zu tief mit dem Stuttgarter Schriftsteller einzulassen. Sogar Hegel, der sich für den Jüngling interessierte, hatte ihm gesagt: „Wie kann man sich mit einem solchen Menschen verbinden!“ Jetzt kam die erste Nichtübereinstimmung zwischen ihnen wegen Menzels Stellung zu den süddeutschen Lyrikern,

der sogenannten schwäbischen Dichterschule, die sich an Uhland angeschlossen, welcher nicht nur vollauf verdienten Ruhm genoß, sondern weit darüber hinaus geehrt wurde, zum Vorschein. Als guter Schwabe würdigte und beschützte Menzel diese Männer, Gustav Schwab, Gustav Pfizer, Karl Mayer usw. als Stütze der herkömmlichen Frömmigkeit und Moral hielt er seine schützende Hand über dieselben. Gutzkow aber, mit seinem lebendigen Sinn für das Geistig-Ideale des Zeitalters, er, dem die Litteratur die kämpfende Kirche war, fühlte den tiefsten Unwillen gegen diese Sonntagnachmittagslyriker in Goldschnitt, die als Dichter entweder alte, vermoderte Balladenstoffe verarbeiteten, oder ihre eigenen kleinen sentimentalen Stimmungen in Verse brachten, während sie zugleich als vorsichtige Beamte für ihr Avancement sorgten und nie ihr Ziel, Professoren oder Konsistorialräte zu werden, aus den Augen verloren.

Als jetzt Goethes Gespräche mit Eckermann erschienen, sah man, wie streng Goethe seinen Bewunderer Uhland beurteilt hatte. Er anerkannte nur dessen Balladen und fand im übrigen den Gehalt seiner Poesieen so dürftig, daß er sich nicht damit beschäftigen mochte.*) Goethes Briefwechsel mit Zelter brachte noch ganz andere höhnische, vernichtende Urteile über die ganze schwäbische Dichterschule von Uhland bis Pfizer. Goethe hätte von dieser Seite nie etwas Anregendes oder Tüchtiges erwartet, was er also ausdrückte: „Wundersam ist es, wie sich diese Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß."

Infolge dieser Anregung, bekam nun auch Gutzkow Mut, offen auszusprechen, wie sehr ihm diese alte Kloster- und Hirtenromantik verhaßt sei. In einer Abhandlung „Goethe,

---

*) Vergleiche Bd. 1 pag. 45 und Bd. 2. pag. 172 in Goethes Gesprächen mit Eckermann. (Mit Einleitung, Anmerkungen, Namen- und Sachregister herausgegeben von A. v. d. Linden. 3 Bde. gr. 8°. 1895. Leipzig. Verlag von H. Barsdorf. Preis broch. 3.20, geb. 4 Mk.)
Anmerk. d. Uebers.

Uhland und Prometheus", richtete er einen heftigen Angriff gegen jene Dichter, welche „ihren Glauben ihrem Taufschein, ihre Sitten der Gewöhnung, ihre Grundsätze dem Herkommen und ihre eigene Poesie derjenigen Anderer verdanken", und er ruft ihnen zu: Was habt Ihr? Abendsonnenspaziergänge. Wo ist Euer Ringen um das Neue?

Indessen war draußen in der Welt die Reaktion gegen den Einfluß der Julirevolution überall in vollem Gange. Metternich beherrschte nicht nur Oesterreichs sondern auch Preußens Politik, und als die Jugend in Deutschland erkannte, wo sich für jetzt und für unabsehbare Zeiten Macht und Energie befanden, da schloß sie sich den Machthabern an. Gutzkow erzählt, daß in jenem Jahre von 100 Studenten der Berliner Universität 97 hochkonservativ waren, und daß jedes Zusammentreffen mit einem alten Schul- oder Universitätskameraden, von Beamten und Offizieren ganz zu geschweigen, den peinlichsten Eindruck in seinem Geiste zurückgelassen hätte.

In solchen Verhältnissen verlieren nicht selten fähige und trotzige Jünglinge ihr Gleichgewicht und begehen Thorheiten, derenthalben sie dann ihr ganzes Leben hindurch getadelt werden.

Schleiermacher war tot, war als einer der Kirchenväter des Protestantismus, als einer der Heiligen der Theologie mit Sang und Klang in die Erde gesenkt worden. Mit Recht hatte man früh von ihm gesagt, sein Wesen entspreche seinem Namen. Durch hundert Halbheiten und Undeutlichkeiten hatte er sich bis zu seinem Tode populär zu halten vermocht. Keiner hatte seiner romantischen Jugendsünde, der vertrauten Briefe über die Lucinde wieder erwähnt.

Da widerstand Gutzkow der Versuchung nicht, das vergessene Buch neu herauszugeben und sich und seine Freunde gegen die stets wiederkehrende Beschuldigung gottloser Frivolität dadurch zu decken, daß er ihre erotische Anschauungsweise, ja sogar ihre Lehre von der Wiedereinsetzung des Fleisches in seine Rechte bei dem Manne Gottes, welcher der bewunderte Herr und Meister der Theologen war, nachwies.*)

*) Siehe Hauptströmungen Bd. II. Die romantische Schule in Deutschland pag. 49 u. ff.

Es hätte dies ein guter taktischer Zug werden können, wenn er, der nur Dreiundzwanzigjährige, nicht das Buch mit einer knabenhaft geschmacklosen Vorrede eingeführt hätte. Er spricht hier von „Zionswächtern," verspottet deren Scheinheiligkeit und geistliche Koketterie und ruft ihnen zu: „Werft einen Augenblick Eure Talare fort, vergeßt die Beweisstellen dafür, daß ein von Euch noch beständig gekreuzigter Mensch Gott gewesen, und hört, was da einmal auf anderen Gebieten, in der Welt der Freiheit, der Jugend und der Phantasie geschehen ist."

Diese Begebenheiten sind Schlegels „Lucinde," dies liederliche Skelett, das er herrlich, klassisch, und Schleiermachers Briefe darüber, die er göttlich findet. Diese Briefe sprechen für sich selbst. So unvernünftig sie auch die „Lucinde" überschätzen, so enthalten sie doch schöne und kühne, und vor allem, echt menschliche Gefühle. Gutzkows Vorrede unterstreicht Alles auf herausfordernde und unschöne Weise. Er spricht hier für die Genialität der Liebe, hebt hervor, daß der Priestersegen nichts mit der Heiligkeit eines Liebesverhältnisses zu thun habe, eifert in höhnischen Ausdrücken gegen die allgemeine kalte Prosa der Ehe, „die Wassersuppenhochzeiten, die ordinäre Kindererzeugung und die schimmlige Misere des Broterwerbs." Er schließt dann mit leichtfertiger Geckenhaftigkeit: „Nicht wahr Rosalie? erst seit Du Sporen an deinen Seidenstiefelchen trägst und von mir gelernt hast, Deinen spanischen Mantel in Falten zu schlagen, erst seit ich für Dich eine neue Art von Beinkleidern erfinden mußte, so daß Du überall für meinen jüngsten, innigstgeliebten Bruder giltst, weißt Du, was ich damit meinte als ich sprach: Ich liebe Dich." Und nicht zufrieden mit dieser Weiblichkeit, welche Hosen trägt und des jungen Gutzkows Begriff von Emanzipation verwirklicht, spielt er noch zu allerletzt einen atheistischen Trumpf aus: „Wo ist Franz? — Komm, Du süßer Knabe, den man mir heimlich getauft hat. Sage mir: wer ist Gott? Du weißt es nicht! Unschuldiger Atheist, philosophisches Kind! Ach, hätte doch die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein!"

Man braucht nicht besonders feinhörig in kritischer Hin=

sicht zu sein, um das Unwahre bei dieser burschikosen Prahlerei herauszuhören. Das Original jener Rosalie, welche Gutzkow in Pagentracht folgen sollte, war wohl eher Kaled in Byrons Lara als irgendwelche Näherin in Heidelberg oder Berlin. Es ist indessen leicht, sich vorzustellen, wie eine solche Vorrede zu einem derartigen Buche auf das große Publikum und die rechtschaffene Journalistik wirken mußte.

Es bedurfte jetzt nur noch eines Tropfens im Becher des Anstoßes, um Gutzkow der öffentlichen Sympathie zu berauben.

Und er versäumte es nicht, diesen Tropfen hineinzuschütten. Er schrieb im Jahre 1835 „Wally, die Zweiflerin", einen äußerst schwachen, und an entscheidender Stelle parodistischen Roman, der jedoch in der deutschen Schönen Litteratur jener Zeit das folgenschwerste Buch ward.

Strauß' Leben Jesu war kürzlich erschienen und hatte durch seine Zersetzung des vermeintlich Historischen in Mythen, durch seine geniale und kühne, ja sogar tollkühne Hypothese das geistig bewegte Deutschland in die heftigste Gährung versetzt. Die Entrüstung war allgemein. Es ertönte ein tausendstimmiges Verdammungsurteil von der Eider bis zur Schweiz. Und sogar noch ein ganzes Menschenalter später hatte David Strauß im Volksbewußtsein einen schwarzen Flecken auf seinen Namen. Ueberall sprach man von dem Buche, und Gutzkow, welcher dessen Problem erwähnte, erhielt eines Abends von einem jungen Mädchen, in welches er etwas verliebt war, zur Antwort: „Sprechen Sie nicht davon! Schon der Gedanke daran macht mich toll!" — Worte, welche einen starken Eindruck auf ihn machten.

Jedoch, Strauß' Buch hatte ihn nicht zufriedengestellt. Als Rationalist fühlte er den Drang nach einem historischen Jesus und griff deshalb auf Reimarus' alte Wolfenbüttler Fragmente, die schon Lessing so stark bewegt hatten, zurück, und beschloß, einen Auszug daraus zu veranstalten; doch wandte er sich deshalb vergebens an den mutigsten deutschen Verleger, an Campe, der es trotz seiner kecken, politischen Haltung nicht wagte, mit den Hamburgischen Predigern, den Nachfolgern des Hauptpastors Götze in der Seelsorge anzu-

binden. Als nun zur selben Zeit die edle Charlotte Stieglitz ihren tragischen Selbstmord beging, da traf in seinem Geiste der Eindruck dieses Todesfalles mit den Eindrücken der vorerwähnten Aeußerung jenes jungen Mädchens und mit Reimarus' Bibelkritik zusammen — und „Wally, die Zweiflerin“ entstand.

Ein kindisches Buch ist diese „Wally“, doch ein unschuldiges, rechtschaffenes und naives. Seine Heldin ist eine junge Weltdame, die aus Verzweiflung darüber, daß sie nicht die Fähigkeit besitzt, mit den religiösen Zweifeln, die ihr durch den Mann ihrer Liebe, den skeptischen und ausgebrannten Caesar erweckt sind, fertig zu werden, sich selbst durch einen Dolchstoß den Tod giebt.

Gutzkow hatte dem Verlangen nicht widerstehen können, die ehrwürdigen Kirchenlichter und Kirchenvorsteher, die Inhaber der verschiedenen Klassen des roten Adlerordens daran zu erinnern, daß da einmal ein gewisser Voltaire, ein Hume, ein Lessing usw. gelebt hatte. Es lag ja für einen Jüngling etwas Kitzelndes darin, solche feinen Leute an solche vergessene Existenzen zu erinnern. In jedem Falle hätte er es aber mit Talent thun sollen. Statt dessen schrieb er einen Roman, in dem die Handlung nur einen Vorwand für Theorieen, eine schwache Nachahmung von George Sands kürzlich erschienener „Lelia“ abgab.

Aber er stand im Frühling seines Lebens. Ihm war, als wollte sich die ganze Welt verjüngen. Der Glanz von Hegels sinkender Sonne lag noch am Horizont, Bettina ging als ein Morgenstern auf, Rahels ewig junge Weisheit wurde nach ihrem Tode als fruchtbarer Thau über die Lande verbreitet, Lenau's und Rückert's erste Poesieen ertönten wie Lerchengesang, Ruge's erste kritische Aufsätze, Ludwig Feuerbach's erste philosophische Schriften glichen frischen Frühjahrsbrisen, welche die Luft reinigten — da schien ihm die Zeit so sonnenhell, so verheißend, so schwellend fruchtbar, daß sie sich ihm gleichsam in den beiden lieblichen Sommern von 1834 und 1835, zwei strotzend reichen Frucht- und Weinjahren, symbolisierte. Und da vollführte er seine erste große Jugendthorheit.

Er begnügte sich nicht damit, in seinem Buche seine

religiösen Ketzereien niederzulegen. Er kam auch mit seiner sittlichen Ketzerei zum Vorschein — mit Trotz gegen das Herkömmliche in der Geschlechtsmoral, einem leider höchst unbeholfenen und unreifen Trotz. Wie unschuldig Gutzkow aber in Wirklichkeit das von ihm selbst angewandte Stichwort: „Emanzipation des Fleisches" auffaßte, sieht man am besten an jener berüchtigten Szene in „Wally", welche der Schönheitsverehrung des Verfassers Ausdruck geben sollte.

Wally liebt Caesar und wird von ihm geliebt; sie können sich jedoch nicht heiraten, da Wally gelobt hat, die Frau des sardinischen Gesandten zu werden. Caesar richtet nun an sie die Bitte, um mit ihm gewissermaßen symbolisch eine geistige Ehe einzugehen, sich ihm an ihrem Hochzeitsabende einen Augenblick nackend in ihrer ganzen natürlichen Schönheit zu zeigen. Es gäbe ein altdeutsches Gedicht, in welchem sich Sigune auf diese Weise vor Tschionatulander enthüllte.

Keiner wird leugnen, daß Caesars Bitte verrückt und deren Erfüllung lächerlich ist. Aber die Szene war so keusch gedacht und ist so zahm ausgeführt, daß es allerdings der größten Gemeinheit bedurfte, um deshalb die Polizeigewalt gegen die Litteratur zu Hülfe zu rufen. Es heißt dort: Der Mantel ist von der Schulter des jungen Helden geglitten, Seine Locken wallen frei und üppig. Zur Linken von ihm tritt aus den Sonnennebeln ein Bild von bezaubernder Schönheit: Sigune, die schamhafter ihren Leib entblößt, als ihn die mediceische Venus zu bedecken sucht. Sie steht da hülflos, geblendet von der Thorheit der Liebe, die sie um dies Geschenk bat, nicht mehr Willen, sondern zerflossen in Scham, Unschuld und Hingebung. Und zum Zeichen, daß eine fromme Weihe die Situation heilige, blühen dort keine Rosen; nur eine hohe Lilie sproßt dicht am Leibe Sigunens hervor und deckt sie symbolisch als Blume der Keuschheit. Alles ist nur ein Hauch an dem Bilde, ein stummer Moment. . . . Das Ganze ist ein Frevel; aber ein Frevel der Unschuld und ewiger, schmerzlicher Entsagung. — Das ist Alles.

Gutzkows Verhältnis zu Menzel war nicht mehr das alte. Er hatte hin und wieder in einem Vorwort oder in

einem Artikel sich einen schwachen Spott oder einen bescheidenen Protest gegen seinen früheren Beschützer erlaubt. Dazu kam aber, daß er schon seit längerer Zeit für Menzel aus praktischen Gründen ein Dorn im Auge war. Er machte nämlich dem „Litteraturblatt“ durch Herausgabe einer litterarischen Beilage zu dem in Frankfurt erscheinenden „Phoenix“ eine gefährliche Konkurrenz. Am schlimmsten war jedoch, daß sich allmählich ein freundschaftlicher Briefwechsel zwischen ihm und den leitenden Männern der jetzt aufschießenden Litteratur, wie Laube, Wienbarg, Mundt usw. entwickelt hatte, und diese im Begriffe standen, sich fast aller wichtigeren litterarischen Organe in Berlin, Leipzig, Frankfurt und Hamburg zu bemächtigen. Als dann schließlich Gutzkow und Wienbarg im Sommer des Jahres 1835 mit einer Subskriptionseinladung zu einer großen Revue im Stile der „Revue des deux mondes“ hervortraten und fast alle in litterarischer Hinsicht bedeutenden Namen auf der Liste ihrer Mitarbeiter hatten, darunter Universitätsprofessoren wie Boeckh, einflußreiche Schriftsteller wie Varnhagen, von einem Talent wie Börne und einem Genie wie Heine ganz zu geschweigen — da fühlte Menzel die Notwendigkeit, einen großen Schlag zu führen.

Der Aufruf zur Beteiligung an der „Deutschen Revue“ war erschienen; Gutzkow hatte ihn in einer naiv-pathetischen blumenreichen Sprache verfaßt: die Wissenschaft sei aus ihren dumpfen Sälen an die frische Natur getreten, der Vogel der Minerva sei nicht mehr die lichtscheue Eule, sondern der Adler, der in die Sonne blicke usw.

Statt sich nun an dieses Programm zu halten, welches unschuldig und sogar versprechend war, erließ Menzel in seinem Litteraturblatt vom 11. und 13. September ein Manifest gegen die jungen Schriftsteller, als deren Haupt er Karl Gutzkow bezeichnete. Aus der Verteidigung dieser seiner Handlungsweise, welche er (in seinen Denkwürdigkeiten S. 304) als alter Mann zu führen versuchte, kann man wohl unzweifelhaft seine Beschränktheit, aber nicht seine ehrliche Ueberzeugung erkennen. Um den weltbürgerlichen Tendenzen und

französischen Sympathieen des jungen Deutschland ordentlich zu Leibe gehen zu können, stempelte er es jetzt als „Le jeune Allemagne“. Seinen Hauptangriff richtete er gegen „Wally“, aus dem er ein paar Stellen herausriß, um daran zu beweisen, daß der Roman eitel Unzucht und Gottesverspottung sei; auf diese Weise stellte er das ganz verschwindende sinnliche Element im Buche, die Siguneszene, als dessen Hauptsache dar.

„Nur im tiefsten Kote der Entsittlichung, nur im Bordell werden solche Gesinnungen geboren. Sie waren gäng und gäbe bei den französischen Sykophanten des altfranzösischen Hofes. Im Palais Royal wurden sie zuerst aus der Hofsprache in die der Jakobiner übersetzt. Herr Gutzkow hat es über sich genommen, diese französische Affenschande, die im Arme von Metzen Gott lästert, aufs neue nach Deutschland überzupflanzen, in einem Zeitalter, das Gott sei Dank gereifter und männlicher ist, als das Jahrhundert Voltaires, Damals schon scheiterte das Laster am Sinn unseres Volkes jetzt wird es umsoweniger durchdringen. Die Litteratur wird es ausstoßen, die öffentliche Meinung wird es brandmarken. Wenn man eine solche Schule der frechsten Unsittlichkeit und raffiniertesten Lüge in Deutschland aufkommen lassen wollte, wenn sich alle Edlen der Nation nicht dagegen erklärten, wenn sich deutsche Verleger nicht versähen, solches Gift dem Publikum feilzubieten und anzupreisen, so würden wir bald schöne Früchte erleben. . . . Aber ich will meinen Fuß hineinsetzen in Euern Schlamm, wohl wissend, daß ich mich besudle. Ich will den Kopf der Schlange zertreten, die im Miste der Wollust sich erwärmt. . . . So lange ich lebe, werden Schändlichkeiten dieser Art nicht ungestraft die deutsche Litteratur entweihen.“

Als praktischer Journalist begnügte sich Menzel auch nicht damit, eine Sache mit einem Mal abzuthun; er wiederholte seine Beschuldigungen in jeder folgenden Nummer seines Blattes mit stets stärkerem Nachdruck, gröberen Worten, giftigeren Anfeindungen, und immer bestimmter richtete er seine Forderung an den Staat, mit seiner Macht einzugreifen so lange es hierzu noch Zeit sei.

So schrieb er am 26. Oktober: „Ich weiß zwar wohl, daß es einigen sicheren Leuten lächerlich scheint, solche tolle Phantasieen, einiger weniger verirrter Jünglinge für ernstlich gefährlich zu halten; ich weiß, daß ihr Krieg gegen das Christentum, gegen die Moral, gegen die Ehe vorderhand nicht mehr bedeutet, als wenn eine junge Eulenbrut Krieg führen wollte mit der alten Sonne. Allein aus einem Funken kann ein Brand werden. . . Ueber dem neuen litterarischen Schöppenstuhl, den sie in Frankfurt errichten wollen, thront statt der Gerechtigkeit die Venus vulgivaga . . . Wie werden die Menschen, die nur an das Fleisch glauben, wie werden diese Priester des Schmutzes es irgend einem Schriftsteller verzeihen, daß er reiner ist, als sie. . . Kann man es in dieser Zeit so gleichgültig ansehen, daß sie uns das Franzosentum in Worten und Werken predigen? . . . Unter der Maske des französischen Republikanismus schwärzt diese neue Frankfurter Läster- und Lasterschule eine furchtbare Unzucht ein. Das Fleisch, die freie Sinnlichkeit, die Aufhebung der Ehe, sind ihre Schlagwörter, und sie schreiben nicht nur selbst obskône Bücher, sondern wärmen auch die alten wieder auf . . . Man schließt sich zum Teil an St. Simon an, man verkündigt einen noch ausschweifenderen Republikanismus ohne Tugend, eine Hetärenrepublik im größten Stil . . . Heute gehören diese Grundsätze noch den engeren, aristokratischen Kreisen der Litteratur an. . . . Aber wem schmeicheln diese Lehren, als der Bestialität und Raublust, die in den Höhlen der Verworfenheit im Schmutz und Branntwein der großen Haupt- und Fabrikstädte noch schlummern, aber leicht zu wecken sind?"

Am 11. November richtet Menzel seine Angeberei direkt gegen jene preußischen Universitätsprofessoren, welche unvorsichtig genug gewesen waren, Gutzkow ihre Mitarbeiterschaft an der Revue zuzusichern: „Sind die Universitäten keine Staatsanstalten? Gelten im preußischen Staat noch Christentum, Moral, Ehe? Hätte man darum so oft von dem in Preußen vorherrschend sittlich-religiösen und konservativen Geist gehört, daß jetzt die bekanntesten Professoren von Berlin, Königsberg, Halle einem neuen, schmutzigen Marat, der buchstäblich wie

der alte, nur das Sakrament „des entzückenden Augenblicks“ und eine Republik der Sansculottes und Sanschemises predigt, nachlaufen und mit ihm gegen Christentum, Sittlichkeit, Ehe, Familie, Scham, gegen Gott und Unsterblichkeit, gegen die deutsche Nationalität und gegen alles Bestehende wüten sollten?“ Und er schließt seine Ausfälle damit, daß er die guten Germanen Gutzkow, Wienbarg, Mundt, Laube, Kühne, zufolge ihres vermeintlichen Anschlusses an Börne oder Heine als eine jüdische Partei bezeichnet; das junge Deutschland sei eigentlich ein junges Palästina!

Auf diese Denunziation hin wurde Karl Gutzkow wegen Gottesverspottung und Schilderung unzüchtiger Gegenstände unter Anklage gestellt, und Menzel war unehrenhaft genug, während Gutzkow in Untersuchungshaft saß und während der Prozeß geführt wurde, damit fortzufahren, die öffentliche Meinung gegen ihn aufzuhetzen. Er wurde in Mannheim doch nur zu 10 Wochen Gefängnis wegen seines Angriffes auf die in Baden existierende Religionsgesellschaft verurteilt.

Aber die Angst vor revolutionären Bewegungen, zu denen ja nach Menzels Behauptung die Lehren des jungen Deutschland führen mußten, setzte sogar den deutschen Bund in Bewegung, und am 10. Dezember des Jahres 1835 faßte der Bundestag einen Beschluß, der auf nichts Geringeres auslief, als die ganze Gruppe jüngerer und älterer Schriftsteller zu vernichten, die hier unter der Bezeichnung „Das junge Deutschland“ zusammengefaßt wurden. Es heißt darin: „Nachdem sich in Deutschland in neuerer Zeit und zuletzt unter der Benennung „Das junge Deutschland“ oder „Die junge Litteratur“ eine litterarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverholen dahin gehen, in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören: so hat die deutsche Bundesversammlung . . . sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt: 1. Sämtliche deutsche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker, wie Verbreiter der Schriften aus der unter

der Bezeichnung „Das junge Deutschland“ oder „Die junge Litteratur“ bekannten litterarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern u. s. w. u. s. w.

Auf diese Weise trat die Benennung „Das junge Deutschland“ zum ersten Mal vor die große Oeffentlichkeit. Der deutsche Polizei-Bundesstaat war es, welcher als kritische Autorität eine Gruppe namhafter Männer zu einer sogenannten unsittlichen und verderblichen „Schule“ vereinte, und dies einzig und allein in Folge der Denunziation eines einzelnen, haßerfüllten Konkurrenten.

Menzel gewann gegenüber dem jungen Deutschland dieselbe Bedeutung, als sie Southey seiner Zeit in der englischen Litteratur der „satanischen Schule“, alias Byron und Shelley gegenüber inne hatte, oder wie sie ein Menschenalter später Katkow in der russischen Litteratur „der landesverräterischen Schule: Herzen, Ogarew und Bakunin gegenüber einnahm. In bewegten Zeitaltern sind die Angeber ein so naturgemäßes Gegenstück zu den im Vordergrund stehenden Persönlichkeiten, wie in alten Tragödien der Neider und Spion zum Helden.

22.
Gutzkow, Laube, Mundt.

Der Beschluß des Bundesrates, bezüglich der Unterdrückung der Schriften des jungen Deutschland, erstickte nicht nur die beabsichtigte „Deutsche Revue“ in der Geburt, sondern auch Mundts „Literarischer Zodiacus“, der in Leipzig, und Laube's „Mitternachtszeitung“, welche in Braunschweig herauskam. Mundt hatte sich vergebens mit der ganzen Tapferkeit

eines vorsichtigen Mannes beeilt, sofort nach Menzels erstem Angriff auf Gutzkow und dessen Freunde, eine Reihe scharfer Artikel gegen Heine, Gutzkow und Wienbarg zu bringen. Das nützte ihm jedoch nichts.

In der nächstfolgenden Zeit hatte es den Anschein, als ob der Bundesratsbeschluß nicht nur Alles treffen wollte, was die geächteten Schriftsteller bis jetzt geschrieben hatten, sondern auch Alles, was sie in Zukunft herausgeben würden. So heißt es ausdrücklich in einem preußischen Ministerialreskript vom 11. Dezember 1835 daß „was H. Heine's zukünftige litterarische Erzeugnisse angehe, wo immer und in welcher Sprache dieselben herauskommen möchten, sie der gleichen Bestimmung wie diejenigen Gutzkows, Wienbargs, Laubes und Mundt's zu unterwerfen seien.“ Ja, man ging nicht allein darauf aus, die genannten Schriftsteller stumm zu machen, sondern man verbot auch — wie in Rußland, wenn die Regierung dort Jemandem zu Leibe will — ihre Namen gedruckt zu nennen, selbst wenn man es in herabsetzender Weise thun wollte. Deshalb wurde Mundt's Name aus der Liste der Mitarbeiter an den „Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ gestrichen und in den Ankündigungen von Varnhagens und Mundts Ausgabe des litterarischen Nachlasses Knebels durfte nur Varnhagen als Herausgeber genannt werden.

Besonders strenge Verhaltungsmaßregeln ergriff man gleichzeitig gegen die ausländische Presse. Nur wenige harmlose englische und französische Blätter wurden zugelassen. Den übrigen gegenüber ergriff man den Ausweg, sich für dieselben Postgeld wie für Briefe bezahlen zu lassen, wodurch der Preis für jede Zeitung sich auf mindestens 500 Thaler jährlich stellte.*)

Die leitenden Männer des jungen Deutschland waren auf diese Weise von der Regierung der Zwangswahl gegenübergestellt, entweder unbedingt zu verstummen und in stillem Trotz die Zeit an sich vorüberrauschen zu lassen, oder aber ihre Ver-

*) Strodtmann, H. Heine's Leben und Werke. 1874. II. 174 ff.

gangenheit zu widerrufen, demütigende Gelübde in Bezug auf die Zukunft zu geben und sich so andere Bedingungen zu erkaufen. Es kann Niemand, der einige Erfahrungen mit Durchschnittsmenschen auf litterarischem Gebiete gemacht hat, wundern, daß nur Wenige die Probe bestanden, daß vielmehr die Zahl derjenigen groß war, welche den letzteren Ausweg ergriffen. Weder Heine, Wienbarg noch Gutzkow gaben nach; im übrigen florierte wie das zu erwarten stand, die Erbärmlichkeit. Scharenweise hatten die jungen Schriftsteller auf ihre philosophischen, revolutionären, politisch-oppositionellen Ideen gepocht. Jetzt beeilten sie sich, ihre philosophische Zahmheit, ihre politische Unschädlichkeit zu beweisen. Der Name „Das junge Deutschland" war ein Ehrenname gewesen. Jetzt aber, als diejenigen, die ihn trugen, sich unter spezielle Polizeiaufsicht gestellt sahen, wollte ihn keiner mehr kennen; jetzt behauptete jeder Einzelne, daß er mit keiner Faser dazu gehöre und sei es wirklich einmal geschehen, so sei das eine alte, tote Geschichte, und er sei seitdem ein rechter, ordentlicher Bürger geworden. Es zeigte sich hier wie so oft, daß die moderne gelehrte Erziehung nur lose Kenntnisse verschafft, keine Charaktere erzieht und noch am seltensten in der Schriftstellerwelt.

August Lewald, welcher in allem der Gruppe angehörte, erreichte die Aufhebung des gegen seine Zeitschrift „Europa" erlassenen Verbotes durch die von ihm abgegebene Erklärung, daß er nie etwas habe drucken lassen, was gegen den Staat, die Religion und die Sitten streite, und, sofern die Tendenzen des jungen Deutschland darauf ausgingen, könne er dadurch nicht kompromittiert werden. Eduard Duller, der als Gutzkows Mitredakteur das Blatt „Phönix" herausgegeben hatte, entsagte öffentlich jeder Sympathie mit den Bestrebungen des jungen Deutschland und sagte sich von der ganzen Richtung seines früheren Mitarbeiters los. Theodor Mundt gab die Erklärung ab, daß „die fabrizierte Kategorie", „das junge Deutschland", ihm stets fremd gewesen wäre, da es sich voraussehen ließe, daß eine solche Benennung früher oder später zum litterarischen Ekelnamen werden würde; in der Ansprache in seiner neuen Zeitschrift „Dioskuren für Wissenschaft und

Kunst" betonte er sogar, daß es hier, den litterarischen Ausschweifungen der letzten Zeit gegenüber, eine Ueberzeugung an den Tag zu legen gelte, „worin nichts Verheerendes wuchere."

Am zahmsten ließ sich aber doch wohl Heinrich Laube aus, er, welcher der ungenierteste, herausforderndste der Jungen gewesen war, den Heine, mit einer jetzt lächerlich gewordenen Wendung „einen jener Fechter, die auf der Arena sterben" genannt hatte. In der „Allgemeinen Zeitung" gab er zuerst eine Erklärung ab, welche darauf auslief, daß, indem er Dr. Gutzkow Beiträge zur „Deutschen Revue" versprochen, er doch nie Tendenzen des sogenannten jungen Deutschland befördern wollte, welche darauf ausgehen, die bestehende Zivilisation anzugreifen, geschweige denn sie zu zerstören oder zu bedrohen. Im Gegenteil, er habe von Anfang an zu erkennen gegeben, daß eine eigentliche solidarische Beteiligung nicht für ihn passe.

Und am Neujahrstage des Jahres 1836 schrieb er im Programm zu seiner „Mitternachtszeitung", welche er gegen die Verpflichtung, nicht als Redakteur zu zeichnen, herauszugeben das Recht erhielt, daß er ein anderer geworden, daß ihm die Litteratur nicht mehr ein Ausdruck für politische Wünsche sei, daß er im gegenwärtigen litterarischen Kampfe keine Partei nehmen würde, keine in „dem Skandale, der sich tummelt mit wüster Stirn und ungewaschenen Gliedmaßen"; nein, er habe schon lange daran gedacht, eine „neuromantische Schule" zu bilden und darin würde er keine auflösenden, zerstörenden Elemente dulden. Es gelte, das Bestehende zu fördern, nicht ihm den Krieg zu erklären. Er würde sich wohl nicht Menzel anschließen [also doch nicht!], mit den Angegriffenen, dem sogenannten jungen Deutschland, könne man aber absolut nicht gehen u. s. w. Er, welcher der Mutwilligste gewesen war, zeigte sich nun als der Behendeste von Allen, um sofort kehrt zu machen.

Wie zu erwarten, brachten jetzt die Blätter außerdem Tag für Tag neue Erklärungen, von all' jenen preußischen Universitäts-Professoren, welche unvorsichtig genug gewesen waren, ihre Mitarbeiterschaft an der „Deutschen Revue" zuzusagen. Ulrici, Eduard Gans, Hotho, Rosenkranz und

Trendelenburg, Hegelianer und Antihegelianer, reinigten sich einer nach dem andern von aller Mitschuld. Die Beamtenseele in ihnen bereute. Sie wetteiferten darin, Gutzkow so weit als möglich von sich zu entfernen.

Heine, welcher nicht zu denen gehörte, die im Handumdrehen den Mut oder den Kopf verlieren, der auch teils auf Grund seines Ruhmes, teils wegen der persönlichen Sicherheit, die ihm der Aufenthalt im Auslande verlieh, den Bannstrahl leichter als die anderen nehmen konnte, antwortete auf das Verbot, welches seine Schriften traf, mit einem unterm 28. Januar 1836 an den Bundesrat gerichteten und im feierlichen Stil gehaltenen Schreiben, über welches er sich gleich darauf privatim in einem witzigen Briefe an seinen Verleger lustig macht. Er spricht hierin sein Erstaunen darüber aus, daß er ohne Verhör verurteilt sei und ohne die Gelegenheit zu einer vorausgegangenen Verteidigung gehabt zu haben, und hält dem Bundestage vor, daß sich dergestalt nicht einmal das heilige römische Reich Martin Luther gegenüber benommen habe, mit dem er sich zwar keineswegs vergleichen wolle, „aber der Schüler berufe sich gern auf seinen Meister“. Wogegen er besonders Protest erheben wolle, sei, daß jetzt irgend Jemand sein notgedrungenes Stillschweigen (welches er natürlich in Gedanken schon so bald als möglich zu brechen entschlossen war) für ein Einräumen strafwürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen seiner früheren Schriften ansehe. — An Laube, dessen Haltung ihm damals noch nicht bekannt war, schrieb er gleichzeitig, daß man in der politischen Frage vorläufig so manche Eingeständnisse machen dürfe, und zwar, da die politischen Formen gleichgültig wären, so lange als der Kampf um die höchsten Lebensprinzipien noch unentschieden sei; aber auf freie Diskussion über Religion und Moral müßten sie halten, da es sonst mit jeglicher protestantischer Denkfreiheit vorbei sei. Wir haben gesehen, daß Laube, als es nun nötig wurde, e i n e Pfeife einzuziehen, es vorzog, alle Pfeifen, die politische, die religiöse und moralische, auf einmal einzuziehen.

Ein kleiner Trost für die durch die Angeberei Getroffenen war es, daß der Angeber nicht so glimpflich davon kam.

Heine schrieb „Ueber den Denunzianten“ und Börne „Menzel, der Franzosenfresser“, welche Schrift mit Recht als Börnes witzigste und warmherzigste angesehen wird.

Am schlimmsten jedoch wurde Heines Angriff für Menzel, weil sich dieser mit seiner ganzen tigerartigen Kraft auf ihn warf, so daß von ihm nichts weiter als ein lächerliches Flickbündel übrig blieb.

Heine zeigt, wie gut Menzel die Zeit zu seiner Angeberei abgepaßt hat, eine Zeit, zu welcher die Häupter der Bewegungspartei teils verbannt, teils verstummt, teils gut aufgehoben hinter Schloß und Riegel saßen. Er deckt Menzels Heuchelei auf, der, solange er selbst mit Gutzkow in Kompagnie war, in kummervollem Stillschweigen Zeuge der Lebensgefahr gewesen, in der das Christentum schwebte. Er will ihm keineswegs „eine gewisse physische Moralität“ absprechen: „Tugend kann jeder allein üben, zu dem Laster gehören aber immer zwei. Auch wird Herr Menzel von seinem Aeußern aufs Glänzendste unterstützt, wenn er das Laster fliehen will.“ Heine hat eine zu vorteilhafte Meinung von dem guten Geschmack des Lasters, als daß er glauben könnte, es würde jemals einem Menzel nachlaufen. Der arme Goethe sei nicht so glücklich begabt gewesen. Was Menzels Politik anbetreffe, so dürfe er nicht davon sprechen . . . . wegen der Politik. Und was sein Privatmenschenleben anbelangte — es steht da, als wenn es in Folge eines Druckfehlers geschehen sei: Privatschelmenleben — so könne er sich darüber schon gar nicht wegen Mangels an Platz auslassen.

Heine hat niemals etwas zugleich so Grobes und Vernichtendes geschrieben!

Wie ging es unterdessen Gutzkow, der in so jungen Jahren, kaum vierundzwanzigjährig, eine Art Mittelpunkt für die litterarischen Ereignisse geworden, und gegen den der „Goliath des Philisterheeres“ sich erhoben hatte? Er war im ersten Augenblick überrascht und niedergeschlagen; er machte die erste lehrreiche Lebenserfahrung. Seine ganze Sünde bestand darin, daß er sich in einem mittelmäßigen Roman naiv und aufrichtig ausgesprochen hatte, und nun fand er sich plötzlich als

eine Art gesellschaftliche Pest verschrieen, verspottet von seinen Feinden, verlassen und verleugnet von seinen Freunden. Ruhig ließ er sich mit den Männern vergleichen, welche Johann von Leydens Gräuel in Münster vorbereiten halfen, die Verteilung des Eigentums und die Ehe mit 12 Frauen auf einmal. Er war unerfahren genug, den Gerichtsverhandlungen mit Siegeshoffnungen entgegen zu sehen, und als man ihn in Mannheim arretierte, war es ihm eine Erleichterung, das Gefängnis zu betreten. Hier war er vor der Katzenmusik der Zeitungen geschützt, hier hörte er nur das leise Pfeifen der Mäuse, die paarweise über sein Bett liefen. Ein friedliches Leben, ein Leben ununterbrochenen, ruhigen Schaffens eröffnete sich ihm. Er schrieb seinen Roman „Seraphine" und eine Arbeit „Philosophie der That und des Ereignisses," eine Art Kritik der Hegelschen Geschichtsphilosophie. Endlich verließ er das Gefängnis und ergriff, vorläufig anonym, mit Festigkeit, aber auch mit größerer Vorsicht in seinen Ausdrücken, seine Lebensaufgabe von neuem.

Er hatte sich ein Jahr zuvor in eine junge Berlinerin verliebt, und das junge Paar hatte sich verlobt. Aber die Berliner Zeitungen nannten ihn einen Gottesleugner. Die Mutter der jungen Dame war eine hysterische Schwätzerin. An einem Tage umarmte sie Gutzkow, am andern ergriff sie ein Küchenmesser, bedrohte ihn damit und rief ihrer Tochter zu: er oder ich! Während es nun immer bedenklicher ward, seine Zukunft mit Gutzkow zu verknüpfen, wurden auch die milden Tage der Mutter seltener, die heftigen häufiger und als gehorsame Tochter zog sich die junge Dame zurück. Dieser Vorfall hatte einen ungeheuren Eindruck auf Gutzkow's junges Herz ausgeübt. Er hatte nun erfahren, wie eine Ueberzeugung, welche gegen diejenige der Umgebung streitet, auch im Privatleben isoliert, wie derjenige, welcher der Gesellschaft um sich herum trotzt, sich nicht nur dem Verluste seines Wohlbefindens, sondern auch seines Liebesglückes aussetzt.

Das Betragen, welches seine Freunde jetzt gegen ihn beobachteten, war hierzu ein Seitenstück. Kaum aus dem Gefängnis entlassen, begegnete er Vorwürfen und Anklagen von Personen, denen er früher litterarische Beschäftigung versprochen,

und die sich nun in ihren Hoffnungen getäuscht und sich selbst, da von ihm einmal beschützt, bloßgestellt sahen.

Aus jener ersten erotischen Täuschung entstand eine seiner besten kleineren Novellen „Der Sadducäer von Amsterdam". Als sich dann seine frühesten Welterfahrungen hiermit vereinten, bildete sich in seinem Geiste jenes Stimmungsleben, aus dem viele Jahre darnach die Dramatisierung jener Novelle entsprang: sein bestes Drama und überhaupt sein bestes Dichterwerk „Uriel Acosta".

Der Held desselben ist eine historische Persönlichkeit Gabriel, später Uriel, Acosta, geboren 1594, ein Religionsphilosoph jüdischer Abstammung, dessen Eltern aber schon getauft waren. Zufolge seines Unglaubens gegenüber dem Christentum mußte er aus seinem Vaterlande Portugal nach Holland flüchten, wo er sich anfänglich den Juden näherte bald aber Schriften herauszugeben begann, die sich kritisch sowohl zu den jüdischen wie zu den christlichen Dogmen verhielten. Er wurde zuerst zu Geldbußen, dann zu einer entehrenden Buße verurteilt, er mußte sich nämlich, nachdem er zuvor seine Irrtümer widerrufen, vor der Schwelle der Synagoge niederlegen und sich von allen über ihn wegschreitenden Gläubigen mit Füßen treten lassen. Nach siebenjähriger Verfolgung unterwarf er sich dieser Buße, machte aber, durch den Widerruf seiner Ansichten tief beschämt und verzweifelt, (im Jahre 1647) seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. Er war der Vorgänger Spinoza's und nach der Ueberlieferung dessen Lehrer.

„Der Sadducäer von Amsterdam" ist eine kleine Novelle in altmodischer Manier, in welcher die wichtigsten Hauptpersonen des späteren Drama's bereits skizziert sind. In Judith, Acosta's schwankender und schließlich treuloser Geliebten, ist augenscheinlich jene unbeständige kleine Berlinerin gezeichnet. Der Stil ist naiv und schwach. An der Stelle, wo Spinoza eingeführt wird, heißt es: „Sie rief, und ihr Einziger, ein Knabe von 7 Jahren, eilte auf seinen Oheim zu, den er im Mondenschein leicht erkannte. Entblößt Eure Häupter! Dieser Knabe war Baruch Spinoza."

Was den jungen Gutzkow zu diesem Stoff geführt hat, war augenscheinlich, dessen pathetischer, die Geschichte eines der ersten Märtyrer des freien Gedankens darstellender Charakter.

Heutzutage lesen wir ein derartiges Lebensschicksal ohne besondere Gemütsbewegung. Die geistig Freigewordenen wissen, daß die Entwickelung noch nicht weiter vorgeschritten ist, als daß sie eben geduldet werden. Sie haben in dem Stück Leben, welches sie hinter sich haben, sich dermaßen daran gewöhnt, dasjenige, was sie am höchsten schätzen, verurteilen, und dagegen lobpreisen zu hören, was sie für niedrig oder verrückt halten, daß kein Stoff dieser Art mehr Eindruck auf sie macht.

Für das Geschlecht von 1830 war dies aber anders. Selbst der Punkt, daß Uriel Acosta um Gnade bat und widerrief, kühlte Gutzkows Interesse für ihn nicht ab. Er schreibt in der Novelle: „Wir, die wir gewohnt sind, in einem gleichsam angeborenen, ununterbrochenen Martyrium unserer Ueberzeugung zu leben, dürfen uns nicht verleiten lassen, den Stab über einen Mann zu brechen, der den Mut besaß, gegen die Dogmen einer fanatischen, intoleranten Religion aufzutreten, und doch im Stande sein konnte, sich unter die Hand zu beugen, die ihn gezüchtigt hatte.“ Er schildert die Verwirrung in Uriels Seele: Der Glaube gleicht dem Stabe, welcher den Blinden leitet. Wird der Mensch plötzlich sehend, so haben seine Augen noch nicht die Uebung, die Dinge zu unterscheiden, am wenigsten die tausendjährige Uebung des Stabes, ihn vor dem Falle zu bewahren, und so tappt er schlimmer als zuvor umher.

Nachdem der von Menzel entfesselte Sturm über Gutzkows Haupt hingebraust war, erhielt dieser Stoff für ihn naturgemäß eine ganz neue Bedeutung. Indem er denselben durchging, fand er, daß er nicht nur Momente echt dramatischer Art enthalte, sondern, daß dessen Hauptpunkte auch mit denjenigen seines eigenen Lebens übereinstimmten; auch er war ja mit Bann und Interdikt belegt worden. Auch er war verleugnet worden, nachdem er verflucht war. Auch er mußte für seine kühnen Gedanken büßen. Auch ihn hatte man der Schmach vor der Kirchenschwelle unterworfen und der ganze

Schwarm war über ihn weggeschritten und hatte ihn mit Füßen getreten.

Als er dann endlich im Jahre 1846 in Paris unter dem Eindruck der tragischen Spielweise großer Schauspieler dem Stoffe dramatische Form gab, nahm er einige Veränderungen vor. Er hob die weibliche Hauptfigur, um das Interesse am Stoffe zu erhöhen. Judith ist in der Tragödie „Uriel Acosta“ die Verlobte eines Andern; Uriel ist ihr Lehrer. Als dann die Rabbinen in feierlichem Aufzuge die schreckliche Verwünschung über ihn aussprechen, als Alle von ihm weichen und er allein auf der einen Seite der Bühne zurückbleibt, während ihm die Worte entgegentönen:

> Fluch dem Freund,
> Der Dir im Elend je die Treue hält!
> Nie giebt sich Dir ein liebend Herz des Weibes.

da schreitet Judith quer über die Bühne und stellt sich an seine Seite mit dem bekannten, schönen Ausbruch, der mit dem Verse endet:

> Er **wird** geliebt! Glaubt besseren Propheten!

Aus der Novelle nahm Gutzkow dann eine Figur mit hinüber, welche dort kaum angedeutet ist und schuf daraus eine unvergleichliche Gestalt, des Dramas vorzüglichste und originalste: diejenige des Aeltesten der Rabbinen, des 90jährigen Ben Akiba. Dieser Greis hat im Grunde genommen, nur eine entscheidende Gegenantwort, die er immerfort Uriel und den Anderen gegenüber wiederholt:

> Es war alles da.

Bewunderungswürdige Worte. Ben Akiba ist das Alter, welches das Alles schon zuvor gesehen hat, welches die Kirche angefochten, die Kirche siegend, die Zweifler und Kämpfer sich erhebend, gedemütigt, zu Boden geschlagen und sterbend sah. Die Andern glauben, solches sei neu, doch alles ist alt, und führt zu nichts. Ben Akiba, das ist der dogmatische Konservativismus in Menschengestalt, die Erfahrung, welche ihr schweres Haupt schüttelt. Hört die Jugend auf ihn, so ist Selbstaufgeben die unumgängliche Folge.

Uriel läßt sich zum Widerruf bereden. Er thut es seiner

Mutter und Judiths wegen. Seine alte, blinde, gläubige Mutter kommt zu ihm, und in einer Szene, die auf dem Theater stets großen Eindruck macht, bewegt sie ihn nur durch ihre stille Würde und große Liebe, ohne ihn mit einem Worte zu bitten, ihrethalben irgend einen Schritt zu thun, daß er widerruft und sich der entehrenden Strafe unterwirft. Indem er sich derselben aussetzt, hofft er, den Stein vom Herzen seiner Mutter zu nehmen und es zu ermöglichen, Judith die Seine zu nennen. Während er aber, um sich zur Buße vorzubereiten, eingeschlossen gehalten wird, stirbt seine Mutter und Judith wird zur Ehe mit Ben Jochai gezwungen. Er entwürdigt sich vergebens. Judith nimmt Gift und Uriel tötet sich durch einen Pistolenschuß.

„Uriel Acosta“ ist durch seinen Stoff einzigstehend in der damaligen deutschen Litteratur. Es ist eine Gedankenfreiheits-Tragödie, ein Drama, welches ein kräftigeres Zeugnis als irgend ein anderes von dem Zeitalter ablegt, aus dem es hervorging, — von einer Zeit, welche reich an energischem Freiheitsstreben, aber reicher noch an Unterdrückung ist — und vom Geiste des jungen Deutschland, keck hervorstürmend wie es war, aber nur allzu willig zum Abfall und Widerrufen. Dies Drama giebt endlich einen volltönenden Beweis von des Dichters ganzer Art und seinem Talent. Derjenige, welcher Gutzkows „Acosta“ mit Heines „Almansor“ vergleichen will, wird die schon früher ausgesprochenen Worte bestätigen, daß die besten Männer des jungen Deutschland in ihren besten Augenblicken einen Ernst an den Tag legten, den man bei Heine nicht findet.“

„Uriel Acosta“ ist nun längst ein Lieblingsstück auf allen deutschen Bühnen geworden. Sein reiner Stil, der durch die Stoffbehandlung an Lessings „Nathan“ erinnern kann, hat Schwung und Pathos vor Lessing voraus. Trotz verschiedener Schwächen — z. B. die Szene mit Spinoza — ist der dramatische Bau fest.

Von Gutzkows Arbeiten ist es dasjenige, welches am weitesten umher gekommen ist. Es wurde in alle slavischen und romanischen Sprachen übersetzt, außerdem englisch, un-

garisch, schwedisch herausgegeben, doch, soviel ich weiß, noch nicht dänisch.

In Deutschland wurde „Uriel Acosta“, wie Gutzkow treffend bemerkt hat, eine Art Barometer für die öffentlichen Zustände. Sobald die kirchliche Reaktion im Steigen war, wurde es gern auf einer ganzen Reihe von Bühnen verboten. Geschah ein Systemwechsel, so wurde das Stück freigegeben. Für Oesterreich ist es bezeichnend, daß es stets in den Provinzen des Reiches aufgeführt werden durfte, während ihm auf dem Burgtheater das Konkordat mit dem Papste entgegenstand. Auf dänischen Bühnen ist das Stück, wie zu erwarten war, weder in jenen Tagen, noch später gegeben worden.

Nach 1835 schrieb Gutzkow nichts Kindisches noch Unreifes mehr. Er ist von jetzt an der große, rastlose Arbeiter in der Litteratur, ein Forscher und Schilderer auf kritischem Gebiete, der jede Vorzeitsgestalt oder Gegenwartsfigur mit den Forderungen und Problemen seiner Zeit in Verbindung zu setzen vermag, ein scharfsichtiger Sonderer der Zeitströmungen, ein Psychologe von Bedeutung im Verstehen des einzelnen Charakters. Sein „Goethe“ (1836) ist eine kleine verständige Schrift, zunächst als Protest gegen Menzel verfaßt; seine lange Reihe von Porträts (Zeitgenossen, später Säkularbilder) verraten Fähigkeiten, welche späterhin dem Romanschriftsteller zu Gute kamen; seine Lebensbeschreibung Börnes (1840) setzt diesem Stammvater des jungen Deutschland ein Ehrendenkmal und macht Front gegen Heine, der durch seine unkluge und wenig hochsinnige Schrift über Börne bei dem jungen Geschlechte an Terrain verloren hatte.

Ein besonderes Interesse knüpft sich an Gutzkows damalige dramatische Versuche, weil er und Laube die ersten deutschen Schriftsteller von Bedeutung waren, welche nach Kleist aufs neue in ein Verhältnis zum Theater traten und sich einen geachteten Platz auf Deutschlands Bühnen erkämpften. Gutzkow beginnt schwerfällig mit heutzutage unbefriedigt lassenden, gefühlvollen Dramen. „Richard Savage oder der Sohn einer Mutter“ vom Jahre 1839, ist eine einzige große Ueberspanntheit: ein genialer englischer Dichter, der, ohne seine

Eltern zu kennen, aufgewachsen ist, findet seine Mutter in einer schönen und glänzenden, aristokratischen Weltdame wieder, die aber absolut nichts von ihm wissen will, ihn verleugnet und verjagt. Das ganze Stück ist mit seinen fruchtlosen Versuchen, dies kalte Mutterherz zu gewinnen, ausgefüllt. „Werner oder Herz und Welt" vom Jahre 1840, ist ein bürgerliches Rührstück, welches sich um den oft von Gutzkow variierten Kampf im Herzen des Mannes zwischen einer älteren Liebe und einer neuen Verbindung dreht. Heinrich Werner hat sich unter dem Namen von Jordan adoptieren und adeln lassen, und ein armes, aber entzückendes junges Mädchen verlassen, um eine Dame von Stand zu heiraten. In seinen neuen reichen Verhältnissen fehlt ihm aber das ruhige Studienleben seiner bürgerlichen Jugend und vor allem seine frühere Verlobte, an welcher sein Herz noch hängt. Da trifft er sie Marie Winter, plötzlich in seinem eigenen Hause, wo sie als Erzieherin angestellt worden ist. Nachdem er einige Zeit zwischen seinem Weibe und dem jungen Mädchen geschwankt hat, welch' letztere er jetzt nur platonisch lieben will, die er aber in Wirklichkeit weit tiefer als irgend ein anderes Wesen liebt, kommt es zu einer häuslichen Krise. Sein Weib pocht auf ihr Recht, das aber von Heinrich nicht anerkannt wird. Seine Moral ist freier und höher als die ihre, während ihr „vor seinen Grundsätzen graut." Endlich wird der Knoten von einem deus ex machina durchhauen, indem ein junger Freund Heinrichs mit Marie einig wird und sich mit ihr verheiraten will, damit die einmal bestehende Ehe äußerlich nicht getrennt werde. Wie man sieht, ist hier dem tragischen Motiv die Spitze abgebrochen.

Erst mit dem 1843 herausgegebenen „Zopf und Schwert" schrieb Gutzkow ein Schauspiel, welches man mit einem gewissen Vergnügen genießen kann. Das Stück hat sich auf deutschen Bühnen gehalten, weil es eine Art Nationaldrama ist; außerhalb Deutschlands konnte es daher nicht festen Fuß fassen. Es schlägt ein Preußenherz darin. Friedrich Wilhelm I. und die Verhältnisse an seinem Hofe sind es, die Gutzkow in einem historischen Lustspiele, in der Art derjenigen, mit denen

Scribe damals so großes Glück machte, vorführen wollte. So oberflächlich jedoch, wie bei Scribe, ist die historische Auffassung hier keineswegs. Gutzkow hatte sowohl für die verdienstvollen wie für die humoristischen Charaktereigenschaften des sparsamen Familientyrannen und spartanisch strengen Monarchen Verständnis. Allerdings macht schon die Lustspielform ein wirkliches Vertiefen in das Wesen des Preußenkönigs unmöglich. Außerdem versuchten auch weder Gutzkow und noch weniger Laube, sich in die historischen Charaktere und Situationen zu vertiefen, bis sie auf die historische Wahrheit in ihrem Gegensatz zur Tradition gestoßen wären. Sie benutzten das Historische nur als Mittel für eine mehr oder weniger geistreich verschlungene Handlung. Man braucht daher nur den ersten Band von Carlyle's „Friedrich der Große" in die Hand zu nehmen, um dort ein weit mächtigeres und anschaulicheres Bild des barocken Preußenkönigs mit seinen langen Grenadieren zu erhalten, so daß im Vergleich hiermit dasjenige Gutzkows sich zu einem verblaßten Scherze verringert. Auch braucht man nur in den Memoiren der Heldin, der Prinzessin Wilhelmine, späteren Markgräfin von Bayreuth, zu blättern, um zu erkennen, daß in ihrem Verhältnis zum Vater kein Raum zu irgendwelchem Lustspiel war.*) Läßt man indessen den Gedanken an das wirklich Stattgefundene fahren, so hat man hier ein hübsches Intriguenstück mit gewissem, historischem Kolorit, welches naturgemäß für preußisch gesinnte Zuschauer seinen Wert behalten muß. „Zopf und Schwert" ist eine Art scherzhaftes Pendant zu Kleist's ernsthaftem „Prinz von Homburg".

Von Gutzkows übrigen Dramen aus den vierziger Jahren hat „das Urbild des Tartüffe" am meisten Glück gemacht, doch ist es eine sehr überschätzte Arbeit. Sehr niedlich ist dagegen das anspruchslose Gelegenheitsschauspiel „Der Königs-

---

*) Memoiren der Königl. Preuß. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Schwester Friedrichs des Großen, Markgräfin v. Bayreuth. Von ihr selbst geschrieben. 2 Bände. Mit Porträt. 9. Aufl. 1892 Preis 4 Mk. Leipzig, Verlag von H. Barsdorf.

lieutenant", welches Goethe in halberwachsenem Alter behandelt und zu seinem hundertjährigen Geburtstage geschrieben wurde.

Außerhalb des Rahmens dieses Buches fallen die bedeutenden kulturhistorischen Romane „Die Ritter vom Geiste", „Der Zauberer von Rom" und andere, welche Gutzkow in der Reaktionsperiode nach 1848 schrieb, und welche in sehr hohem Grade seine Herrschaft über den Geist der Menschen jener Zeit befestigten. Sie sind Vorbilder für die spätere lange Reihe Spielhagen'scher Romane.

Nächst Gutzkow ist Heinrich Laube der bedeutendste Mann der neuen Gruppe. Laube (im Jahre 1806 zu Sprottau in Schlesien geboren) ist eine markante Physiognomie und ein frisches, unverdrossenes Talent mit strömender Verve, mit Verständnis für das, was wirkt und sich gut ausnimmt, mit Fähigkeit zu leichter, in den meisten Fällen auch genügender Charakteristik und von Anbeginn an mit vielen kühnen, entlehnten Gedanken ohne Tiefe. Er ist nicht ohne Gefühl, nicht ganz ohne Ernst, aber doch zumeist eigentümlich durch ein rasches, energisches und praktisches Naturell. Er hatte von 1826 an in Halle und Breslau Theologie studiert und seit 1832 in Leipzig seine journalistische Thätigkeit begonnen. Es lag in seiner flotten Schreibweise, wie in seinem äußeren Auftreten etwas, das auf slavisches Blut in seinen Adern zu deuten schien. Er liebte es, als Burschenschafter in polnischem Schnürrock zu gehen, geniale Mützen und Mäntel zu erfinden; auch schrieb er mit einer Ungebundenheit und einem Ungestüm, mit einer unreifen Natürlichkeit und einem Mangel an Gründlichkeit, welche gar nicht an die deutsche Schule erinnerten. Sein Blut war heiß und leicht; sein Temperament sanguinisch-cholerisch, ohne jede melancholische Schattierung.

Als Mitglied einer Burschenschaft und weil er allzu offen seine Sympathie für die Julirevolution und deren Nachwirkungen in Deutschland zu erkennen gegeben hatte, wurde er im Jahre 1834 aus Sachsen ausgewiesen und saß 9 Monate zu Berlin im Gefängnis. Die Zeit seiner Haft hat er selbst in der Einleitung zu seinem Drama „Monaldeschi" geschildert — die Einförmigkeit in jenem wundervollen Sommer

des Jahres 1834, die Einsperrung ohne ein Buch, nur mit einem Tisch, einem Schemel, einem Bett, einem Thonkrug für Wasser und einem Toilettentisch mit Blechgeräten umgeben. Indirekt und ergreifender hat er diese Zeit im dritten Teil von „Das junge Europa" geschildert, wo Valerius auf mühsam gesammelten Papierstückchen seine Eindrücke während des langen Aufenthaltes in einem preußischen Gefängnisse niederschreibt.

Um sein Auftreten richtig zu beurteilen, nachdem das Verbot des Bundestages seine Schriften, als zur Kategorie des jungen Deutschland gehörend, getroffen hatte, muß man bedenken, daß ihn dieser Schlag unmittelbar nach seiner Entlassung traf und daß er, trotz seiner ängstlichen Vorsicht gegenüber dieser Entscheidung, im Jahre 1837, kurz nach seiner Hochzeit, wegen Beteiligung an den Bestrebungen der Burschenschaften zu neuer Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Dieses Mal war die Strafe eine milde. Augenscheinlich auf Fürst Pückler-Muskau's Protektion wurde Laube dazu verurteilt seine Schuld in einem Jagdhause auf Muskau abzubüßen. Statt einer Zelle bekam er einen Saal; statt eines Fensters unter der Decke acht Fenster, die sich nach drei Himmelsrichtungen öffneten. Auch war ihm ein täglicher Spaziergang in dem weltberühmten Park erlaubt. Er konnte lesen und schreiben so viel er wollte, und seine Frau teilte sein Gefängnis mit ihm. Von jetzt ab tritt er politisch äußerst gemäßigt auf, und als er im Jahre 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt wird, schließt er sich nicht der republikanischen, sondern der „erbkaiserlichen" Partei an.

Laube beginnt in der Litteratur als Schüler Heines. Seine „Reisenovellen" (eine lange Reihe von Bänden) sind direkte Abkömmlinge der „Reisebilder"; aber bemerkenswert für ihn ist es, daß die Beeinflussung durch Heine beständig durch Einwirkung Heinses gekreuzt wird. Von Heine nimmt er die Ausgelassenheit und den Esprit des Stils an, wie auch von Heine die bei ihm zuweilen recht unangenehm berührende, persönliche Geckenhaftigkeit stammt; von Wilhelm Heinse aber, den er in höchstem Maße bewunderte und dessen Werke er

herausgab, stammt jene unverblümte Sinnlichkeit, welche einen förmlichen Kultus mit der äußeren Schönheit des Weibes treibt und stets den Mund voll nimmt. Diese Verehrung weiblicher Formen und Farben, diese Schwärmerei für das Fleischliche, ist jedoch bei Heinse ursprünglicher, naiv-bacchantischer, aufrichtig-religiöser, während man bei Laube zuweilen durch eine gewisse Roheit verletzt wird, zuweilen die Neigung herausfühlt, den guten Bürger zu ärgern, zuweilen auch durch eine Art fast persönlicher Prahlerei in Bezug auf Frauenbezwingerfähigkeiten abgestoßen wird.

Da Laube als alter Mann die Schriften seiner Jugend aufs neue herauszugeben begann, erstaunte das neue Geschlecht über deren Geschmacklosigkeit, welche vierzig Jahre zuvor der damaligen Jugend zugesagt hatten, und manch' einer stimmte jetzt in Emil Kuh's strenges Urteil ein, welches derselbe kurz zuvor in seiner Hebbel-Biographie, im Abschnitt über das junge Deutschland, über ihn gefällt hatte. Doch ist es unbillig, wegen einiger grober und taktloser Einzelheiten den Kern in seinen Produktionen zu übersehen.

In den „Reisenovellen“ findet sich, so lebendig sie auch geschrieben sind, wenig Originelles. Schon der Abschnitt „Leipzig“ mit seinen französischen Sympathieen und seiner Ehrfurcht vor Napoleon ist allzu stark durch die „Reisebilder“ beeinflußt. Auch Laube will als Kind den großen Kaiser gesehen haben, er ist sich jedoch nicht sicher, ob es im Traum oder in der Wirklichkeit geschehen sei; auch er besitzt (im Kavalleristen Gardy) seinen Tambour Legrand.

Will man aber einen vollen Eindruck von Laubes Jugendwesen erlangen, so muß man seinen Roman „Das junge Europa“ (4 Bde. 1833—37) durchlesen. Ein großes Stück seiner Entwickelung liegt anschaulich für den Lesen in diesem, jetzt nicht mit Unrecht in Vergessenheit geratenen Buche, welches nur für den Historiker ein lebendiges Interesse bewahrt. Seine drei Teile: Die Dichter, die Krieger, die Bürger, sind Arbeiten von höchst verschiedenem Gepräge und Wert.

Der erste Teil steht ganz unter dem Einfluße von Heinses „Ardinghello“. Es ist ein Prosahymnus auf die Schönheit des

Weibes und die Freiheit der Liebe. Die Form ist ungemein altmodisch. Man muß sich durch einen Roman in Briefform hindurcharbeiten, der die erotischen Schicksale von etwa einem Dutzend Personen umfaßt. Der Totaleindruck aber ist ein stürmisches, begeistertes Verlangen junger lebenlustiger und lebenskräftiger Männer, eine entschlossene Hingabe junger kühner oder zärtlicher Frauen, mit einem Worte: derjenige eines Geschlechtes, in dessen Adern ein politischer, sozialer und erotischer Freiheitsdrang glüht, welcher alle Formen und alles Herkommen sprengt. Wir werfen einen Blick in eine erdichtete romantische Welt, in Laube's Jugendträume und erblicken dort viel Kraft, viel ungebundene Lebenslust und lauter Illusionen über eine Welterneuerung durch Revolutionen verschiedener Art. Es ist ein Roman von schönen männlichen und weiblichen Körpern und Seelen, deren Wesen Empörung gegen Christentum und Ehe ist.

Zwischem dem ersten und dem zweiten Teile ist offenbar eine nicht geringe Veränderung in der Gesinnung des Verfassers vor sich gegangen. Es fällt der Eindruck von der Stärke der Reaktion dazwischen, und Laube scheint indessen zum Manne gereift zu sein. Während man im ersten Teile die Personen kaum auseinander halten konnte — die Männer unterscheiden sich nur durch ihr mehr oder minder unbändiges erotisches, der Regel trotzendes Temperament, die Weiber nur durch die Verschiedenheit ihrer körperlichen Reize — werden wir im zweiten Teile in eine Welt eingeführt, wo man wirklichen Freiheitszielen nationaler und politischer Art begegnet. Die Briefform ist hier aufgegeben und es kommen verhältnismäßig wenige Personen vor.

Der polnische Aufstand, den Valerius, die Hauptperson des ersten Teils, aus allgemeiner Freiheitsbegeisterung mitmacht, ist es, der geschildert wird. Dieser Stoff hat ein gewisses Interesse, wenn auch hier und da das rein Historische allzusehr in den Vordergrund tritt. Die Polen sind als Volk mit Verständnis für ihre Eigentümlichkeiten unparteiisch und sicher geschildert: das lebendige Nationalgefühl bei Hohen und Niederen, die Vorurteile und Tyrannei des Adels, die Wild=

heit und Kraft des geringen Mannes treten hervor, wie sich dies alles im Geiste des deutschen Freiwilligen wiederspiegelt. Das Mißtrauen, dem er als Fremder begegnet, der Mangel an Freisinn, den er bei den Freiheitsmännern gegenüber seinem Freunde, einem polnischen Offizier von jüdischer Abstammung beobachtet, läßt ihn eine Illusion nach der andern von der goldenen Zukunft verlieren, welche für Europa als Folge der Julirevolution entstehen könnte.

Durch das ganze Buch ziehen sich tragische Stimmungen wir sehen, wie die Erhebung der Polen erfolglos und gewissermaßen schicksalssicher mit der zerschmetternden Niederlage endet ferner sehen wir, wie der junge Jude Joel trotz all seines tapferen Strebens es nicht vermag, auf dem Kampfplatze die Gleichberechtigung mit seinen aristokratischen Landsleuten zu erringen und sich aus seiner Paria-Stellung in der polnischen Gesellschaft zu erheben. Seine Geliebte darf nicht daran denken ihm ihre Hand zu reichen; selbst ein einfacher Bauer verschmäht eine Teilnahme. Nachdem die Empörung unterdrückt ist, legt er in Verzweiflung die Uniform bei Seite, um als Schacherjude von Stadt zu Stadt zu wandern. Die Christen verstoßen ihn, und die Juden hat er seinerseits durch seinen Bund mit den Christen von sich gestoßen; Menschenrechte besitzt er also nicht; so will er denn seine Kenntnisse, seine Philosophie, seine Liebe zur Wissenschaft und zum Waffenhandwerk vergessen, umherlaufen und mit Bändern handeln, wie es seine Väter gethan.

Diese Figur hat für Dänen besonderes Interesse, da Goldschmidt von derselben augenscheinlich verschiedene Hauptmotive für den Helden seines Romans „Ein Jude" entnommen hat, welcher gleichfalls während des Freiheitskampfes polnischer Offizier wird und in gleich verzweifelter Bitterkeit, nachdem er überall zurückgestoßen worden, außerhalb der Gesellschaft als Wucherer endet.

Der dritte Teil des Laube'schen Romanes, „die Bürger" ist weniger aus einem Guß. Am interessantesten darin sind zwei Züge: daß der Held des ersten Teils, der unbändige Hippolyt, schließlich an der Zivilisation der modernen Welt

verzweifelt, die keinen Platz für die große Ausnahme habe, hingegen fordere, daß Alle gleich unbedeutend wären, und dann, daß der zweitgrößte Freiheitsenthusiast des Buches, der von Anbeginn an so derbe Constantin, der nach Paris ging und sich auf den Barrikaden in den Julitagen schlug, hier wenige Jahre später als preußischer Oberrichter, unbeugsam fanatisch in seiner Strenge gegen politische Revolutionäre, auftritt. Constantin setzt weitläufig auseinander, welche Eindrücke ihn zum Wechsel seiner Ueberzeugung verlanlaßt haben (Laube hat augenscheinlich lebende Modelle zu dieser Persönlichkeit gehabt); der Autor ist jedoch immer noch so eingenommen für seine Jugendideale, daß er diesen Mann aus Verzweiflung darüber, die seinen gewechselt zu haben, durch Selbstmord enden läßt.

Laube hat bekanntlich seit 1849 bis zu seinem vor wenigen Jahren erfolgten Tode ganz für das Theater gelebt. Er entwickelte sich schnell zu Deutschlands und Oesterreichs tüchtigstem und angesehendstem Theaterleiter, der jedoch beständig eine Vorliebe für das französische Schauspiel bewahrte. Was er selbst für die Bühne geschrieben hat, wird seinen Namen am längsten erhalten.

Unter der langen Reihe seiner historischen Dramen sind die bedeutendsten — das erste „Monaldeschi“ (1834), „Struensee“ (1844) und „Die Karlsschüler“ (1847) — bezeichnend für die Ideale des jungen Deutschland, wie sie sich in Laubes Geist formten. Das letzte dieser Schauspiele ist populär geworden und wird noch beständig aufgeführt; die anderen sind effektvolle Theaterstücke in einem jetzt veralteten Geschmack.

Monaldeschi's Charakter ist frisch veranlagt. Er ist der kühne Abenteurer, der keine Bedenklichkeiten kennt und kein höheres Ziel hat, als vorwärts zu kommen, ein kräftiges und reichhaltiges Leben zu führen, der aber auch weiß, was Macht wert ist und sie würdig gebrauchen will: der Hippolyt seines Romans „das junge Europa“ in historischem Kostüm. Königin Christines kompliziertere Frauennatur vermochte Laube nicht zu erfassen, obschon dieselbe Elemente in sich birgt, aus denen eine hervorragende Darstellerin etwas Eigenartiges würde schaffen können. Das Stück als Ganzes verliert jedoch un-

endlich unter der unerträglichen Sentimentalität der erotischen Szenen (Monaldeschi liebt ein Fräulein Sylva Brahe romantisch), und als Kunstwerk leidet es unter der Aengstlichkeit des Autors, die Sittsamkeit eines Philisterpublikums zu verletzen. Das wirkliche Verhältnis zwischen Christine und Monaldeschi ist bis zur Undeutlichkeit verwischt. Die scharfen Kanten des historischen Stoffes sind abgeschliffen um das Ganze in die Formen der Theaterromantik pressen zu können.

Im „Struensee“ ist ein noch freieres Spiel mit der Geschichte und den geschichtlichen Charakteren getrieben. Struensee ist hier der edle, freiheitsliebende Reformator, dessen Fehler nur in einer allzu großen, deutschen Humanität besteht, die ungern Blut vergießt. Wäre er nur etwas weniger hochherzig und etwas rücksichtsloser gewesen, so hätte er sich mit Leichtigkeit am Ruder erhalten. Seine Schwäche, die ihn fällt, ist eine ritterliche, platonische Schwärmerei für Karoline Mathilde, die ebenso unschuldig seine Gefühle erwidert. Christian VII. ist zum schwermütig angehauchten, aber würdigen, etwas wortknappen Monarchen geworden. Struensee wird hier von lauter Deutschen gestürzt, die ihn teils beneiden, teils darüber erzürnt sind, daß er ihre unsinnigen Wünsche nicht erfüllen will, und die bittere Moral des Stückes ist, daß es für einen deutschen Geisteshelden keine größeren Feinde giebt, als seine eigenen Landsleute.

Wenn man selbst von dem Bruch mit dem Historischen absieht, so ist dieser sentimental-erotische „für alles Edle und Schöne begeisterte“ Struensee als Parvenu-Minister eine rein unmögliche Gestalt. Laube hat es sogar mit dem Gang der Begebenheiten so leicht genommen, daß er Struensee wie einen zweiten Marquis Posa durch einen Schuß fallen läßt, der nach Guldbergs Order an jenem 17. Januar 1772, an dem er gefangen genommen ward, auf dem Schlosse abgefeuert wird. Zur Entschuldigung des Dichters muß aber doch angeführt werden, daß eine Hauptveranlassung zu all diesen Umdichtungen in der Notwendigkeit lag, das Historische so zu arrangieren, daß die Zensur in Rücksicht auf eine befreundete Macht das Stück nicht verbieten konnte; von der Schärfe dieser Zensur

kann man sich einen Begriff machen, wenn man bei Laube liest, wie trotzdem das Stück in Preußen jahrelang verboten blieb, um nicht das dänische Königshaus zu verletzen.

In Erstaunen setzt es aber doch, daß das ganz unschuldige und gegen die Staatsautorität unendlich rücksichtsvolle Schauspiel „Die Karlsschüler“, welches Schillers Jugend behandelt, bei seinem Erscheinen 1846 in Oesterreich, Preußen, Hannover, Württemberg, Hessen-Kassel, in sämtlichen Großherzogtümern und den meisten Herzogtümern zu gleicher Zeit verboten wurde. Es enthält eigentlich nichts anderes als eine Verherrlichung des deutschen Nationaldichters durch eine Darstellung der bekannten Schwierigkeiten, die ihm als jungen Regimentsfeldscheer im Dienste Herzog Karls von Württemberg entgegentreten, und schließt mit seiner Flucht von Stuttgart nach Mannheim. Es bildet ein Pendant zu Gutzkows, die Jugend Goethes behandelndem Lustspiele „Der Königslieutenant“, welches es aber durch dramatische Lebendigkeit übertrifft. Auch hier ist die streng historische Wahrheit geopfert. Herzog Karls Charakter ist gemildert und gedämpft, wie in Gutzkows „Zopf und Schwert“ derjenige Friedrich Wilhelms I. Das ist eine Kunst, die nicht nur gezwungen war, Rücksicht zu nehmen, sondern die auch, unter dem Druck eines Herkommens entstanden, sich ganz im Geiste des Dichters eingebürgert hatte. Aber dieser Geist war leicht und die Hand, die diese Szenen niedergeschrieben, eine leichte Hand. Von dem Glanze, welcher den Namen der Hauptperson umstrahlt, ist auch etwas auf das Stück entfallen. Solange Schiller seine hohe Popularität in Deutschland behält, wird man auch natürlich daran Vergnügen finden, diese Umschreibung seiner Jugendgeschichte aufgeführt zu sehen, eine Geschichte, die man allerdings jetzt besser kennt, als zur Zeit der Entstehung der Karlsschüler. Außerhalb Deutschlands wird ein derartiges Schauspiel kaum wirken.

Sobald heutzutage von den Führern des jungen Deutschland gesprochen wird, nennt man, nächst Gutzkow und Laube, Theodor Mundts Namen. Als Vertreter der Gefühle und Ideen der Gruppe, steht er etwa im Jahre 1835 auf seinem

Höhepunkte. In diesem Jahre giebt er diejenige seiner historisch darstellenden Arbeiten, die allein für das Seelenleben der Jugend Bedeutung erhielt, nämlich das Werk „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" heraus. Dasselbe ergriff wohl zumeist durch seinen Stoff, aber auch durch die gefühlvolle Pietät in der Behandlung, Tausende von Herzen. Im selben Jahre erschien auch seine „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen." Es ist von Mundts Schriften diejenige, welche für die Gefühlsweise des jungen Deutschland sowohl, wie für sein eigenes Wesen am bezeichnendsten ist.

Theodor Mundt wurde in Potsdam im Jahre 1808 geboren und war eine anhängliche, einer Sache wie einer Person zugleich mit Herz und Verstand ergebene Seele. Er war nicht bloß, wie Wienbarg, eine begeisterte Natur, sondern — wenn auch bei geringerer Tapferkeit — ein weit reicherer und vielseitigerer Geist. Und dennoch war er ein Geist ohne Schneide ein Verstand ohne Schärfe, ein Phantast ohne Grazie, ein Stilist ohne Nachdruck. Einzig sein Buch über Charlotte Stieglitz hat ihn überlebt, und auch dies nur in Folge seines Gegenstandes. Er konnte, wie alle schwachen Naturen dies häufig sind oder werden, scharf und ungerecht sein, aber selbst sein schärfster Ausfall ist nicht der Ausbruch eines kriegerischen Naturells, sondern nur eine auf das Mißverstehen eines Gegners begründete Selbstverteidigung und Selbstbehauptung, der ungefährliche Stoß eines rasenden Hammels.

Es überrascht den modernen Leser, daß Mundts „Madonna" jemals als ein gefährliches Buch betrachtet werden konnte. Um das zu verstehen, muß man sich jener Angst der Machthaber vor Schatten erinnern. Doch darf Niemand, der dies Zeitalter studieren will, versäumen, es zu lesen; denn es besitzt etwas Typisches im Ausdruck, welches die Gedanken und Schwärmereien der Jugend wiederspiegelt.

Mundts „Madonna" ist mit all' ihrer Formlosigkeit sowohl für ihn selbst, wie für jeden, dessen litterarischer Geschmack mit dem seinen zusammenfiel, charakteristisch. Es enthält Lyrik in Prosa, Reiseschilderungen, persönliche Bekenntnisse, weltumformende Theorieen über die Ehrenrettung des

Fleisches kraft einer bis jetzt unbekannten Mystik — und dies Alles um ein novellistisch mitgeteiltes Frauengeschick gruppiert.

Das Buch wird mit einer in prächtigem, altromantischem Stil gehaltenen, an sich aber unromantischen Posthornsymphonie eingeleitet. Sie verherrlicht die Bewegung, ein Stichwort, welches Mundt erfand und worin er sich verliebte. Bewegung ist für ihn, was für Andere der Fortschritt, der Kampf für Freiheit war: die Losung der neuen Zeit. Er spricht von einer Bewegungspartei; die neue Litteratur ist für ihn Bewegungslitteratur, sogar „Madonna“ bezeichnet er in einer Nachschrift als ein Buch der Bewegung. Dieser Ausdruck ist also recht neutral und unschuldig.

Lesbar ist in der „Madonna“ heutzutage nur noch die Mitteilung der weiblichen Hauptperson über ihr Leben und das Leben überhaupt. Der Autor trifft sie in einem kleinen böhmischen Landstädtchen, und bleibt, betroffen von ihrer wunderbaren Schönheit, als er sie auf der Gasse als Teilnehmerin an einer katholischen Prozession erblickt, stehen. Durch einen Zufall kommt er noch am selben Tage in das Haus ihres alten Vaters, und gewinnt (verrückt genug) das Herz des bornierten alten Mannes durch eine salbungsvolle Erzählung von Casanova, welcher in der dortigen Gegend auf Schloß Dux gelebt hat, erhält die Aufforderung zum Abend zu bleiben und verbringt einen Teil der Nacht in schwärmerischem Gespräch mit der Tochter, in welcher er ein Weib findet, das nach seiner Vorstellung eine Heilige genannt werden muß, eine Weltheilige, und als solche gewährt sie ihm unter heißen Thränen eine Umarmung und einen Kuß. Da er am nächsten Morgen diese Gegend verlassen muß, so offenbart sie ihm bald darauf ihr ganzes Wesen und ihre Erlebnisse in einer ungeheuren Epistel: Bekenntnisse einer weltlichen Seele.

Das arme Mädchen ist ein Opfer. Aus ihrer Vaterstadt Teplitz und von ihren Eltern hat sie in früher Jugend eine verderbte weibliche Verwandte nach Dresden gelockt und sie unter dem Vorwande, ihre Zukunft zu sichern, für einen reichen und vornehmen Wüstling erzogen. Mannbar geworden, soll sie seine Beute werden. Alle Vorbereitungen sind schon

getroffen; sie ist in der Nacht mit ihrem Wohlthäter und Verführer, vor dem es sie ekelt, in einem Zimmer eingeschlossen — da gelingt es ihr, sich durch eine Kraftanstrengung frei zu machen und aus der Thür zu entkommen. In ihrer Verzweiflung flüchtet sie sich zu einem jungen Theologen, der im selben Hause wohnt und aus dessen Zimmer ihr Licht entgegenschimmert. Lange schon haben sich beide geliebt. Jetzt ergiebt sie sich ihm mit schamhaftem Enthusiasmus, und er hat nicht das Herz sie zurückzustoßen. Aber am Tage darauf begeht er aus christlicher Reue über diese Sünde Selbstmord, und das junge Mädchen muß zu Fuß von Dresden nach ihrer böhmischen Heimat wandern, wo sie, die in dem Leben und den Zerstreuungen der Hauptstadt großgeworden ist, jetzt in ihres Vaters Hütte verschmachtet. Der Greis ist lahm und außerdem durch katholischen Fanatismus stockborniert.

Die Pointe dieser Geschichte scheint in der Unschuld des jungen Mädchens, mit der es sich hingiebt, zu liegen, obschon dies in den Augen der Welt eine Schuld ist. Der Autor sieht in ihr eine Heilige, eine Madonna, den Inbegriff liebenswürdiger und typischer Weiblichkeit. Eine Weltheilige sei sie ganz gewiß, aber, lehrt er: es könne nichts Heiligeres als das Weltliche und nichts Geistlicheres als dies Weltliche geben. Und nun setzt er seine weder neue noch merkwürdige, aber etwas eigenartig formulierte Lehre von der notwendigen Verschmelzung von Fleisch und Geist und daß die Gegensätze zwischen Geistlich und Weltlich jetzt fallen müßten, auseinander. „Die Welt und das Fleisch müssen wieder eingesetzt werden in ihre Rechte, damit der Geist nicht mehr sechs Treppen hoch wohnt in Deutschland.“ Vermittelst der Erzählung einer langausgesponnenen böhmischen Legende von Libussa kommt er dann endlich zu seiner Jubelhymne: „Das freie Weib ist souverän; sie entscheide, sie spreche, denn sie darf reden! Und das Glück der freien Liebe ist süß!“

Mundt hatte als Hegelianer begonnen, gelangte hier jedoch zu einer Umänderung des Hegelianismus in der Richtung der folgenden phantastischen Mystik: Christus habe gesagt, sein Reich sei nicht von dieser Welt, und doch sei er zu uns ge-

kommen und sei selbst Welt geworden. Gott habe sich aus Liebeslust ins Fleisch getaucht, und das Fleisch dieser Welt sei geheiligt worden indem es Gott wurde. So blüht Gottes Reich überall auf der Erde, aber es sei dennoch, wie Christus es verkündete, nicht von dieser Welt, das heißt: nicht von der Welt, die nur Fleisch sei, und sich nicht mit der freien Bewegung des Gedankens vereinen wolle. — Weitläufig verbreitet sich Mundt nun als ausgemachter Pedant, in einer Polemik gegen „das Diesseits", welches ohne „das Jenseits" sei, und gegen „das Jenseits", welches vom „Diesseits" nichts wissen wolle, und er endet dann in Begeisterung für das, was er das Bild nennt (im Gegensatz zu geistloser Materie und körperlosem Geist). „O, Ihr Philosophen! Was Euch fehlt, ist das Bild .... ich kämpfe für die Wiedereinsetzung des Bildes!"*)

Wenn irgend ein Mann nicht zum Führer und Meister für Andere veranlagt war, so war es dieser Verkünder allzu klarer Wahrheiten. Er hat außerdem eine lange Reihe historischer Romane geschrieben, worin ihn jedoch seine Gattin unter dem Pseudonym Louise Mühlbach noch weit übertraf — und außerdem eine nicht kleine Anzahl kritischer und litterarhistorischer Schriften. Von diesen gehört die „Geschichte der Litteratur der Gegenwart", vom Jahre 1842, zu seinen besten Arbeiten, weil er hier über etwas spricht, was er gründlich kennt, trotzdessen ist auch dies Buch, wie all seine anderen, eine formlose Arbeit, voll von unbeherrschtem Stoff und einer nur scheinbar tiefsinnigen geistigen Feinheit. So findet er hier eine besondere Bedeutung darin, daß Hegel gerade von der Cholera hinweggerafft wurde. Hegels Geistessystem sei ebenso ein alles nivellierendes Juste-milieu-System wie dasjenige Casimir Periers gewesen, deshalb hätten sie beide durch diese Alle nivellierende Krankheit sterben müssen. Die Cholera müsse als der physische Ausdruck für dies allgemeine Zeitleiden betrachtet werden. Das Leben habe vor Angst und Unruhe gegen seine eigenen Eingeweide Krieg geführt und büße jetzt schließlich

*) Th. Mundt's „Madonna". 1840. pag. 142. 274. 326. 374. 406

seine Leidenschaft, sich selbst zu erkennen, mit dem äußersten Akt der Selbstbetrachtung: sich selbst auszuspeien.*)

Der besonders als Theaterdirektor bekannte Fedor Wehl hat sich in einer Schrift „Das junge Deutschland", welche aus an ihn gerichteten Briefen besteht, bestrebt, der Lesewelt eine bessere Idee von Mundt, als die jetzt herrschende zu geben, und es ist ihm geglückt, uns zu überzeugen, daß Mundt ein Mann mit recht gutem Willen, nicht unbedeutenden Kenntnissen und nicht geringer Wärme für dasjenige war, wozu er sich hingezogen fühlte. Für irgend eine bedeutende Kraft wird dieser Schriftsteller jedoch nie gelten können.

Im Grunde genommen sind die Schriftsteller zweiten Ranges, welche wie Gustav Kühne, Hermann Marggraff und Alexander Jung, den Nachtrab des jungen Deutschland bilden, ebenso hervorragend als er. Sie sind alle, gleich ihm, halb publizistische, halb dichterische Talente. Es sind Männer mit Charakter, Bildung und ausgeprägt stilistischen Fähigkeiten, von denselben Grundvorstellungen durchdrungen, die sich auch bei den Männern ersten Ranges finden.

Man wird z. B. beim Durchlesen von Kühnes „weibliche und männliche Charaktere" (von 1838) angenehm durch den Schwung und den Glanz der Darstellung, nicht minder aber auch durch die Richtigkeit der Beurteilung öffentlicher Persönlichkeiten überrascht werden. Seine wie all dieser Männer Heldinnen sind: Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz; er betrachtet sie mit eigenen Augen und schildert sie mit Enthusiasmus, ohne Phrasen. Die von ihm charakterisierten und verherrlichten Dichter sind nicht nur große Radikale der Vergangenheit, wie Shelley, nicht nur die ganze Schar damaliger Freiheitslyriker, von Anastasius Grün bis Karl Beck, sondern auch so ruhige Geister wie Rückert und Chamisso. Allerdings besitzt er keine allzustarke Originalität, doch auch weder Einseitigkeit, noch Vorurteile.

Dasselbe kann von Hermann Marggraff gesagt werden. Sein Werk „Deutschlands jüngste Litteratur- und Kulturepoche"

*) Mundt, Litteratur der Gegenwart. pag. 355.

(1839) geht wohl in des jungen Deutschlands Spur, aber sein Verfasser hat sich volle Selbständigkeit bewahrt. Er ist ein denkender, kritisch prüfender Mann, welcher gut schreibt, stets natürlich, zuweilen geistreich, und seine Fehler entspringen weit eher aus konservativen Tendenzen, als aus zuweitgehenden Neuerungen.

Wenn man nun nicht gerade nach den enfants perdus der neuen Gruppe sucht, und solche hat jede Richtung, so kann man keineswegs sagen, daß sie Veranlassung zu jenen ihr zu Teil gewordenen leidenschaftlichen Angriffen gegeben habe. Die stärksten Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten sind durchgehends auf Seite der Angreifer, nicht auf der des jungen Deutschland.

Ein derartiger Angreifer war der damals schon ältliche Tieck. In einigen seiner Novellen machte er Ausfälle gegen das junge Deutschland, am direktesten dagegen gerichtet ist aber seine satirische Novelle „Der Wassermensch“. Die Karikatur ist hier jedoch so grob, daß die Wirkung verfehlt wird.

Der junge Florheim, welcher die Jugend repräsentiert, der Tieck zu Leibe will, ist halbtoll vor Begeisterung für Franzosen und Juden; er gebraucht als Freiheitsmann und Demokrat Aeußerungen, wie etwa ein frühreifer Schulknabe. Er verlangt, daß kein Konzert gegeben werde, auf dem nicht die Marseillaise gespielt würde — damit die Menschen nicht vergäßen, was die Hauptsache sei. In allen Büchern, selbst in Kochbüchern, verlangt er die Bilder der wichtigsten Freiheitshelden, als Mirabeau, Washington, Franklin, Kosciuszko angebracht. In den Kalendern müsse der Name des Julimonates mit roten Buchstaben gedruckt werden, um so die Erinnerung an die glorreiche Julirevolution wach zu erhalten, und er hofft, daß sich „alle Edlen“ vereinigen würden, um die Substantiva Fürst, Herr, König, Herzog, Graf, Junker ꝛc. mit kleinen Anfangsbuchstaben zu drucken und dergestalt ihre Geringschätzung für diese Begriffe zu zeigen.

Als der Geheimrat, welcher in der Novelle den verständigen Konservativismus vertritt, Florheim fragt, wie er und Gleichgesinnte (Sie, die Sie sich das junge Deutschland nennen),

ihre Pläne gegen das Bestehende durchzuführen hofften, antwortet er naiv: dadurch, daß wir beständig auf alles das schelten, was uns im Wege steht. Und er entwickelt nun, wie sie auf diese Weise bereits den alten Goethe in seinen letzten Lebensjahren behandelt hätten — eine Wendung, die vollständig unwahr ist — jetzt aber, als Bewegungspartei und im Besitz der meisten und gelesensten Blätter, seien sie im Stande, einen unsichtbaren und doch offenkundigen Bund zu stiften, welcher sich über ganz Deutschland erstrecke und jeden Schriftsteller zu Boden drücke, der nicht zu ihnen gehöre; durch beständige gegenseitige Lobpreisung aber, brächten sie sich alle in die Höhe.*)

In der Wirklichkeit verhielt es sich jedoch ganz anders. Die Karikatur leidet hier an dem doppelten Fehler, daß sie weder treffend noch belustigend ist. Mundts Rache an Tieck war geistiger Art, denn er war es, welcher einige Jahre später die erste Veranlassung gab, daß Tiecks Märchendichtungen in Berlin aufgeführt wurden.

23.
Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz.

Weder die Darstellung des Verhältnisses zwischen Litteratur und Politik, noch diejenige des Ganges der litterarischen Begebenheiten, noch schließlich die Zeichnung der wichtigsten Männercharaktere des jungen Deutschland, enthüllt das Seelische dieser Zeit zu Genüge.

Was da gemacht und gethan wird, ist äußerliches Merkmal. Was da in der Bücherwelt hervorgebracht wird, strebt naturgemäß nach dem Wirkungsvollen, muß schon der Deutlichkeit halber bis zu einem gewissen Grade stilisiert und in Relief gesetzt werden. Will man erfahren, wie das geistige Leben eines bestimmten Zeitalters sich gestaltet hat, so muß man versuchen, den leitenden Persönlichkeiten so nahe als möglich

*) L. Tieck, Gesamm. Novellen, I. 38. 79. Breslau 1835.

zu kommen, auch darf man nicht versäumen, den Eindruck, den man durch Beobachtung der leitenden Männer der Zeit gewonnen hat, durch das Studium der typischen Frauengestalten jener Periode zu vervollständigen.

Wo das Gefühlsleben ausgeprägter als das Schaffen ist, und das Gestaltungsvermögen zu schwach, um das Geschaffene ganz von der Persönlichkeit abzulösen, die Ursprünglichkeit aber doch kräftig ist, da dringt der Forscher am leichtesten in die Lebensquellen des betreffenden Zeitalters ein. Der Brief einer geistig hoch begabten Frau gewährt einen tieferen Eindruck in den lebendigen Menschen und seine wahre Gefühlsweise, als eine politische Rede oder ein Trauerspiel.

Keine der wenigen bedeutenden Frauen, welche die Geister in diesem Zeitraume beherrschten, hat irgend ein Kunstwerk geschaffen, oder nur den Versuch dazu gemacht. Sie haben weder Romane noch Abhandlungen geschrieben. Sie haben, auch litterarisch, unmittelbar durch ihre Persönlichkeit gewirkt, und augenscheinlich die Geister nur dadurch in so starke Bewegung gesetzt, weil man in ihnen etwas von dem innersten Wesen des Zeitalters ausgeprägt fand. Ihre Naturen sind weder plastisch noch greifbar, es ist etwas Undeutliches, Verwischtes in den Konturen ihres Geisteslebens; ist es deshalb auch schwierig, ihre Individualitäten zu schildern, so ist es doch um so leichter, den Pulsschlag der Zeit in ihren Aeußerungsformen zu fühlen.

Hierdurch begreift man, daß die Idee, welche dem Leben der Besten in dieser Periode zu Grunde liegt und sich in der Opposition gegen die Verehrung der Regel, gegen diesen Zwang des Herkömmlichen kundgiebt, darin besteht, daß es einzig und allein eines denkenden und gefühlvollen Geistes würdig sei, die menschlichen Verhältnisse in selbständiger, ursprünglicher Weise aufzufassen und sein Benehmen auf diese Auffassung zu gründen. Diese Idee war nicht mehr neu im deutschen Geistesleben; sie stammte von Herder und war von allen Verkündern des Naturevangeliums, so auch von Heinse, welcher einzelne Männer des jungen Deutschland so stark beeinflußte, übernommen worden; besonders entfaltet und auf allen Ge-

bieten des Lebens zur Anwendung gebracht, hatte sie jedoch Goethe. Wenn man die eigentümlichsten Frauengestalten jener Zeit studiert, so entdeckt man, daß alles, was von 1810—1835 tief innerlich sich vollzogen hat, was man als die unterirdische, geheimste Heimlichkeit der Zeit bezeichnen möchte, darin gipfelte, daß Goethes Weltanschauung die kirchliche Punkt um Punkt verdrängt und sich aller großen Instinkte und aller wirklichen Intelligenzen der Zeit bemächtigt hatte.

Die ohne Vergleich bedeutendste Frau, welche in den dreißiger und vierziger Jahren in Deutschland die Geister beschäftigte, war Rahel (Friederike) Varnhagen von Ense. Sie starb im März 1833 und im Jahre 1835 gab ihr Mann in drei Bänden eine Auswahl ihrer Briefe und Tagebücher (Rahel. Ein Buch des Andenkens) heraus, welche der Lesewelt offenbarten, was sie gewesen war. Dieser Veröffentlichung folgten nach und nach eine Reihe anderer, welche sie zum Mittelpunkt haben.

Weit weniger genial, aber bedeutend talentvoller als Rahel war Bettina v. Arnim, welche im Jahr 1835 die Aufsehen erregende und mit Begeisterung aufgenommene Schrift „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ herausgab.

Während man sich an Rahels Namen in Folge ihres vieljährigen, unausgesetzten aber rein privaten Wirkens in der Stille erinnert, während Bettina's Name seinen Glanz von ihrem glitzernden Talent und funkelnden Witz hat, erinnert man sich der dritten Frauengestalt, die so tiefen Eindruck auf die Männer und Frauen jener Zeit machte, nur einer einzigen Handlung, eines Selbstmordes wegen. Das ist Charlotte Stieglitz, die sich im Dezember des Jahres 1834 tötete, deren Lebensgeschichte, Aufzeichnungen und Briefe im Jahre 1834 von Theodor Mundt herausgegeben wurden. Sie wurde sofort von der jungen Schule in zahlreichen Studien verherrlicht. Besonders schön hat sie Gustav Kühne charakterisiert. Ihr Tod gab überdies, wie bereits angeführt, die Veranlassung zu Gutzkow's „Wally“.

Rahel Antonie Friederike Varnhagen (geb. Levin, später unter dem Familiennamen Robert bekannt) kam in Berlin im

Jahre 1771 zur Welt. Sie scheint daher einer ganz anderen Epoche, als der vor der Julirevolution, anzugehören; aber erst nach ihrem Tode wurde sie eine öffentliche Persönlichkeit, welche durch das gedruckte Wort mit dem Publikum und den Schriftstellern jener Zeit in Verbindung trat. Sie war eines jener seltenen Wesen, welche kraft einer unerschütterlichen geistigen Frische Alles und Alle verstehen und mit den verschiedenartigsten Individualitäten und Richtungen fühlen. Sie besaß außerordentlichen Scharfblick für das Wesentliche und wurde in Folge ihres vielseitigen, nie versagenden Mitempfindens bis zu ihrem Tode gleichmäßig von den Besten unter den Jüngeren und Aelteren bewundert und geschätzt. Rahel wurde von Karl Gutzkow ebenso gefeiert, als zuvor von Schelling, Friedrich Schlegel, Schleiermacher und Wilhelm von Humboldt. Heinrich Heine bewunderte sie und widmete ihr, der Fünfzigjährigen, das lyrische Intermezzo im „Buch der Lieder". Sie, die mit den zur Wende des Jahrhunderts bedeutendsten Männern, mit dem Fürsten de Ligne, mit Fichte, mit Prinz Louis Ferdinand, Fouqué und vielen anderen vertraut verkehrt hatte, begrüßte zum Erstaunen ihrer Umgebung noch Viktor Hugos „Orientalen" und die Schriften der Saint-Simonisten mit lebendiger Freude. Sie, die noch Preußens Ruhm unter der friederizianischen Zeit erlebt hatte und von patriotischem Geiste erfüllt war, litt unsäglich, als dann der Korse auch Preußen beugte. Während der Freiheitskriege war sie in Berlin und Prag als Vorsteherin von Spitälern unablässig für die Verwundeten thätig. Es liegt etwas Großes in diesem Leben, so wenig dramatisch es auch ist.

Man erhält eine Vorstellung von der Vielseitigkeit ihres Wesens, wenn man die so verschiedengearteten Persönlichkeiten, mit denen sie in naher Verbindung stand, betrachtet. Ihr Inneres barg zugleich Tiefen, die noch heute überraschen, und Unklarheiten, die uns heutzutage in Verwirrung setzen. Der Zauber ihres Wesens lag im mündlichen Verkehr, in der Eingebung des Augenblicks, in der gelegentlichen Aeußerung; daher ist es jetzt nicht leicht, denselben zu rekonstruieren. Sie

hat kräftig nach Außen gewirkt, obschon ihr eigentliches Leben ein absolut innerliches war. In ihrem Geistesleben war sie entschieden Aristokratin und doch von solcher Güte, daß sie auch ihr Fernstehender gedachte.

Als junges Mädchen ohne Schönheit und gänzlich ohne Talente, wuchs sie im Hause ihres Vaters, eines reichen jüdischen Kaufmanns in Berlin, zu einer Zeit auf, als die Juden noch nicht die geringsten Bürgerrechte besaßen. Mit 25 Jahren ist sie bereits ein bedeutsames Mitglied der höheren Gesellschaft der Hauptstadt; von ihrem 30. Jahre bis zu ihrem Tode ist sie nicht nur der Mittelpunkt für das geistige Leben Berlins, sondern auch einer der Mittelpunkte für dasjenige von ganz Deutschland. Sie zog vorzüglich durch die Ursprünglichkeit ihres Wesens an. Alle Menschen hegen ja den Wunsch und lieben es, ihr Wesen im Geiste eines größeren, bedeutenderen Menschen abgespiegelt zu sehen, alle begehren Mitgefühl, alle wollen verstanden sein. Und instinktmäßig verspürten es alle, die ihr nahe traten, Fürsten und Adlige, Diplomaten und Philosophen, Dichter und Männer der Wissenschaft, daß dieses junge Mädchen mit der zierlichen, anmutigen Gestalt, mit den feinen doch vollen Gliedern, mit dem leidenden Ausdruck im Angesicht, welches von dickem, gekräuseltem Haar umgeben und durch den tiefen und festen Blick ihres dunklen Auges belebt war, ihres Vertrauens würdig sei, und dies vor Allem aus dem einen, aber genügenden Grunde, weil sie keine Vorurteile besaß.

Sie verkehrte gern mit einer reizenden Hetäre, wie Pauline Wiesel, der Freundin Prinz Louis Ferdinands; sie ist zugleich die Vertraute derselben, ihres cynischen Mannes und ihres fürstlichen Liebhabers. Sie hält viel von einem reaktionären Wüstling wie Friedrich Gentz; sie beglückwünscht ihn warm, als er, einige sechzig Jahre alt, Fanny Elsler's Liebe gewonnen hat; sie erblickt in ihm jenes leuchtende Prosatalent und den Politiker, der in einem entscheidenden Augenblick nationale Bedeutung gehabt hatte. Die Menschen sind ihr auf Goethe'sche Weise Naturprodukte.

Daß sie sich indessen in ihrer strengen Sittlichkeit und

politischen Freiheitsliebe zu einer solchen Höhe von Vorurteilslosigkeit erheben und ihren Horizont dergestalt erweitern konnte, beruht darauf, daß sie in einer Freistatt außerhalb der Gesellschaft, nämlich in einem wohlhabenden jüdischen Hause in Berlin geboren war.

Ein paar Jahrhunderte hindurch hatten die fremden verachteten, krummnasigen Familienväter in dem altmodisch steifen und intoleranten Preußen in ihren Wechselbuden ohne Sinn für etwas Anderes als für den Wert des Geldes gesessen, hatten Thaler auf Thaler gelegt, Obligationen gekauft und etwa hie und da den Fürsten Geld geliehen. In all' ihrem Reichtum waren sie unwissend, orthodox und abergläubisch. So brach in der Aufklärungsperiode Moses Mendelssohns Wirksamkeit über sie herein. Da wurde ihre Religiosität zu edlem Rationalismus, und sie lernten verstehen, was Kenntnisse und Bildung bedeuteten. Bereits am Schlusse des 18. Jahrhunderts hatten sie ihren Söhnen eine ganz neue Erziehung gegeben, und gleichzeitig begann man diese Söhne als Wesen zu betrachten, an denen man etwas wieder gut zu machen habe. Und dieses Sohnesgeschlecht war es, welches da auf einmal seine solange verschlossenen Häuser öffnete.

Dieselben glichen nicht den engen, spießbürgerlichen Berliner Wohnungen. Es waren geräumige Zimmer mit dicken, orientalischen Teppichen, hie und da befand sich ein kostbares Gemälde, dem Vater oder gar dem Großvater von irgend einem geldbedürftigen Fürsten veräußert. Sie führten einen auserlesenen Tisch, feine Weine, Schüsseln von Gold und Silber, Glas aus reinstem Krystall, und das Alles funkelte auf spitzenbesetztem Tischtuch. Die Hausfrauen und Töchter waren mit einer höheren und feineren Bildung, als sie sich sonst bei den Damen des Bürgerstandes fand, ausgerüstet, sie hatten lebhaftes Interesse für Theologie, Philosophie und Musik und entwickelten sich schnell in der so verschiedenartig zusammengesetzten Gesellschaft, mit der sie nun in Berührung kamen.*)

*) Karl Hillebrand, Zeiten, Völker, Menschen. Bd. II. S. 5. Aus dem unzünftigen Schrifttum Deutschlands.

Denn hier begegneten sich, wie auf neutralem Boden, alle diejenigen, welche die Gesellschaft sonst auseinander gehalten hatte: Mitglieder der verschiedenen Stände und Kasten, sowie ein großer Teil derjenigen, welche die Gesellschaft ausschloß. Kein Bürgerhaus in Berlin empfing damals eine fremde oder heimische Schauspielerin; hier wurden die Damen vom Theater auf gleicher Weise wie die übrigen Gäste aufgenommen. In andere Bürgerhäuser gingen die Prinzen nicht, schon aus dem Grunde, weil sie sich dort langweilten. Hierher gingen sie, von der Einfachheit des Tones und dem Witz der Damen angezogen. Das war eine Zigeunerwelt, doch mit den Lebensgewohnheiten der gebildeten Stände. Es war der erste Durchbruch des Weltbürgergeistes im altpreußischen Berlin!

In diesen Kreisen wuchs Rahel auf. Schon eine einzelne Freundschaft zeichnet sie aus, die mit ihrem Altersgenossen Prinz Louis Ferdinand, dem Helden der damaligen Jugend. Er war ein Sohn des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, eine ritterlich und künstlerisch veranlagte Natur mit tollkühnem Mut und leichtfertigen Sitten, ein vorzüglicher Musiker und tüchtiger Reitergeneral. Goethe hat ihn in seinem Buche über den Feldzug von 1793 geschildert. Er besaß, wie alle preußischen Prinzen jener Zeit, französische Bildung, dieselbe war so vorherrschend, daß er, wie aus seinen veröffentlichten Briefen hervorgeht, kein orthographisch richtiges Deutsch schreiben konnte; trotzdessen aber war er ein leidenschaftlicher Feind Napoleons und brannte darauf, seine Truppen mit den französischen zu messen. Wie seiner Zeit der Prinz von Homburg, so trotzte auch er einer Rückzugsordre, und ließ sich in seinem Zorn über die Niederlage von Saalfeld, indem er zu flüchten oder sich zu ergeben verschmähte, von französischen Husaren niedermetzeln. Er vertraute Rahel seine wilden Liebesabenteuer an und findet in seiner Trauer über eine unwürdige Geliebte bei ihr, wie bei einer Schwester, in ruhigen, vernünftigen Gesprächen Trost.

Aber nicht stets hat sie anderen Trost zu geben vermocht. In ihrer Jugend verlangt sie selbst besonders heftig danach. Sie war so nervös reizbar veranlagt, daß sie als Kind nur mit großer Schwierigkeit am Leben erhalten werden konnte:

„Ist nur die Luft zu dick oder zu dünn, zu warm oder zu kalt, so bin ich krank. Und kränker noch bin ich durch die geringste Gemütsbewegung. Es ist unmöglich, empfindlicher zu sein.“ Fast jeder ihrer Briefe trägt unter dem Datum die genaueste Beschreibung des Wetters und der Temperatur. Z. B. „Berlin, den 14. September 1827. Sonnabend, 10 Uhr Morgens. Schönstes, positiv schönes Wetter, das sich riechen läßt: das hat bei uns Regen im Leibe, wie Du weißt; obgleich noch die Sonne herrscht.“ Oder „Mittwoch, den 25. Februar 1829. Erst größter Nebel bis gegen 4, leiser Frost. Kurz, die tollste und ungesundeste Abwechslung, wie in Kassel, und gewiß wie in Madrid.“

Solche Geister verdienen und erwecken ebensoviel Mitgefühl als Bewunderung. Ihr Freund, W. v. Burgsdorf, schreibt ihr: Als ich Sie zum ersten Male sah, mußte ich unwillkürlich denken, daß Sie durch langwierige Leiden erzogen sein müßten.“ Das war der Fall, sie hatte einen kränklichen Körper, eine schwermütige Jugend, einen harten Vater besessen und hatte frühzeitig Demütigungen erlitten. Sie war — auf eine fast unwürdige Weise — unglücklich darüber, als Jüdin geboren zu sein; sie nannte dies einen Dolch, den ihr ein übernatürliches Wesen im Augenblick der Geburt ins Herz gestoßen habe. Es rührte sich keine Fiber ihres Wesens für die Religionsgenossenschaft, der sie ihrer Geburt nach angehörte. Die Erinnerungen an den Fanatismus in derselben und gegen dieselbe waren noch zu frisch in ihr. Noch im Jahre 1756 hatte die jüdische Gemeinde in Berlin ein Kind aus der Stadt ausgestoßen, weil es ein Buch für einen Christen getragen hatte. Andererseits hatte wieder Moses Mendelssohn mit seinen Kindern nicht auf der Straße gehen können, ohne mit Steinwürfen verfolgt zu werden.

Ihr Vater hatte in ihrer Jugend das Aeußerste versucht den Eigenwillen des zarten Kindes zu brechen, und nur durch die ungemeine Stärke ihres elastischen Geistes war es ihr geglückt, sich ihre Eigentümlichkeit zu bewahren. Sie hatte zeitig das Bewußtsein, so viel gelitten zu haben, daß sich in ihr nichts mehr befand, was noch geknickt oder zerbrochen werden konnte.

Es war nur naturgemäß, daß eine derartig veranlagte Frau mit Heftigkeit lieben, und, leidenschaftlich bis zum Aeußersten, wie sie war, durch ihre Liebe Qualen erleiden mußte. Und zweimal erlitt sie, als sie heiß liebte, die bitterste Täuschung, das Gefühl, mit einem Mordstahl niedergestoßen zu sein und nun jahrelang mit dem Messer in der Wunde leben zu müssen.

24 Jahre alt hatte sie sich mit der ganzen Kraft ihrer Seele an den um ein Jahr jüngeren Grafen Karl von Finkenstein, den Sohn eines preußischen Ministers, geschlossen. Sie verlobten sich und Rahel lebte einige Jahre ausschließlich dieser Liebe. Ihr Verlobter war gut, verliebt, ihr ergeben, aber von schwachem Charakter. Er teilte ihr die Plackereien mit, denen er von seiner vornehmen Familie ausgesetzt war, welche dies Verhältnis mit einer Nichtebenbürtigen mißbilligte und ihn zum Aufgeben desselben zu bringen versuchte. In ihrem Stolze tief verletzt, gab sie ihm sein Wort zurück. Obschon sie durch ihre überlegene Persönlichkeit seine Bedenklichkeiten leicht hätte überwinden können, wenn sie es nur gewollt hätte, gab sie ihn sofort gänzlich frei, und er war, trotz seiner Liebe zu ihr, schwach genug, seine Freiheit anzunehmen. Diese erste, tiefe Demütigung verwand sie nie.

Drei Jahre vergingen, bevor sie sich aufs neue verliebte; aber diesmal loderten Herz und Seele in flammender Leidenschaft und ihre Gefühle wurden voll erwidert. Sie verlobte sich zum zweiten Male mit Don Raphael Urquijo, einem besonders schönen, jungen Legationssekretär der spanischen Gesandtschaft in Berlin. Dies auf beiden Seiten leidenschaftliche Verhältnis währte ein Jahr. Aber die Naturen waren zu ungleich, er war ihr zu sehr untergeordnet. Er quälte und kränkte sie dermaßen mit Eifersucht, daß sie, um ihre Menschenwürde zu bewahren, mit ihm brach; aber ein Gefühl von Vernichtetsein, von Einsamkeit und Kälte, ein Empfinden, dem Leben ohne Schutz, den sie mit ihrem weichen Frauenherzen am wenigsten entbehren konnte, ausgesetzt zu sein, brachte sie fast zum Wahnsinn.

Als sie von Finckenstein verlassen worden war, schlug man

ihr eine Vernunftheirat vor. Sie antwortete: „Ich kann mich nicht verheiraten, denn ich kann nicht lügen. Glaubt nicht, daß ich stolz darauf bin, ich kann nicht, wie ich nicht Flöte spielen kann . . . Er müßte keine Vorurteile haben; anders hielt ich es nicht aus. . . . Es ginge auch nicht an, daß er dumm wäre, und mich zwänge zu lügen und zu scheinen, als ob ich ihn bewunderte. Ich muß alles sagen können, was ich will."

Da ihr Herz nun lange die volle Befriedigung entbehrte, so lebte sie desto leidenschaftlicher für ihre geistigen Interessen. Sie stieß aber bald auf die Schwierigkeit, nichts ordentlich gelernt zu haben. Sie pflegte von ihrer dicken Unwissenheit zu sprechen. Aber sie war natürlich weit davon entfernt, unwissend zu sein; das aber ist unzweifelhaft, daß sie für keine Wissenschaft irgend welches tiefere Verständnis besaß, noch jemals einen wissenschaftlichen Gedanken gehabt hat.

Man hatte sie ebensowenig die Geschichte des Judentums, als Geographie oder Geschichte überhaupt gelehrt. Sie sagt an einer Stelle, daß sie wie ein Baum im Walde aufgewachsen sei und nichts habe lernen können, weder Religion noch Anderes. Sie bildete sich dann ihre eigene Religion, welche mit derjenigen verwandt war, die Schopenhauer in ein System brachte. Ihre Gedanken über einen Willen in der Natur, über die Erbärmlichkeit alles Irdischen, über das Mitgefühl als einzige Quelle aller Moral, sind mit den seinen verwandt. Ihre Religion hatte eine eigene Mystik. Sie bewunderte Angelus Silesius und Saint-Martin besonders; sie war im selben Maße leidenschaftliche Pantheistin wie Goethe Pantheist. Sie schreibt sich den Vers des deutschen Mystikers:

> Alle Tugenden sind eine Tugend.
> Schau, alle Tugenden sind ein ohn' Unterscheid,
> Willst Du den Namen hör'n? Sie heißt Gerechtigkeit.

auf und bemerkt darunter:

Weil sie Wahrheit ist. Einfalt, Unparteilichkeit, Selbstlosigkeit, Austeilung für Alle.

Sie sah stets auf die Einheit, das Ganze. Es war, als ob ein Echo der Weltseele in ihrer Seele vibrierte. Sie schien

prophetische Gabe zu besitzen, so richtig erkannte sie; es lag etwas von einer Sibylle, von einer delphischen Priesterin in ihrer Natur. Es bleibt nur zu bedauern, daß ihre abgerissenen Worte für uns, die nach ihr Lebenden, so häufig dunkle Orakelsprüche sind.

Sie war voller Nachsicht gegen die Schuldbeladenen, hatte Sympathie für die Geringen, Mitleid mit den Armen und verachtete nur das eine: die ausgesprochene Mittelmäßigkeit. Diese Verachtung zeigte sie ganz offen, selbst wenn sie sich dadurch Feinde schaffte.

Die Zeit ging, und sie wurde ein altes Mädchen, doch ohne daß die Jahre irgend welche Veränderung in ihrem Aeußern bewirkten, oder die Macht verminderten, welche sie ausübte. Zehn Jahre lang stand sie mit ihrem späteren Gemahl, Varnhagen von Ense, in zärtlichstem Briefwechsel. Er war 14 Jahre jünger wie sie, zuerst ein tapferer Offizier später ein tüchtiger Diplomat, endlich ein vorzüglicher, stark frondierender Schriftsteller; er mußte sich zuvor in Krieg und Frieden eine Position erringen, ehe er, ohne übersehen zu werden, daran denken konnte, als ihr Verlobter aufzutreten. Er heiratete sie in ihrem 42. Jahre und lebte noch 19 Jahre mit ihr in einer absolut glücklichen Ehe.

Ihre maßgebende litterarische Bedeutung hat Rahel dadurch erlangt, daß sie es war, welche zuerst in Berlin Goethes Wert empfand und verkündete. Lange zuvor, ehe sich noch eine litterarische Meinung über seine Bedeutung für die deutsche Kultur gebildet hatte, war Rahel von Goethes Genius durchdrungen und verkündete Jedem, mit dem sie in Berührung trat, daß dieser Mann ohne Vergleich mit anderen sei, der bedeutendste Geist, der einsichtigste Berater und Richter in allen Angelegenheiten des Lebens. Das geschah zu einer Zeit, als Goethe noch einer von vielen in der Schriftstellerschaar war, und andere in Rang und Ruhm weit über ihn gestellt wurden. Lange, bevor noch die Gebrüder Schlegel die Ehrfurcht vor Goethe kritisch als eine unbedingte feststellten, hatte Rahel bereits in ihren Berliner Freundeskreisen die Verehrung des großen Unverstandenen und Verkannten

eingeführt; nach allen Seiten rühmte sie seine erleuchtenden Worte und bezeichnete seinen Namen als einen heiligen und geweihten.

Sie ist so glücklich, ihn im Jahre 1795 in Teplitz, erst 24 Jahre alt, zu treffen. Aus einem Briefe von David Veit an Rahel kann man ersehen, was Goethe von ihr gesagt hat: „Ja, das ist ein junges Mädchen von außerordentlichem Verstand, welches stets denkt — und von Empfindungen — wo findet man das? Das ist etwas Seltenes. O, wir waren auch beständig zusammen, wir haben sehr freundschaftlich und vertraut mit einander gelebt.“ Zu Franz Horn sagte Goethe: „Das ist ein liebevolles Mädchen; sie ist stark in jeder ihrer Empfindungen und doch leicht in jeder Aeußerung . . . jenes macht, daß wir an ihr die große Originalität bewundern, dies, daß die Originalität liebenswürdig wird . . .“

Als Rahel dies erfährt, schreibt sie: „wieso kann er wissen, daß ich Empfindung habe? Niemand habe ich mich in meinem Leben weniger in irgend einer Art zeigen können, als ihm. Doch schweigen wir davon. Er ist Goethe. Und was ihm scheint und er sagt, ist wahr. Von mir selbst glaub' ich ihm . . . Wenn Sie ihn sehen, Horn, so grüßen Sie ihn von dem Menschen, der ihn stets angebetet, vergöttert hätte, auch wenn ihn keiner lobte, verstände, bewunderte. Und wenn er sich wunderte, daß ein gemäßigtes Mädchen ihm eine anscheinende Extravaganz sagen ließe, so sollt er's nicht thun und lieber bewundern, daß sie ihn so respektierte, daß es einen Respekt gäbe, der sie allein zurückhielte, es ihm nicht zu sagen. Sagen Sie es ihm, es wäre nicht Affektation, sondern Pflaumenweichheit. Ueberhaupt könnt' ich nicht dafür, daß die andern alle affektierten, was ich im Ernst meine. Hab' ich Recht? Ja, ja, ich bet' ihn an.“

Und nun geschieht von Rahels Seite nichts; sie macht nicht den geringsten Versuch, mit Goethe in Verbindung zu treten, einen Briefwechsel mit ihm anzuknüpfen oder Aehnliches. Nie erwähnt sie seine Person, immer nur sein Genie. Zwanzig Jahre verstreichen, und sie sieht nichts von ihm. Einmal im Jahre 1811 sendet Varnhagen an Goethe einige Aufzeichnungen

Rahels über seine Poesien. Dieser ist von dem Gelesenen überrascht und charakterisiert dessen Verfasser als eine merkwürdig auffassende, vereinende, nachhelfende, vervollständigende Natur, die mit einem Schlage begreife — aber auf Rahels Bitte erfährt er von Varnhagen nicht, von wem diese Handschrift stammt. Erst im Jahre 1815 sieht Rahel Goethe in der Nähe Frankfurts wieder. Es liegt etwas ungemein Rührendes in der Art dieses Zusammentreffens. Goethe ist jetzt 66 Jahre alt. Er ist zum Besuch bei seiner Freundin Marianne von Willemer (der Suleika seines Divans) auf Willemers Gut, der Gerbermühle. Rahel ist in Frankfurt, hat ihn ganz zufällig auf einer Spazierfahrt mit seinen Wirten gesehen und in ihrem freudigen Schreck darüber laut gerufen: „Da ist Goethe."

Zwanzig Jahre sind, wie gesagt, verrauscht. Es ist am Morgen des 8. September 1815. Rahel hat Schmerzen in den Augen gehabt, ist später als gewöhnlich aufgestanden und bürstet sich gerade im Negligee die Zähne, als um 9¼ Uhr ihr Wirt kommt und sagt, ein Herr sei dort, der sie zu sprechen wünsche. Er hat ihrem Mädchen eine Karte gegeben. Es ist diejenige Goethes. Und aus Ehrfurcht, um ihn nicht warten zu lassen, nimmt sie sich nicht die Zeit, sich ordentlich anzukleiden, sich hübsch zu machen: „ . . . Ich lasse ihn eintreten und nur so lange warten, als man Zeit braucht, einen Ueberrock über zu knöpfen; es war ein schwarzer Wattenrock, und so trete ich vor ihn. Mich opfernd, um ihn nicht einen Moment warten zu lassen. Dies nur blieb mir von Besinnung. Auch entschuldige ich mich nicht, sondern danke ihm. „Ich dank' Ihnen!" sagte ich; und meinte, er müsse wissen wofür! daß er kam. Entschuldige mich nicht; denn ich meine, er muß wissen, daß ich ganz schwinde, und nur er berücksichtigt wird. Dies — leider!! — war die erste Bewegung meines Herzens." . . .

Ihr „Negligee", ihr Gefühl von „Ungrazie", beengten sie so, daß sie nichts sprach, was taugte. Nach einer so vieljährigen Liebe, einem solchen Leben in ihm und einer so starken Sehnsucht nach ihm, bekam sie ihn ein einziges Mal

für wenige Minuten unter vier Augen zu sehen, und dann muß es ihr so gehen! Sie schreibt an Varnhagen: „Nun höre ganz, wie lächerlich ich bin. Als er weg war, zog ich mich sehr schön an. Als wollt' ich's nachholen, redressieren! — Ein schönes, weißes Kleid mit hohem schönen Kragen, eine Spitzenhaube, einen Kantenschleier, den Moskauer Shawl ... — Nun will ich Dir, wie Prinz Louis mir, sagen: Nun bin ich Ihnen unter Brüdern zehntausend Thaler mehr wert: Goethe war bei mir."

Ein Höhepunkt von weiblichem Heroismus ist es, wie Jeder einräumen wird, ganz sicherlich, daß Rahel, nach 20-jährigem Warten, nach einem Leben voll Bewunderung Goethe lieber in einem wattierten Rocke empfängt, als ihn fünf Minuten warten zu lassen. Diese Szene bleibt einem, nachdem man Bände voll Rahellitteratur durchlesen hat, als die entscheidende zurück. Sie giebt den Maßstab für ihre Ehrfurcht, ihr Verständnis und ihr Vermögen, die berechtigste Eitelkeit ihres Geschlechtes zu überwinden.

Es ist nur zu bedauern, daß ein Wesen mit so seltenen Eigenschaften jedes Talentes für schöpferische Fähigkeiten, jeder Plastik entbehrte. Jetzt liegen ihre feinen und tiefsinnigen Einfälle nur als einfache Bemerkungen in Briefen und Aufzeichnungen privater und für die Nachwelt gleichgültiger Natur zerstreut. Wahrscheinlich halten es heutzutage nur für die Frauensache begeisterte Leserinnen aus, größere Partieen ihrer Briefe in einem Zuge zu lesen.

Ihr Wesen war nicht künstlerisch veranlagt. Es bestand aus Wahrheitsliebe. „Ich habe", sagt sie, „in der großen und allgemeinen Erbärmlichkeit dieser Welt mich einem Gotte geweiht, der Wahrheit, und jedesmal, wenn ich gerettet worden bin, wurde ich es durch ihn." Sie war fest und zuverlässig in ihren Freundschaftsverbindungen; aber selbst auf die Gefahr hin, sich in der Beurteilung Anderer herabzusetzen, gestand sie es, wenn ein Gefühl in ihrer Seele erloschen war und schämte sich dessen nicht. Die Einfachheit ihres Wesens entsprach vollkommen ihrer Wahrheitsliebe; sie wollte nicht über gewöhnliche Schwächen erhaben erscheinen und gestand

offen ihre Vorliebe für Näschereien, ihre Begierde, die neuesten Pariser Moden zu erfahren, ein. Auch war ihr das verdiente Glück zu Teil geworden, ein harmonisches Leben zu führen; ein Glück, das ihr teils angeboren, teils von ihr erworben war. Sie war sich jenes sicheren inneren Zusammenhanges zwischen ihrem Seelenleben und ihren Ueberzeugungen, der ihr ein so hohes und berechtigtes Selbstgefühl verlieh, bewußt. „Ich töte die Pedanterie 30 Meilen im Umkreis", sagte sie.

Die Menschen teilten sich für sie nicht in dumme und kluge, auch nicht in gute und böse, sondern in solche mit eigenem Selbst und in jene ohne Selbst. Deshalb hatte sie wie kein Zweiter Sinn für das Natürliche, Ursprüngliche, wo immer sie es antraf, so bescheiden es auch sein mochte, und deshalb besaß sie selbst, trotz ihres durchdringenden Verstandes eine Naivetät, eine Frische in Auffassung und Ausdruck, wie etwa ein genial veranlagtes Kind.

Als sie auf der Höhe ihres Ansehens stand, war sie genötigt, sich gesellschaftlich unnahbar zu machen, sich mit allen möglichen Verschanzungen zu umgeben, um sich ihre Freiheit in der Wahl ihres Umgangs zu bewahren. Sie wählte stets Originale.

Graf Tilly, einer ihrer Freunde, schreibt ihr: „Ich habe Ihnen tausend Komplimente zu sagen, bevor ich schließe. Der eine bewundert Sie; der andere ist Ihnen ergeben; ein dritter staunt, wenn er Sie hört; wieder ein andrer ist betrübt, wenn er Sie verläßt, und dies selbst in einem Briefe, der doch ein Ende haben muß. Alle diese Personen aber bin ich selbst." Dieser Scherz giebt so recht die verschiedenartigen Eindrücke wieder, welche sie ausübte.

Rahel hat viel über Originalität nachgedacht. Sie sagt einmal: Wenn jemand sagte, Sie glauben wohl, es sei so etwas Leichtes, originell zu sein! Nein, man muß sich viel Mühe geben und es kostet ein ganzes Leben voll Anstrengung — so würde man ihn nur für verrückt halten. Und doch wäre diese Behauptung ganz wahr. Originell wäre gewiß jeder Mensch, wenn die Menschen nicht beinahe immer ganz

unverzehrte Sprüche in ihren Kopf annähmen, und auch so wieder hinausließen."

Es gab hervorragende und interessante Frauen im deutschen Geistesleben vor Rahel, zuletzt diejenigen, welche sich im Banne der Romantiker befanden, — Caroline, Dorothea und die anderen — doch Rahel ist das erste große und moderne Weib im deutschen Kulturleben, und die erste, die sich ihrer vollen Ursprünglichkeit bewußt ist.*)

Das Streben des Zeitalters nach Originalität hatte gleichwohl seine Gefahr. Ich denke dabei nicht an jene Gefahr, in Affektation zu verfallen. Es wird zu allen Zeiten bedauernswerte Affektierte geben, welche sich für Originale halten, wenn sie ihre Suppe mit Stiefeln löffeln. Die Gefahr entstand nur dadurch, daß man durch beständige Selbstuntersuchung und Selbstbespiegelung seinen flüchtigen und allgemeinen Empfindungen etwas Merkwürdiges beilegte und auf diese Weise in eine nicht affektierte Unnatur verfiel, wie dies bei der schönen Henriette Herz und bei vielen anderen ihres Kreises der Fall war. Deren Herzensergüsse rochen nach Lampenöl und Tinte. Die Feuerschrift der Originalität sieht anders aus!

Eine solche trifft man in Bettina's Werk „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde". Diese Briefe Bettina's enthalten die Flammenschrift der Leidenschaft, „singende Flammen". Bettina von Arnim, Clemens Brentano's Schwester und Achim von Arnims Gattin, gehört infolge ihrer Verwandtschaft und Heirat dem romantischen Kreise an, als Schriftstellerin jedoch der Periode des jungen Deutschland. Während Rahels Bewunderung für Goethe gewissermaßen eine furchtsame war, eine mit Herzklopfen und ruhiger, ernster Würde gemischte Verehrung, tritt Bettinas Bewunderung als ein halb sinnliches, halb geistiges Einschmeicheln, als aufdringliche Liebenswürdigkeit, als klettenartiges Festhangen, als kühnster Flug der Begeisterung über alle Berge hervor.

*) Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel I—VI. — Varnhagen, Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang I—II. Ludw. Assing, Aus Rahels Herzenleben.

Im Jahre 1807 trat sie, die gleichfalls in Frankfurt geboren war, durch Vermittlung seiner Mutter mit Goethe selbst in Berührung. Sie war freilich schon 23 Jahre alt, hatte aber noch die Haltung eines Kindes, oder richtiger gesagt, die eines zwischen Kind und Weib stehenden Doppelwesens. Sie kommt nach Weimar, erhält von Wieland ein überflüssiges Einführungsbillet an Goethe, streckt beide Hände gegen ihn aus und weiß nichts mehr von sich selbst. Dieser setzt sie sich gegenüber auf das Sopha, erzählt vom Tode der Herzogin Amalie, von dem sie wohl in der Zeitung gelesen habe. „Ach“, sagte ich, „ich lese die Zeitung nicht.“ — „So! ich glaubte, Sie interessierten sich für Alles, was in Weimar vorgeht?“ — „Nein, ich interessiere mich nur für Sie und bin zu ungeduldig, um in der Zeitung zu blättern.“ — „Sie sind ein liebes Kind.“ — Lange Pause. — Dann springt sie vom Sopha auf und stürzt sich an seinen Hals.

Dieser eine Zug genügt, um ihre Haltung Goethe gegenüber im Vergleich zu derjenigen Rahel's zu charakterisieren. Sie besaß von klein auf jene jugendliche Dreistigkeit, die sonst bei Knaben häufiger als bei Mädchen vorkommt. In Marburg zeigt man noch jetzt einen Turm, den sie erkletterte. Oben angelangt, zog sie die Leiter nach sich, um ganz allein zu sein. Ihre Glieder waren geschmeidig wie die einer Gauklerin und gleichzeitig besaß sie etwas von Mignon's kindlich-unschuldigem Enthusiasmus. Sie ist die verkörperte Mignon, gleich anmutig wie diese, doch weit weniger ernst veranlagt.*)

Bettina war 50 Jahre alt, als ihr Buch, „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ im Jahre 1835 erschien. Arnim war 1831 und Goethe 1832 gestorben. Sie hatte ihre Jugendbriefe an Goethe aus der Zeit von 1808—1811 zurück erhalten, als das Verhältnis in Folge einer Unhöflichkeit ihrerseits gegen Goethes Frau abgebrochen wurde. Sie erlaubte sich jetzt diese Briefe frei zu behandeln, freier noch als Goethe sein Leben in „Wahrheit und Dichtung“ dargestellt hatte, indem sie nicht nur all' dem Ausdruck verlieh, was sie damals

*) Interessant ist, was Börne in dieser Beziehung über Bettina sagt. Siehe Börnes ges. Werke. Reklam II. pag. 366 ff. Anmerk. Uebers.

gefühlt hatte, sondern auch jenem, von dem sie jetzt glaubte, daß es von ihr gefühlt sein mußte. Sie gab dem Verhältnis eine leidenschaftlichere Färbung als es faktisch gehabt hatte; doch im tieferen Sinne hielt sie sich an die Wahrheit. Der Briefwechsel wurde sofort für authentisch gehalten. Da aber die Kritik dadurch besonders geweckt wurde, daß Bettina Gedichte als an sich gerichtet ausgab, die erwiesenermaßen an ganz andere Frauen gerichtet waren, so kam eine Zeit, in welcher derselbe allen Kredit als historisches Aktenstück verlor, und man alles darin Mitgeteilte als erdichtet betrachtet. Nachdem jedoch Loeper im Jahre 1879 Goethes echte Briefe an Bettina herausgegeben hatte, sah man, daß diese bei ihr fast wörtlich abgedruckt waren; nur einige Grüße waren ausgelassen und die Anrede Sie durch Du ersetzt. Du kommt faktisch nur in einem einzigen Briefe vor, allerdings aber auch in dem einzigen, den Goethe eigenhändig geschrieben und nicht diktiert hat, so mochte Bettinas Aenderung nicht ganz unberechtigt sein. Goethe hatte die Gewohnheit, Gedichte, die er eben niedergeschrieben, in seinen Briefen mitzusenden. Bettina war nun eingebildet genug, zu glauben, daß die an Minna Herzlieb gerichteten Gedichte an sie gerichtet seien — selbst diejenigen, welche auf den Namen Herzlieb anspielen, welche sie deshalb auch nicht versteht — und ebenso die Gedichte an Marianne v. Willemer. Daraus entsteht ein zuweilen komisches, aber stets unschuldiges Mißverstehen. Unverzeihlich dagegen ist es, daß sie diese Gedichte in Prosa auflöste und diese Prosa in ihre früheren Briefe einschob, um so den Schein zu erwecken, als ob Goethe nur ihre Gedanken und Gefühle in Verse gebracht hätte.

Im Uebrigen ist alles, was sie von ihrem Verhältnis zu Goethes Mutter, von ihrem Eifer, von der Mutter Lippen Beiträge zu Goethes Kinderzeit zu erfahren, welche er in „Wahrheit und Dichtung" verwenden könnte, und gleichfalls das, was sie von Beethoven erzählt, in allem Wesentlichen die reine Wahrheit!*)

*) Briefe Goethes an Sophie v. La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen. 1879.

Keiner, der in jugendlichem Alter und mit Verständnis für dichterische Begeisterung dies Werk Bettina's gelesen hat, wird jemals den Eindruck vergessen, den dieser Stil zum ersten Mal auf ihn ausübte. Er besitzt eine Lebenskraft, eine Kühnheit, eine Zartheit bei aller Wildheit, ein Singen und Klingen, das vollkommen in Erstaunen setzt und entzückt. Wenn man von Rahels seltsamen Hieroglyphen kommt, von dieser dunklen Bilderschrift, in der man tausend Heimlichkeiten ahnt, sie aber selten völlig versteht, weil das lebendige Leben, welches den Kommentar dazu gab, vorüber gerauscht ist, so ist es um so erquickender in dieser sprudelnden Quelle naiver und einnehmender Begeisterung ein Bad zu nehmen. Rahel ist tiefer veranlagt und wahrheitsgetreuer. Aber auch das Talent ist etwas Schönes. Es thut einem so wohl. Man kann und muß ihm viel zu gute halten.

Zur Zeit dieser Briefe ist Bettina 23 bis 25, Goethe 58 bis 60 Jahre alt. Ihre Leidenschaft ist also nicht mehr die allgemein menschliche, die ein junges Weib für einen jungen Mann fühlt. Sie lebte in derselben während ihrer ganzen Jugend; sie ist das Erbe ihrer Mutter, Maxe Brentano, von welcher Züge auf Werthers Lotte übergingen. Sie liebte Goethes Mutter, wie junge Frauen stets des Geliebten Mutter lieben; sie ist derselben so dankbar, weil sie ihn geboren hat — „wie hätte ich ihn sonst kennen gelernt!“ Die Schwärmerei für den Sohn erhält in den Briefen an die Mutter ihren Ausdruck, bis sie ihn zum ersten Mal persönlich sieht und nun ihre Briefe an ihn selbst richtet.

Von jener ersten Umarmung an betrachtet sie ihn als den ihren. Sie schreibt seiner Mutter: „Ich glaube, daß es eine Art und Weise giebt, Jemand zu besitzen, die niemand streitig machen kann. Dies üb' ich auf Wolfgang, Keiner hat es vor mir vermocht, das weiß ich trotz allen seinen Liebschaften, von denen Sie mir erzählt. Die Leidenschaft ist ja der einzige Schlüssel zur Welt; durch die lernt der Geist alles kennen und fühlen, wie soll er denn sonst hineinkommen?“

Man hat diese Briefe mit reichbeladenen Schiffen verglichen. Goethe ist der Leitstern auf all' ihren Fahrten.

Ihr Denken an ihn ist ein Schwärmen: „Ich wollt ich säß an seiner Thür, ein armes Bettelkind, und nähm ein Stückchen Brod von ihm, und er erkennte dann an meinem Blick, weß Geistes Kind ich bin, da zög er mich an sich und hüllte mich in seinen Mantel, damit ich warm würde. Gewiß, er hieß mich nicht wieder gehen, ich dürfte fort und fort im Hause herumwandeln, und so vergingen die Jahre und keiner wüßte, wer ich wäre, und niemand wüßte, wo ich hingekommen wär, und so vergingen die Jahre und das Leben, und in seinem Antlitz spiegelte sich mir die ganze Welt, ich brauchte nichts anderes mehr zu lernen.

Es war voriges Jahr im Anfang Mai, da ich ihn sah zum erstenmal, da brach er ein junges Blatt von den Reben, die an seinem Fenster hinaufwachsen, und legt's an meine Wange und sagte: das Blatt und deine Wangen sind beide wollig und ich saß auf dem Schemel zu seinen Füßen. O, wie oft hab ich an dieses Blatt gedacht, und wie er damit mir die Stirne und das Gesicht streichelte, und wie er meine Haare durch die Finger zog und sagte: ich bin nicht klug; man kann mich leicht betrügen, Du hast keine Ehre davon, wenn Du mir was weis machst mit Deiner Liebe. — Das alles war kein Geist und doch hab ichs tausendmal in Gedanken durchlebt, und werde mein lebenlang daran trinken, wie das Aug das Licht trinkt — es war kein Geist, und doch überstrahlte es mir alle Weisheit der Welt."

In dieser Schwärmerei und in den Ausdrücken liegt Poesie, sie zeigt, wie er ihr stets gegenwärtig ist, ihr Sehnen, ihre stille Eifersucht auf berühmte Frauen, die, wie Frau von Staël kommen, um seine Bekanntschaft zu machen. Es liegt Poesie auch in ihrer Sorge, ihm in nichts nützen zu können und in ihrem lebendigen Gefühle ihres Wertes, ihrer Eigentümlichkeit:

„Ich muß Dir erzählen, was ich in der Nacht von Dir geträumt habe. Häufig habe ich denselben Traum. Es ist, als sollte ich vor Dir tanzen. Ich habe ein Gefühl, daß mir alles gelingen werde, die Menge umdrängt mich. Ich suche Dich, dort sitzest Du frei mir gegenüber; es ist, als ob Du mich nicht bemerktest. Jetzt trete ich vor Dich, goldbeschuhet

und die silbernen Arme hängen nachlässig, und warte; da hebst Du das Haupt, Dein Blick ruht auf mir unwillkürlich, ich ziehe mit leisen Schritten magische Kreise, Dein Auge verläßt mich nicht mehr, Du mußt mir nach, wie ich mich wende, und ich fühle einen Triumph des Gelingens — alles, was Du kaum ahntest, das zeig ich Dir im Tanz, und Du staunst über die Weisheit, die ich Dir vortanze, bald werfe ich den luftigen Mantel ab und zeig Dir meine Flügel, und steig auf in die Höhen; da freu ich mich, wie Dein Aug mich verfolgt, dann schweb ich wieder herab, und sink in Deine umfassenden Arme."

Es liegt eine treffende Feinheit in diesem Sinnbilde und Grazie in der Schilderung. Es ist in Bettina's Schwärmerei für Goethe etwas von derselben Kletterlust enthalten, die sie in ihrer Kindheit an den Tag legte. Sie kletterte auf die Schultern der Statue des großen Olympiers — zu der sie immer neue Entwürfe machte — zog die Leiter nach sich und saß allein dort oben, schwelgend in ihrer Freude, ihm so nahe zu sein. Ihre Begeisterung für Goethe als solche war es jedoch nicht, wodurch Bettina für das junge Deutschland zur idealen Gestalt, zur Walküre wurde. Das, was ihr diese Jugend gewann, war der politische Freisinn, der in ihren Briefen zum Durchbruch gelangte — dessen Widerhall sie aber vergeblich sich bemühte, in dem ruhigen Manne in Weimar zu erwecken — jene freudige Schwärmerei für den Freiheitskampf der Tiroler gegen die Franzosen, für der Menschheit irdische Wohlfahrt im Allgemeinen, für Ausrottung der Armut, des sozialen Elends. Auch machte es gewaltigen Eindruck, eine solche Anbeterin Goethes, die unabhängiger als Rahel war, Beethovens Republikanismus für größer und würdiger rühmen zu hören, als Goethes Fürstendienertreue. Sie strebt darnach, Goethe mit Beethoven zusammen zu bringen und wünscht, seinen Wilhelm Meister zu Andreas Hofer in die Tirolerberge senden zu können, damit er dort größere Begeisterung fühlen und mannhafte Thaten üben lerne.

Während der Regierung Friedrich Wilhelms IV. stand sie zuerst dem Hofe nahe. Ihr Verhältnis zum Könige war ein offenes, vertrautes; sie hatte fast im selben Maße wie

Humboldt Einfluß auf ihn, wenn es galt, ein Talent zu fördern, oder das Elend zu lindern. Nicht lange jedoch nach seinem Regierungsantritt veranlaßten sie ihre Empfindungen, als Staatssozialistin aufzutreten. Sie ließ im Jahre 1843 eine Schrift „Dies Buch gehört dem König" erscheinen, in welchem sie ihn auffordert, der Not unter seinen Unterthanen abzuhelfen. Sie hatte sich von Jugend auf als den natürlichen Fürsprecher und Anwalt der Unglücklichen betrachtet. Verlassene, betrübte Menschen zogen sie magnetisch an, sagt Hermann Grimm, der sie, als ihr Schwiegersohn, genau gekannt hat. Aus dem Verlangen, Anderen zu helfen, wie aus den Eindrücken, die sie als Kind von der französischen Revolutionszeit empfangen, entsprangen ihre politischen Sympathieen, die sie in naivem Glauben, bei der königlichen Macht eine Stütze zu finden, ohne die geringste Scheu aussprach.

Sie hatte sich im Jahre 1831, als die Cholera in Berlin wütete, unerschrocken der Kranken und Notleidenden angenommen. Indem sie nun von der gedrückten Stellung der berliner Arbeiter ausging, kam sie zu dem Gedanken, daß das ganze Volk krank sei und der Hilfe bedürfe. Freiheit war für sie stets ein magisches Wort gewesen. Sie war überzeugt davon, daß, wenn nur von rechter Stelle ein „es werde Licht!" ertöne, die Freiheit erstehen und der Menschheit gesamtes Fühlen und Phantasieren in einen einzigen, harmonisch erklingenden Marsch mit der Völkerbegeisterung im Gefolge, ausklingen würde.

Sie schrieb das Buch, welches sie mit einer bescheidenen Parabel dem König zueignete, in Gesprächsform. Zumeist führt Goethe's Mutter das Wort. Es liegt viel warmes Gefühl in diesem Buche, wie es auch viel Material enthält welches die Notlage der ärmeren Bevölkerung erläutert; doch ist zu wenig politische Einsicht darin, um sich heute noch durch das Werk durcharbeiten zu können.

Eine der besten Stellen des Buches ist diese: „Unser Signum ist die Fahne der Freiheit; die verbreitet hellen Glanz mitten in den Zeiten der Nacht; ihr Glanz blendet und wird denen am Ufer ein wahrer Schrecken sein, während wir jauchzen und fröhlich sind . . . Gefahren? Die Freiheit kennt

keine Gefahren! ihr ist alles möglich! Das Ungewitter, der gewaltigste aller Stürme, ist Großadmiral auf unserer Barke."*)

Man wird begreifen, daß solche Töne beim damaligen preußischen Hofe nicht anschlugen. Das Buch erregte Aufsehen, zerstörte aber Bettinas gutes Verhältnis zum Könige.

Da es, wie zu erwarten stand, nur den politischen Unwillen bei der Bevölkerung vermehrte, so wurde ihr nächstes Buch (über Clemens Brentano) unter irgend einem Vorwande beschlagnahmt, weil man eine Fortsetzung fürchtete.

Indessen hatte das jüngere Geschlecht, wie bereits gesagt, schon lange Zeit zuvor einstimmig Bettina gehuldigt. Man lese die Schilderung von Gutzkow's erstem Besuche bei ihr, Mundt's Darstellung von ihrem Wesen, Kühne's dichterisch begeisterte Charakteristik. Sogar Robert Prutz, der gegen alle Mitglieder und Vorbilder des jungen Deutschland so streng ist, reiht sich unter die Zahl ihrer Bewunderer. Bettina's Briefe, sagt Prutz, sind wohl das letzte glänzende Aufleuchten der alten Romantik, ein knisterndes, knatterndes Feuerwerk mit dem die Romantik ihr üppiges Fest beschließt. Sie bilden aber auch zugleich den Scheiterhaufen, auf dem sie sich selbst verzehrt, und aus ihrer Asche schlägt jene Feuersäule empor, die uns den Weg zeigt.

Die dritte Frau, deren Wesen so tiefen Eindruck auf das Geschlecht von 1830 machen sollte, war Charlotte Stieglitz geb. Willhöft, eine Kaufmannstochter aus Leipzig. Sie war als Kind eine ruhige, seelenvolle Natur, später ein nachdenkliches, nonnenartiges Wesen. Im Jahre 1822 kam der 21jährige Heinrich Stieglitz nach Leipzig, um daselbst Philologie zu studieren. Er war in Göttingen, allerdings unschuldig, in das Gerichtsverfahren gegen die Demagogen verwickelt worden. Er sah gut aus, hatte ein verwegenes und leidenschaftliches Aeußere und war Poet. Charlotte war 16 Jahre alt, war regelmäßig schön und hatte etwas Uebernatürliches in ihrem Wesen, wie es die alten Germanen jenen Frauen zuschrieben, welche die Gabe der Weissagung besaßen. Die Stirn war hoch, klar und

*) Dies Buch gehört dem König. pag. 531.

gedankenvoll gewölbt und von braunen Locken umringt, ihr Haar war turmartig aufgebaut, ihre Profillinie markant, mit einer länglichen, schmalen Adlernase, ihr Mund war entzückend und ihre großen braunen Augen blickten mit funkelnder Tapferkeit. Sie sprach stets gedämpft, sang aber mit voller, reiner Stimme.

Giebt es etwas, was die Dichter neuer Zeit nicht versäumt haben, den Menschen, besonders den Frauen, einzuprägen, so ist es jedenfalls dies, daß ein Dichter ein höheres Wesen sei.

Als sich Charlotte in den jungen, schönen Dichter verliebte, der sich mächtig zu ihr hingezogen fühlte, befand sie sich gleichsam in einem verzauberten Glückszustande. Der Gedanke, eines Dichters, eines wirklichen, leibhaftigen Dichters Geliebte zu sein — das war Seligkeit. Sie weihte ihm aber auch von der ersten Minute an, da sie ihn sah, jede Faser ihrer Seele, all ihre Gedanken, all ihre Sorgsamkeit, bis sie sich 12 Jahre später, gleichfalls ihm zu Liebe, den Dolch ins Herz stieß. Sogar noch bevor sie seine Verlobte war, wünschte sie beständig, etwas wirklich schwieriges und Großes für ihn ausführen zu können, ohne daß er aber erführe, daß es von ihr vollbracht sei. Sie besaß in ihrem Wesen jenes weiblich Dienende, jenes Mütterliche, haushälterisch Verständige und zugleich jene muntere Unverzagtheit, welche zu den besten Eigenschaften der Frauennatur gehören. Sie macht den Eindruck lauterer Milde und Hoheit.

Und so verwechselte sie einen unmännlichen Leipziger Studenten mit dem Mannesideal ihrer Träume, und ein kleines, untergeordnetes poetisches Talent mit einem gottbegnadeten Dichter. Um sich verheiraten zu können, mußte Stieglitz Beschäftigung suchen; im Jahre 1827 wurde er zugleich Gymnasiallehrer und Assistent an der Königl. Bibliothek zu Berlin, aber er stöhnte unverhältnismäßig unter dem Zwange, den ihm diese Stellungen auferlegten. Er hatte dunkle Farbe und war heftigen Gemüts und strebte darnach, sich als Dichter auszuzeichnen, besaß aber nur ein rein litterarisches, wirklichkeitsfremdes Schaffensvermögen. Er besaß weder Aus-

dauer noch Widerstandskraft für die Kämpfe des Lebens er gehörte zu denen, welche Widerwärtigkeiten fällen. Er hatte zwar das Aeußere eines genialen Menschen, war aber tiefinnerst ganz kraftlos.

Das ist von ihrer Seite ein tragisches Mißverkennen. Sie glaubt, er sei eine unbändige Natur. „Leugne es nicht,“ schreibt sie ihm, „Du hast große Anlagen zum Räuberhauptmann.“ Und sie nennt ihn ihren schwarzen, wilden Dolchschwinger mit den funkelnden Augen. Sie sind lange verlobt und wohnen in verschiedenen Städten. Seine Briefe sind liebenswürdig, natürlich und warm; er vermißt indessen ihr Fernsein nur wenig. Sie, die warmblütigere, verschmachtet nach ihm, nach seiner Person. S i e war der unbändige Naturmensch, er der reine Büchermensch — so weit davon entfernt, ein Räuberhauptmann zu sein, wie nur irgend ein Bibliothekar in der Welt.

Ihm fehlten indes keineswegs Fähigkeiten. Zugleich mit Victor Hugo fühlt er sich poetisch zum Morgenlande gezogen. Er studiert in seiner Bibliothek, so genau er es vermag, die Kultur der orientalischen Reiche. Die Frucht hiervon sind die drei Bände „Bilder des Orients“, die er mühsam zusammen dichtete. Es ist viel Niedliches und Anschauliches darin, und es war eine Ungerechtigkeit, daß sie so ganz übersehen wurden; aber das Gefühl, welches diese Türken- und Persergedichte, diese Tragödien von Stambul und Szenen von Ispahan, diese keineswegs schlechten Gedichte über Griechenlands Freiheitskriege beseelt, ist nur allzu zahm. Was ihnen mangelt, ist eben jenes kräftig Persönliche und Wilde, welches aber Charlotte in Heinrich Stieglitz sah. Alles ist gar zu litterarisch.

Als sie im Jahre 1828 getraut waren und sich auf die Hochzeitsreise begeben wollten, kaufte Charlotte ihrem Verlobten auf seine Aufforderung eine Reisewaffe, einen Dolch, denselben, mit dem sie sechs Jahre später ihrem Leben ein Ende setzte. Auf die Hochzeit folgt für Charlotte nur eine kurze Spanne Zeit ungemischten Glückes. Aber sie geht vollständig in der Thätigkeit ihres Mannes auf und leidet unter dem Jammer, daß er — das Genie — so viel Zeit und Kräfte auf der

Bibliothek und mit den Unterrichtsstunden vergeuden muß. Ihr Leben verläuft unter fortgesetzten Bittschreibereien an seine vornehmen und reichen Verwandten in Rußland, an Minister und Geheimräte, sowie an andere vielvermögende Leute, um seine Stellung zu verbessern. Sie muntert ihn in jeder Weise auf, kann alle seine Gedichte auswendig, parodiert einmal eins derselben mit allerliebster Schelmerei. Als er mit einer Szene seines Trauerspiels „Selim III“ lange nicht fertig werden kann, tritt sie eines Tages dem Heimkehrenden lächelnd entgegen und zeigt auf den Schreibtisch, wo diese Szene vollständig ausgearbeitet liegt. Es ist jene seelenvolle Szene im dritten Akt zwischen der Mutter des Sultans und dem Arzt.

Es kam zuweilen eine Champagnerstimmung, wie sie es nannte, über sie; dann sorgte sie sich darüber, daß dieselbe sich nie bei ihm einfinden wollte. Sie sendet ihm ein Gedicht, dem sie sechs Gänsefedern beifügt: er soll flink, entschlossen sein, nicht lange grübeln, bevor er beginne:

Gieß ein Füllhorn aus mit Früchten,
Blüt' und Früchte gieb zugleich,
Weisheit sei in Deinem Dichten,
Witz und Jugend mach es reich.

Menschen laß uns drinnen finden,
Menschen, die gelebt, gedacht,
Laß von Lieb' Dich warm entzünden
Und von Zorns Gewitternacht.

Er jedoch, in dessen Seele sie beständig das Mächtige, Titanenartige zu finden vermeint, das nur nicht über seine Lippen will, ist unfruchtbar und unmitteilsam, nicht nur am Rande des Stumpfsinns, sondern zweilen darüber hinaus. Ihre Aufmunterungen nimmt er stumpfsinnig entgegen. In einem ihrer Briefe heißt es: „O Heinrich, laß uns zuweilen inkonsequent sein, aufflammend, verzweifelnd, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, nur um Gotteswillen nicht stumpf!“ Man fühlt in diesen Worten Rahels Geistesverwandte, Rahels Bewunderin.

Durch die tägliche Anstrengung und durch die Unfruchtbarkeit seiner überschätzten Fähigkeiten aufgerieben, zeigt er sich bald gereizt, bald in trauriges Hinbrüten versunken. Sie sucht

immer von neuem nach Mitteln gegen diese Abgespanntheit. Jetzt weiß sie die Ursache, er ist zu einsam, ihm fehlen die Frauen zum Impuls, und sie ist nicht eifersüchtig. Sie schreibt (Oktober 1834): Heinrich, wenn Du doch mehr mit echten Frauen in Briefwechsel oder in Verbindung treten möchtest. Echte Frauen sind des Dichters wahres Publikum. Es würde mir interessant sein, zu erfahren, wie sie über Dich, wie über Deine Werke denken und fühlen. Du würdest daraus manches abnehmen, vieles lernen und gewiß Dich daran erquicken und angenehm zerstreuen mit Nutzen.

Sie will mit ihm reisen, weit herum, bis St. Petersburg, bis Finland. Er giebt seine Aemter auf, sie reisen. Nichts nützt.

Vor dem Wasserfall Imatra in Finland sagt sie im Juli 1833 die merkwürdigen Worte zu Stieglitz: Ist das Ganze nicht wie ein großer Gedanke, der sich in diese Felseneinsamkeit verloren? Wogende Gefühle und Donnerstürme, das wären angemessene Akkompagnements zu diesem Wogensturz, aber denk' Dir mal das Lied vom kleinen Veilchen hierher — wie winzig! und an sich doch so schön. So verlangt die wogende Zeit gewaltige Lieder. Du wirst sie geben!"

Als er im Oktober 1833 immer wieder über die kleinen Nadelstiche des Lebens klagte, antwortete sie (wie er notiert hat): Ich habe Dich vielfach in dieser Hinsicht beobachtet und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß, wer's recht gut mit Dir meint, der müßte ordentlich darauf ausgehen, Dir rechten tiefen Schmerz zu bereiten. Nichts thut Dir wohler, nichts fördert Dich mehr in Dir selber."

Nach gemütsleidender Menschen Art konnte Stieglitz zuweilen exaltiert und hitzig bis zum Aeußersten sein, um dann wieder in sein gewöhnliches, stumpfes, fast tierisches Brüten zu versinken. Auf einem Spaziergang zeigte er sich eines Tages so in sich vertieft, so stumpf für Alles, daß sie von ihm fortzugehen versuchte, um zu beobachten, ob er, wenn er es bemerkte, sich aufraffen würde. Er merkte es nicht! — Das hätte ihr gewissermaßen eine Vorbedeutung dafür sein müssen, daß auch ihr definitiver Fortgang nicht im Stande

sein würde, ihn zu heben; aber sie verstand diese Vorbedeutung nicht.

Sie fühlte den steten Drang, ihn in das thätige Leben hineinzubringen, denn sie selbst war von den herrschenden Zeitideen leidenschaftlich erfüllt. Sie meinte, der Dichter müsse in steter Wechselbeziehung mit der ihn umgebenden Welt leben. Einmal sagte sie ihm, sie sehne sich ordentlich nach seiner geistigen Wiedergeburt. Dieselbe werde sicherlich kommen. Sie wünscht dieselbe auf jede Weise zu beschleunigen — „und wäre es durch einen Kaiserschnitt — aber wenn er mißlänge!“ Und im Dezember 1834 schreibt sie sich auf, daß vom selben Augenblick an, da Schiller in Goethes Leben tritt, dies Leben an Reichtum gewinne, daß aber Goethe durch des Freundes Tod mehr hätte gewinnen können und müssen, wenn er sich nicht seiner Gewohnheit gemäß diktatorisch von dem Schmerze abgewandt hätte; er hätte denselben unauslöschlich in sich aufnehmen sollen, so würde daraus eine neue Jugend in seinem poetischen Schaffen erblüht sein.

In diesem Monate war der Lebensüberdruß bei Stieglitz auf seinem Höhepunkte. Seine Krankheit zeigte sich jetzt in geistigem Stillstand, in Ausdruckslosigkeit. Vergeblich bat sie ihn oft wie ein Kind, doch lieber zu wüten und zu lärmen, wie zuvor, als so furchtbar zusammenzusinken; so geschah es denn, daß sie das letzte Mittel, das sie in ihrem unschuldigen und überspannten Geist als unfehlbar betrachtete, anzuwenden beschloß: ihm jenes große und ergreifende Leid zu bereiten, welches seinen Genius wiedererwecken und seiner Poesie neuen Inhalt geben würde.

Als sie am 29. Dezember des Jahres 1834 gegen Abend nach Hause kam und noch zwei Stunden allein für sich hatte, warf sie in der Stube ihre kurze Pelzjacke und ihre Boa auf den Fußboden, eilte in ihre Schlafkammer, schloß die Thür zur Küche, wo sich das Mädchen befand, ab, entkleidete sich, wusch sich, bekleidete sich mit einem reinen, weißen Nachtgewande, schrieb einige Zeilen an Heinrich, in denen sie dem Glauben Ausdruck gab, daß ihm aus dem Unglücke neues Leben erkeimen werde und endet mit der Aufforderung, er möge jetzt

nicht schwach, sondern ruhig, stark und groß sein. Darauf legte sie sich auf ihr Bett und stieß sich den zur Hochzeitsreise gekauften Dolch mit fester, sicherer Hand in die Brust. —

Beim ersten Blick scheinen diese Frauen, Rahel, Bettina, Charlotte, welche alle im Jahre 1835 berühmt wurden, nichts Gemeinsames mit einander zu besitzen. Rahel stirbt, 61 Jahre alt im Jahre 1833, und gehört durch die vornehmste That ihres Lebens, der ersten, energischen Hervorhebung Goethes, ebenso sehr zum vorigen Jahrhundert wie zu diesem. Die 14 Jahre jüngere Bettina tritt erst ein Jahr nach Rahels Tod auf; sie vereinigt die höchste Schwärmerei und Unwahrheit der Romantik mit den reformatorischen Tendenzen des jungen Deutschland. Charlotte endlich verrichtet keine andere That, als sich selbst zu töten, was Frauen zu jeder Zeit gethan haben, wenn auch nie aus ihrem Beweggrunde.

Die ihnen gemeinsamen Züge liegen aber tiefer. Zuerst jene Unruhe, welche diejenige des Zeitalters ist, und zwar nicht Unruhe in äußerlichem Hasten, sondern in der Lebendigkeit des Gefühls; aber auch gleichfalls nicht die nervöse Unruhe unserer Zeit, sondern als Folge beständiger Selbstbetrachtung. Dann die Eigentümlichkeit, daß keine von ihnen die gesellschaftlichen Schranken überschreitet, obschon sie alle vor diesen Schranken keinen Respekt haben. Ferner ihre merkwürdige, ideale Treue gegen ihre Wahlverwandten: Rahel verehrt Goethe von ihrem ersten Atemzuge als erwachsenes Weib bis zu ihrem letzten. Bettina gehört Goethe in dem Maße an, daß die Errichtung eines Kolossal-Denkmals für ihn, das sie selbst zeichnete und en miniature ausführen ließ, dem sie auch ihre erste Schrift widmete, ihr im Alter förmlich zur fixen Idee wurde. Charlotte gehört dem Manne, den sie, 16 Jahre alt, gewählt hat, so völlig an, daß sie nur für ihn lebt und seinethalben stirbt.

Gemeinsam ihnen allen, ist aber auch ein Leben voll Begeisterung. Bei der einen äußert sich dieselbe als stille, heilige Flamme, bei der andern lodert sie als ein Feuerwerk von Ideen und Träumereien empor, bei der letzten äußert sie sich in jener großen Entschlossenheit, welche das Leben ohne Klage opfert. Gemeinsam besitzen sie, genauer ausgedrückt,

die Verehrung des Genies, das starke, echt deutsche, exaltierte Gefühl vom Werte und der Bedeutung des dichterischen Genie's. Sie wollen das Ihre zur Anerkennung und Verherrlichung des Genies oder zur Entwickelung und Freiwerdung desselben beitragen, sie gehen in diesem Verlangen auf, gleichgültig ob sie einem Würdigen oder einem Unwürdigen begegnet sind. Gemeinsam besitzen sie schließlich eine außerordentliche Originalität des Gefühls- und Gedankenlebens. Und sie sind Keinem vergleichbar. Nie hat eine gefühlvolle Grüblerin wie Rahel existiert, nie eine Sylphide und Schwärmerin wie Bettina, nie eine Selbstmörderin wie Charlotte, Selbstmörderin zufolge einer hochsinnigen, aber falschen ästhetischen Theorie.

Derjenige, welcher nach einem tieferen historischen Verständnis strebt, sieht außerdem in Rahels Selbstbetrachtung die erste Form, welche der Trieb nach Freiwerden bei den Frauen in Deutschland in diesem Jahrhundert annehmen mußte; diese hohe, intellektuelle Selbständigkeit mußte erreicht werden, bevor die Frauen in einem Lande, wo man sie seit Jahrhunderten auf das Haus beschränkt hatte, weiter vorwärts streben konnten. Der Forscher erkennt ferner aus Bettina's dreifacher Begeisterung, für Goethe, für die politischen Freiheitsgedanken und für die sozialen Reformvorschläge, den Uebergang aus der Kunstperiode zum Zeitalter des Liberalismus und Sozialismus. Er erblickt endlich in Charlottens Selbstmord den Ausdruck für das Verlangen der Frauen jener Zeit, die Männer aus dem litterarischen Quietismus zu reißen und sie dem Ernst und der Bedeutung des Lebens gegenüber zu stellen. Das ganze Zeitalter spricht durch ihren Mund, wenn sie zu Stieglitz sagt, daß das Lied vom kleinen Veilchen bei dem Accompagnement eines Wasserfalls unmöglich sei. Keine dieser Frauen hätte sich daher zu einem anderen Zeitpunkte zu dem, was sie geworden, entwickeln können; keine von ihnen würde zu einer anderen Zeit so sehr verstanden und gewürdigt worden sein! Wir haben schon heutzutage alle Mühe, ihnen gerecht zu werden.

Bezeichnend ist es, daß im Leben dieser Frauen das Wort Arbeit nicht vorkommt. Sie haben methodisch nicht das

Geringste gelernt, und in ihrer Angst vor Unweiblichkeit sind sie stolz darauf. Wir sahen dies bei Rahel. Selbst die ganz außergewöhnlich sprachenkundige Henriette Herz ist tief gekränkt darüber, daß Jean Paul in einem Briefe die Worte „M. Herz und seine gelehrte Frau" geschrieben hat. Charlotte Stieglitz hat keine Ahnung davon, daß das Talent durch Arbeit, durch hartnäckigen Fleiß und nicht durch einen Todesfall entwickelt wird. Bettina endlich, diese liebliche Bajadere, die wie Mignon geschickt zwischen Eiern zu tanzen versteht, hat nichts mit Arbeit zu thun. Man fühlt dies mit Unbehagen, wenn man dem unordentlichen Vortrage in ihrem so unpolitischen Buche an den König folgt.

Gegen das Jahr 1848 begann man einzusehen, daß diese Geistreichheit fester, wahrer, dauernder gewesen sein würde, wenn diese Frauen etwas Tüchtiges gewußt, ein Studium gehabt oder eine Wissenschaft gepflegt hätten. Alle diese Gedankenblitze hätten doppelt so wertvoll sein können, wenn sie zuerst einer Disziplin unterworfen gewesen wären. Gedankenflug ohne Disziplin ist oft gleichbedeutend mit Kräfteverlust. Wenn Rahel Kenntnisse als Grundlage besessen hätte, so hätte sie anders auf die Nachlebenden wirken können. Nun flattern ihre Einfälle, dunkle und klare, Spreu und Saatkorn, in alle Winde.

Man glaubte in den dreißiger Jahren noch an eine Inspiration, welche vom Wissen entbände, an eine Moral des Herzens, welche davon befreie, die Moral der alten Gesellschaft zu reformieren, an ein Auflehnen gegen die Regel, welches alle Regeln bestehen ließ, sie aber selbst umging. Hier traten nun die Männer des jungen Deutschland hinzu und versuchten einzugreifen.

In den vierziger Jahren war man sich klar darüber, daß es ein Etwas gebe, das mehr wert sei, als geistvoller Scharfsinn und ein Leben in der innern Welt allein. Es gab ja noch genug demütige und kühne Arbeit in Wissenschaft und Politik! Wir sehen die deutsche Philosophie sich in der Richtung des Radikalismus entwickeln und wir stoßen auf Dichter, welche danach streben, der politischen Freiheit einen Weg zu bahnen.

24.
Der Thronwechsel in Preußen, Friedrich Wilhelm IV.

Um das Jahr 1840 tritt die litterarische Bewegung in ein neues Stadium, in ein mehr philosophisches und politisches. Noch eine Generation war herangewachsen, welche Hegel ihre tiefe Bildung verdankte, und sonderbar genug: auf diese wirkte Hegel vorzüglich politisch. Schelling hatte seiner Zeit die Kunst als die höchste Form des Geistes bezeichnet. Daß der Künstler der wahre Mensch sei — war sein und der Romantiker Grundsatz. Aber was die Kunst für Schelling war, das war für Hegel die Geschichte: das ewige Fortschreiten der Freiheitsidee, der Freiheit großes Heldengedicht. Und was für Schelling das Kunstwerk gewesen war, das war für Hegel der Staat. Ueber dem Künstler stand ihm als der wahre, vollkommene menschliche Mensch der Bürger in einem Rechtsstaate.

Das jüngste Geschlecht lernte jetzt von der Hegelschen Philosophie die Reform des Staates zu seiner Aufgabe zu machen. Von den Männern des jungen Deutschland hielt es nicht viel. Für diese Jüngsten stand es fest, daß diese Männer schließlich weder in der Philosophie noch in der Politik Farbe gezeigt hätten. Die Jugend von 1840 fand das junge Deutschland zu belletristisch, zu epikuräisch, sie wollte weder das alte Lied von der Wiedereinsetzung des Fleisches in seine Rechte hören, noch darin einstimmen. Heine hatte dem jungen Geschlecht im Atta Troll zu wissen gegeben, daß Charakter ohne Talent nichts weiter als ein Bär sei; die Jungen antworteten, daß Talent ohne Charakter nichts weiter als ein Affe sei, zuweilen ein recht possierlicher Affe, aber nie mehr als das.

Daß die Hegelsche Philosophie jetzt aufs neue als leitende Macht auftrat, wurde klar, als die „Hallischen Jahrbücher" als Organ der Hegel'schen Linken von Ruge und Echtermeyer gegründet wurden. Diese Zeitschrift verbreitete seit dem Jahre 1838 jene Ideen, welche nicht nur die Politiker, sondern auch die Dichter jener Zeit beeinflußten. Es waren in allem Wesentlichen dieselben Grundsätze, in deren Namen das junge Deutsch-

land einmal in's Feld gerückt war, die aber jetzt mit wissenschaftlicherer Bildung und größerer Festigkeit verkündet wurden. Die Aelteren hatten die Wahl, sich entweder den Junghegelianern anzuschließen oder ihre eigenen Jugendgrundsätze jetzt, wo sie von Anderen ausgesprochen wurden, zu mißbilligen. Sie kannten naturgemäß ihre eigenen Anschauungen im Munde dieser streitbaren Jugend nicht wieder und es kam zu manchem Zusammenstoß zwischen dem jüngsten Geschlechte einerseits und Laube, Mundt, Gutzkow andererseits.

Der Begriff der Staatsidee war der Brennpunkt für die jetzt hervortretende Generation. Ihr Ideal war der Staat als lebendiger Organismus, verwirklicht im Geiste aller seiner Bürger. Unter den zahlreichen philosophischen, theologischen ästhetischen Fehden, welche diese Jugend führt, ist der Staat und die Notwendigkeit seiner Umbildung beständig das Resultat aller Untersuchungen. Hier wird das Aufgehen im Staatsgedanken vorbereitet, welches für das Deutschland einer späteren Zeit so bezeichnend wurde, welches sogar einen Revolutionär, aber einen Hegel'schen Revolutionär, nämlich Lassalle, einmal ausrufen ließ: „Verläumden Sie nicht den Staat! Der Staat das ist Gott.“ Es ist ein Symbol für die Beschaffenheit der litterarischen Entwickelung, daß die Hallischen Jahrbücher als eine philosophische Zeitschrift begonnen hatten und als eine politische unterdrückt wurden.*)

Das neue politische Prinzip, welches das Volk durchdrang, brach bald auch in der Poesie, in Gedichten und Liedern hervor. Die politische Poesie blühte gerade im selben Jahre auf, als die Jahrbücher herauskamen und verpflanzte den politischen Freisinn in viel weitere Kreise. Zu Anbeginn war die politische Poesie wohl zumeist Rhetorik ohne künstlerischen Wert, aber das gemeinsame deutsche Nationalgefühl hatte solange geschlummert, daß schon die Stichworte Freiheit und Vaterland elektrisierend wirkten.

Am 7. Juni 1840 hatte Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen. Er war in allem der ausgeprägteste Gegensatz

*) Vergl. Prutz, Vorlesungen über die deutsche Litteratur der Gegenwart.

zu dem Manne, welcher seit 1797 zweiundvierzig Jahre hindurch das Szepter in seiner Hand gehalten hatte. Friedrich Wilhelm III. war eine Soldatennatur gewesen; der Sohn war eine Künstlernatur mit halben und halberstickten Talenten, ein Dilettant in Kunst und Wissenschaft. Der Vater war ein nüchterner Charakter ohne Schwung, bescheiden, aber beständig gewesen; der Sohn war für Eindrücke wie eine Frau empfänglich, ein Schwärmer und ein Phantast. Der Vater war ein Pflichtmensch gewesen, ein braver, trockener, beschränkter Mann; der Sohn war ein Romantiker und ein vortrefflicher Kopf, berühmt wegen seiner Einfälle und Witze. Der Vater war hoch, schlank, soldatisch in Haltung, Gang und Kleidung gewesen; der Sohn hatte runde, volle Züge, welche an diejenigen der Königin Luise erinnerten, wahr mehr fett als muskulös, hastig und unstät in seinen Bewegungen, mitteilsam, gesellig, stets sprechend. Der Vater war zuverlässig gewesen; der Sohn war interessant. In ihren Gegensätzen erinnern sie etwas an Friedrich VI. und Christian VIII. von Dänemark.

So vorzügliche Erzieher Friedrich Wilhelm IV. auch als Kronprinz in allem Militärischem gehabt hatte, so besaß er doch für das Militärwesen kein Interesse. Wohl nannte er sich gern einen preußischen Offizier, aber er wurde den Zwang und die Pedanterie müde, die unumgänglich mit dem Heerwesen im Frieden verbunden sind, und er spottete zuweilen in ganz unhohenzollernschem Geiste über den Paradedienst. Aber er konnte auch zuweilen ganz gegen seine Gewohnheit, als Heerführer Feuer und Flamme werden. All diese Militärmusik, all dies Waffenklirren, diese Kommandorufe und Salven bei den Revuen versetzten ihn in eine poetische Aufregung — bei einem großen Manöver hatte er sogar einmal, von kriegerischer Begeisterung fortgerissen, den Scheinkampf noch in der Stadt Berlin fortgesetzt, unbekümmert um die hervorgerufene Verwirrung und um die Hunderte von Fensterscheiben welche bei den Kanonensalven in den Straßen sprangen.*)

In der Regel jedoch verkehrte der Kronprinz mit Männern

*) Prutz, zehn Jahre I. 77.

der Wissenschaft und mit Künstlern; mit Gelehrten wie Humboldt, Historikern wie Ranke, Malern wie Cornelius, Bildhauern wie Rauch. Er beschäftigte sich mit architektonischen Entwürfen, studierte die antiken Formen in ihrer Anwendung auf Kirchenbaukunst im byzantinischen Stil und versuchte Effekte durch Kolonnaden und Hallen zu erreichen. Er entwarf ideale Landschaften mit Reminiscenzen an die süditalienische Mittelmeerküste. Er erörterte Musik und Poesie. Er förderte besonders alle Forschungen, welche sich auf altdeutsche Zustände bezogen, auf alte Kunst, welche in den Dienst der Religion getreten war ꝛc. und dies sich Beschäftigen mit der Vorzeit bestärkte seinen Widerwillen gegen die Zeit, in der er lebte und entwickelte seine Neigung, das Alte wiederaufzurichten, oder sich doch Reformen in modernem Geiste zu widersetzen.

Diese Neigung wurde naturgemäß durch des Fürsten Umgang mit Geistlichen und einem kleinen vertrauten Kreise romantisch gesinnter Aristokraten genährt. Er war von seiner Kindheit an religiös gewesen. Er hatte als Knabe im Kriege gegen Napoleon den Glauben an die Heiligkeit der alten Staatsordnung, an das Königtum von Gottes Gnaden und an Oesterreichs Mission als Erbe des heiligen römischen Reiches eingesogen. Er eignete sich das ganze System von Gedanken und Schwärmereien an, dem Joseph de Maîstre zuerst und am besten Ausdruck gegeben hatte.*) Er studierte Hallers Wiederherstellung der Staatswissenschaften. Ihm wurde die Krone bald ein mystisches Kleinod, eine Vereinigung der Priesterstirnbinde der Vorzeit mit dem goldenen Kranze des Diktators, das Königtum ein Sakrament und der König selbst ein unmittelbar von Oben Inspirierter. Und was das Verhältnis zwischen König und Volk anbetraf, so galt ihm das patriarchalische Verhältnis als Ideal, etwa wie gleichzeitig dem sogenannten jungen England, welches sich an Disraeli anschloß.

Mit all jenem Vertrauen, das ein in politischer Hinsicht noch kindliches Volk einem neuen König nur zeigen kann, kam

*) Siehe Hauptströmungen Bd. II. Die romantische Schule in Deutschland.

Preußen Friedrich Wilhelm IV. entgegen. Man hatte auch ihm, wie für gewöhnlich allen Kronprinzen, weit größeren Freisinn als dem Vater zugetraut. Des Volkes Hoffnungen und Erwartungen legten jetzt einen Glanz um seine Gestalt. Er begann nach Weise der Könige mit einer That, welche für die Richtigkeit der Vermutungen des Volkes in Betreff seiner Gesinnungen zu sprechen schien: er erließ eine allgemeine Amnestie für politische Vergehen. So wurde überall die Hoffnung genährt, daß er dem politischen Verlangen der Bevölkerung genügen und Preußen dasjenige Gute geben würde, das man als Bedingung für jeden Fortschritt betrachtete: eine konstitutionelle Verfassung.

Wir haben (auf Seite 3 u. ff. dieses Buches) gesehen, daß das preußische Volk hierüber bestimmte königliche Zusagen besaß, deren Erfüllung unredlicher Weise in die Länge gezogen war. Um so fester rechnete man jetzt darauf, das alte Königswort eingelöst zu sehen.

Kurz nach der Thronbesteigung des neuen Königs wurde ein Huldigungslandtag für die Provinzialstände in den Provinzen Preußen und Posen ausgeschrieben. Derselbe sollte in Königsberg zusammentreten. Die Stände der Provinz Preußen beantworteten diese Mitteilung mit einer in den allerunterthänigsten Ausdrücken gehaltenen Eingabe, in welcher sie den König anriefen, die von seinem glorreichen Vater begründete Repräsentativverfassung aufrecht zu erhalten und zu vollenden; dieser hatte — hier wie stets seinem Gelübde treu — Provinzialstände eingeführt, die Vollendung jedoch seinem königlichen Nachfolger überlassen „in welchem die treueste Liebe und die innigsten Wünsche des Landes sich begegnen“.

Der niedere Bürgerstand der Provinz, sowie alle diejenigen, welche in ihrem Erwerbe von den bevorstehenden Festlichkeiten in Königsberg Vorteile erhofften, mißbilligten im höchsten Grade diesen Schritt als geeignet, den König zu erzürnen. Die höheren Stände dagegen bildeten sich ein, daß der so hoch begabte König ihrem berechtigten Wunsche sofort mit Freude entgegenkommen würde; keiner würde ja besser als er die

Mängel der alten Ständeordnung einsehen können. Aber keine von beiden Parteien sollte Recht bekommen.

Friedrich Wilhelms IV. unbestimmte Antwort ging darauf aus, daß die Ständeverfassung auf national-historischer Grundlage beruhe, der König habe das lebendigste Interesse für diese Stände, er sei fest entschlossen, den von seinen Vorgängern betretenen Weg zu verfolgen [weiter darauf zu gehen?]; die treuen Stände könnten „in vollstem Maße Vertrauen zu seinen Absichten“ hinsichtlich der Landtags-Institution haben.

So wenig diese Botschaft auch direkt gelobt, wurde sie doch mit Jubel aufgenommen. So groß war einerseits die Furcht vor einer harten Abfertigung und andererseits die sanguinische Hoffnung gewesen. Unter diesen Umständen verlief das Huldigungsfest in Königsberg unter allgemeiner Begeisterung. Der schönste Augenblick erfolgte jedoch unmittelbar, nachdem die Deputierten den ihnen vorgesprochenen Huldigungseid Wort für Wort wiederholt hatten. Denn kaum war das Echo dieses vierhundertstimmigen Amens verklungen, als man den König vom Throne, der sich auf einem offenen Balkon befand, aufstehen, an das Geländer des Altans herantreten und den Arm, als ob auch er einen Eid ablegen wolle, erheben sah: er begann zur Versammlung zu sprechen. Man hörte jedes Wort. Er gelobte, ein gerechter Richter, ein treuer, sorgsamer und barmherziger Fürst, ein christlicher König, wie sein unvergeßlicher Vater zu sein, und schloß dann mit dieser, litterarisches Talent verratenden Wendung: „So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannigfach und doch eins, wie das edle Erz welches aus verschiedenen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einziges, edles ist — keinem andern Roste unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte“!

Die Ueberraschung darüber, daß der König von Preußen dergestalt aus eigenem freien Willen sein Versprechen der Treue gegen dasjenige seines Volkes gab, und der Eindruck seiner lebendigen und gewinnenden Persönlichkeit bei dieser scheinbaren Improvisation wirkten im Verein. Es war des Jubelns kein Ende. Oben auf dem Balkon brach die Königin

in Thränen aus; unten in der Bevölkerung weinte man, lächelte durch Thränen, drückte einander die Hände. Daß sich in des Königs Rede keine deutlichen politischen Zusagen befanden, sondern daß Alles freisinnige Velleität und romantische Sprechweise war, das übersah man im allgemeinen Entzücken.

Aber die Huldigung in Königsberg sollte nur das Vorspiel zur großen und festlicheren Huldigung in Berlin bilden. Man stand noch unter dem Eindruck des Glorienscheins der goldenen Versprechungen, der um des Königs Person lag. Man wollte Alles thun, um ihm seine Ergebenheit zu beweisen, man wollte dem Fest ein Gepräge geben, das ihm besonders zusagen sollte. Nicht das paradierende Militär sollte das hervorragende Element sein, sondern man wollte der Huldigung den Charakter eines deutsch-mittelalterlichen Bürgerfestes geben, in welchem die Zünfte mit ihren Fahnen und Emblemen in einem Zuge von 10,000 Mann auftreten sollten. Man entfernte sogar — um den König mit einer kleinen Ueberraschung zu erfreuen — ein hervorspringendes Stück Mauerwerk am Rathause, einen Stein des Anstoßes, gegen welchen sein Wagen einmal, als er noch Kronprinz war, angerannt war.

In der Zeit zwischen diesen beiden Huldigungen hatte sich indessen etwas ereignet, welches der Bevölkerung den Eindruck von königlichem Wankelmut geben mußte. Es war eine königliche Kabinetsordre vom 4. Oktober 1840 erlassen worden, welche ausdrücklich — um jede irrige Anschauung zu verhindern — erklärte, daß sich der König auf keine Weise durch seine anerkennenden Worte über die treue Gesinnung der Stände für eine Repräsentativverfassung gemäß der Verordnung vom 22. Mai, ausgesprochen habe.

Die Huldigung der Fürsten und hohen Herren sollte im Schlosse zu Berlin statthaben, die der Bürger auf dem Platze davor, dem sogenannten Lustgarten. Aber es goß vom frühen Morgen ab in Strömen vom Himmel. Zwei volle Stunden standen die Bürger auf dem Platze und wurden durchweicht, während der König die Huldigungsansprachen der Fürsten, der Adligen und der Geistlichkeit entgegennahm, und seine eigene Beredsamkeit glänzen ließ — oben im Saale.

Endlich trat er auch hier auf den offenen Balkon heraus. Diesmal war man darauf vorbereitet, daß er sprechen werde, an irgend welche Improvisation glaubte man nicht mehr. Es würde ja eine Beleidigung für die Berliner gewesen sein, wenn der König, der den Königsbergern eine Ansprache gehalten, sich von ihnen huldigen lassen wollte, ohne darauf zu antworten. Und er sprach. Man sah ihn mit den Händen gestikulieren; aber der Umfang des Platzes, der jagende Wind und der herniederrauschende Regen bewirkten, daß Niemand einen Satz verstehen konnte. Man wartete darauf, wenn der König schwieg, und jedes Mal brachen loyale Jubelrufe aus, da man glaubte er sei zu Ende; aber er winkte und fuhr fort. Man sah ihn weiter gestikulieren. Ununterbrochen strömte der Regen und unaufhaltsam sprach der König. Viermal rief man im Glauben, daß er jetzt zu Ende sei, Hurrah, und viermal begann er von neuem: Er gelobe sein Regiment in der Gottesfurcht und in der Liebe der Menschen zu führen; mit offenen Augen, wenn es des Volkes und der Zeit Bestes, mit geschlossenen, wenn es Gerechtigkeit gälte aber die Antithese ging im Brausen des Regengußes verloren. Er schrie: „Wollen Sie in diesem Streben treu mit mir ausharren durch gute und böse Tage? O, dann antworten Sie mir mit dem schönsten, klarsten Laut unserer Muttersprache, antworten Sie mir ein ehrenhaftes Ja! — Und vom Platze ertönte Bravo! Bravo! Man hatte die Frage nicht verstanden; man glaubte er sei fertig. — Aber der König winkte fortfahrend mit der Hand, und schloß endlich mit dieser geistreichen Wendung, welche sich sogar den Regenguß als günstige Vorbedeutung zu Nutzen machte, die aber, wie alle anderen, verloren ging: „Ich will meine Gelübde, wie ich sie hier und zu Königsberg ausgesprochen habe, halten, so Gott mir hilft! Zum Zeugnis heb' ich meine Rechte zum Himmel empor! Vollenden Sie jetzt die erhabene Feier und Gottes befruchtender Regen ruhe auf dieser Stunde!" —

Aber Gottes befruchtender Regen ertränkte die Stimmung der erhabenen Feier und verbreitete seine abkühlende Prosa, wie über die Angeredeten, so auch über den Sprecher.

Kein Halten der Gelübte wurde bemerkt; es konnte auch Niemand irgend welche Gelübde namhaft machen, die Seine Majestät da eigentlich gegeben habe. Indessen zeigten der neue König und das neue Regiment immer mehr ihr wahres Antlitz.

An Stelle des verstorbenen Altenstein, des Beschützers Hegels und der Hegelianer, wurde Eichhorn, welcher als Pietist seine Laufbahn begonnen, zum Kultusminister ernannt. Von ihm drohte, wie das Gerücht ging, eine scharfe Feiertagsverordnung, ja sogar ein Religionsedikt mit Kirchenzucht für Beamte. Der Unwille hierüber ward so groß, daß man eine Gelegenheit an den Haaren herbeizog, um diesen kund zu geben. Der König hatte die Aufführung von Racine's „Athalie" gewünscht. An und für sich war nichts gegen das Stück einzuwenden, aber der Stoff war religiös, die Tragödie ursprünglich für die Bewohner eines Klosters geschrieben. Bei der ersten Aufführung am 4. Januar 1841 pfiff das Publikum das Stück aus, eine Demonstration, die von Niemandem mißverstanden wurde. Die Erbitterung war jedoch weit heftiger gegen den Minister als gegen den König. Denn daß der König ein Gläubiger sei, daran zweifelte Niemand, von Eichhorn glaubte man aber aus seinem früheren Leben und Umgangskreis das Gegenteil schließen zu können. Und als er öffentlich den Ausdruck „der christliche Staat" gebrauchte, und zwar in dem Sinne, daß Nichtorthodoxe in demselben nicht als eigentliche Bürger gerechnet werden sollten, da begann ein Kampf gegen diesen Ausdruck, „dies runde Viereck", wie man es nannte, mit allen Waffen des Ernstes und Spottes. Unglücklicherweise hatte der König wenige Monate zuvor unter einem seiner vorübergehenden Anfälle von politischem Freisinn, vielleicht infolge seines ausgeprägten Sinnes für allen Witz, das Karikaturenzeichnen, zensurfrei gegeben. Da sah man überall Eichhorn als Eichhörnchen an den Blättern nagen, des christlichen Staates hohle Nuß aufknacken etc. Ja sogar an dem Könige selbst vergriffen sich die undankbaren Karikaturenzeichner, und Heine, des Zeitalters größter Karikaturenzeichner, richtete gegen den königlichen Wankelmut diese Strophen in „Der neue Alexander":

Ich ward ein Zwitter, ein Mitteldimg, daß weder Fleisch noch Fisch ist
Das von den Extremen unserer Zeit ein närrisches Gemisch ist.
Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut, nicht dumm und nicht gescheute,
Und wenn ich gestern vorwärts ging, so geh ich rückwärts heute.

Doch Eichhorn begnügte sich nicht damit, den Staat zu verchristlichen, er erstrebte dies auch mit der Wissenschaft. Vor Allem war er bemüht, die Vertreter der Hegelschen Philosophie aus guten Stellungen und einflußreichen Aemtern zu verdrängen; denn diese Philosophie liebte der König nicht, sie bot seiner Phantasie keine Nahrung.

Es geschah nach dem Willen des Königs, daß Schelling nach Hegels Tode von München nach Berlin berufen ward, um von Hegels Lehrstuhl seine neue Philosophie zu verkünden, diese bis dahin mit so großer Charlatanerie geheim gehaltene nach der Reklame zu urteilen, aber epochemachende „Offenbarungsphilosophie".

Er erhielt ein Einkommen, wie es bis dahin noch kein preußischer Universitätsprofessor gehabt hatte — man sagte, es sei fast so groß gewesen, wie dasjenige einer ersten Tänzerin — und es war gewiß nicht des Königs Schuld, daß sich trotz aller Bestrebungen Schellings keine Aussicht für Ausrottung des Hegel'schen Aberglaubens eröffnete. In Wirklichkeit war Schellings Auftreten ein Fiasko. Er fühlte sich von der Verachtung einer ganzen Jugend getroffen. Chr. Kapp schilderte in einem guten Buche die verschiedenen Verwandlungen des christlichen Hofdenkers von seiner Jugend Tage bis zu jener Zeit, seinen Abfall von sich selbst, seine Humbugsversöhnung von Glaube und Gedanken, und Ludwig Feuerbach stempelte ihn mit der ganzen Energie seines Stils als den philosophischen Cagliostro des 19. Jahrhunderts und seine Philosophie als eine theosophische Farce.

Eichhorn traf jetzt eine ganze Reihe von Vorkehrungen gegen die Wissenschaft. Er setzte für die preußischen Universitäten eine gewisse Anzahl normierter Dozentenplätze fest, wodurch er die Anzahl der Privatdozenten ganz bedeutend einschränkte, hingegen die Macht des Ministeriums vermehrte. Er verabschiedete Professor Hoffmann (von Fallersleben) in

Breslau, weil dieser in seinen „Unpolitischen Liedern“ in ganz unschuldiger Form mit der Politik Scherz getrieben hatte. Diese Lieder waren nämlich so ausgeprägt, so jovial, entsprachen so genau der Bildung und dem Liberalismus des einfachen Bürgerstandes, daß sie den Machthabern Angst einflößten. — Der Bibelkritiker Bruno Bauer verlor wegen seiner beiden kritischen Schriften über die Echtheit der vier Evangelien das Recht, in Bonn zu lesen. Die servilen Fakultäten widersetzten sich dem Minister nicht: selbstverständlich seien sie für volle Freiheit der Wissenschaft — doch theologischer Dozent könnte Bauer nicht sein. Es nützte nichts, daß der Hegel'sche Theologe Marheineke in Berlin unerschrocken erklärte, daß auch er wünsche, Bruno Bauer möge als Privatdozent zurücktreten, aber nur deshalb, weil ein so eminenter Kritiker, ein Mann von so umfassender philosophischer Bildung auf einen einflußreichen Posten befördert werden müsse. Bauers Schicksal war entschieden! — Hallenser Studenten hatten eine Eingabe eingereicht, daß man David Friedrich Strauß als Professor nach Halle berufen möge. Als Antwort erhielten sie einen Verweis, und drei von ihnen, welche zuerst das Gesuch unterschrieben hatten, wurden von der Universität relegiert. — Endlich wurde, nach Gans Tode, Stahl, der bekannte Jurist der Reaktion (Verfasser von „Umkehr der Wissenschaft“) an seine Stelle nach Berlin berufen. Die Regierung erlitt die Demütigung, daß er bei seiner ersten Vorlesung von den Studenten aus dem Saale getrommelt wurde.

Da erschien im Sommer 1841 in der Schweiz ein kleines Buch „Gedichte eines Lebendigen“. Man las darin manche in Erstaunen setzende Strophe, wie z. B.:

> Reißt die Kreuze aus der Erden!
> Alle sollen Schwerter werden!
> Gott im Himmel wirds verzeihn.
> Laßt, o laßt das Verseschweißen,
> Auf den Ambos legt das Eisen,
> Heiland soll das Eisen sein.

Und an einer anderen Stelle:

> Brause, Gott, mit Sturmesodem durch die fürchterliche Stille,
> Gieb ein Trauerspiel der Freiheit für der Sklaverei Idylle!
> Laß das Herz doch wieder schlagen in der Brust der kalten Welt
> Und erweck ihr einen Rächer und erweck ihr einen Held!

Die Sammlung wird mit einer poetischen Herausforderung „An den Verstorbenen“, gegen Fürst Pückler, der unter diesem Namen geschrieben hat, eingeleitet. Dieser wurde als Repräsentant der schlaff machenden Vergnügungsseuche, welche Zerstreuung auf weiten Reisen sucht, aufgefaßt. Ungerecht war dieser Angriff allerdings, aber wie klang er!

Der anonyme Verfasser, dessen Name schnell bekannt wurde, war der 24-jährige Georg Herwegh (1817 in Württemberg geboren), ein ehemaliger Schüler des bekannten Tübinger-Stiftes, der wegen eines Streites, den er bei Abdienung seiner Militärzeit mit einem Offizier gehabt hatte, einige Jahre als Verbannter in der Schweiz im vertrauten Umgange mit anderen Verbannten und jugendlichen Radikalen gelebt hatte. Seine Gedichtsammlung mit ihrem frischen, aber unbestimmten Radikalismus erreichte in ein paar Monaten eine ungewöhnliche Verbreitung in Deutschland und fand allerorten Anklang.

Es war in diesen Gedichten ein gut Teil Unklarheit vorhanden. Bald führte der Verfasser gegen Tyrannen Krieg, bald gegen Philister, bald bezeichnete er die Feinde als fremde, bald als einheimische, bald sprach er als überzeugter Republikaner, bald wandte er sich, wie Platen, an den König von Preußen, aber mit eindringlichen, bittenden, warnenden Worten, zugleich aber auch mit der Versicherung, daß es jetzt noch für ihn Zeit sei:

Du bist der Stern, auf den man schaut,
Der letzte Fürst, auf den man baut.

Seine Zeit übersah aber den Mangel an Sicherheit im Standpunkte des Dichters; seine Begeisterung steckte an, sein lyrisch-rhetorischer Wohlklang riß hin. Seit Goethes und Schillers Zeit hatte kein Lyriker die Herzen so im Sturm gewonnen, und von den Alpen bis zur Ostsee sang die Jugend: „Reißt die Kreuze aus der Erden!“

Im Spätherbst des Jahres 1842 unternahm Herwegh eine Reise durch Deutschland. Er verfolgte mit dieser Reise ein praktisches Ziel; was er als Dichter begonnen, das wollte er als Journalist, als politischer Schriftsteller fortsetzen; er reiste, um sich Mitarbeiter für eine politische Monatsschrift,

welche „Der deutsche Bote aus der Schweiz“ heißen sollte, zu sichern. Aber überall wurde er als ein Triumphator gefeiert. Glänzende Festessen in Köln und Leipzig, Studentenserenade in Jena, empfingen ihn; noch nie war einem deutschen Dichter derart gehuldigt worden.

In Berlin, wohin Herwegh zuletzt im Oktober kam, konnte der Dichter nicht erwarten, gleiches Aufsehen zu erregen, und dies um so weniger, als er auf Ruge's Rat, der ihn begleitete, die Annäherungen eines übelbeleumundeten radikalen Vereins abschlug.*) Hier ereignete sich jedoch etwas, das einen weit stärkeren Eindruck auf die Oeffentlichkeit machte, als irgend welche Volkshuldigung es hätte thun können: der König sprach den Wunsch aus, Herweghs persönliche Bekanntschaft zu machen.

Friedrich Wilhelms IV. ästhetische Sympathieen hatten sich bis jetzt nur darin gezeigt, den alten, gichtkranken Ludwig Tieck nach Berlin zu rufen, der zuweilen bei Hofe vorlas und Schauspiele in Szene setzte, sowie Friedrich Rückert, der bei der Wiederbelebung der orientalischen Studien an der Universität mitwirken sollte, sich dazu jedoch durchaus ungeeignet erwies.

Vorurteilsfreies Verhältnis zur deutschen Litteratur war überdies weit davon entfernt, eine Hohenzollernsche Familientradition zu sein!

Es gab für die Herwegh zugestandene Audienz gewissermaßen nur einen Präcedenzfall, und zwar im eigenen Leben des Königs, nämlich seine private Antwort an Platen, aus Anlaß jener Ode, in welcher Platen ihm die Sache des unglücklichen Polens ans Herz gelegt hatte (Siehe S. 32) man sagte, der damalige Kronprinz habe in einem herzlichen Briefe seine wärmste Sympathie für die Polen zu erkennen gegeben und seine Unfähigkeit, zu helfen, beklagt. Die Ode, welche Herwegh an den König gerichtet hatte, flehte ihn an, den Klerikalismus zu Boden zu schlagen. Es überraschte angenehm, daß sich also der König dadurch nicht verletzt gefühlt hatte.

---

*) Es war der Verein der „Berliner Freien“. Anmerk. d. Uebs.

Während der Audienz, welche am 19. November 1842 statthatte, verhielt sich Herwegh, durch die Situation beengt, etwas still. Der König war seiner Gewohnheit nach beredt und mitteilsam. Er soll ungefähr Folgendes gesprochen haben: „Ich habe in diesem Jahre schon einen meiner Gegner empfangen, Herrn Thiers — Thiers hatte im Jahre 1840 auf Grund der Parteinahme der Großmächte für den Sultan gegen den Pascha von Ägypten mit Krieg gedroht — aber es freut mich mehr, Sie zu sehen. Wir haben beide unserem Rufe zu folgen, ich als König, Sie als Dichter. Ich werde meinem Rufe treu bleiben, thun Sie das gleichfalls! Nichts verabscheue ich mehr, als Charakterlosigkeit; ich achte die Opposition, wenn sie nur gesinnungsvoll ist." Und, indem er Herwegh hinsichtlich seiner Jugend einen „Damaskustag" prophezeite, schloß er mit den Worten: „Inzwischen wollen wir ehrliche Feinde bleiben."

Was über diese Zusammenkunft zwischen König und Dichter ins Publikum drang, weckte unter den damaligen oppositionellen Schriftstellern teils knabenhaften Neid, teils kindischen Unwillen. Man meinte, Herwegh hätte die Gelegenheit benutzen müssen, um (à la Marquis Posa) vom Könige politische Freiheit für Preußen zu fordern.

Wenige Tage nach der Audienz verließ Herwegh Berlin, nahm ein neues Festessen in Königsberg entgegen und wurde dort durch die Nachricht überrascht, daß seine projektierte Zeitschrift schon vor ihrem Erscheinen in Preußen durch ein scharfes Verbot betroffen worden sei. Das war eigentlich selbstverständlich, da alle Bücher, welche außerhalb Preußens erschienen, (daher auch Herwegh's Gedichtsammlung) wenn sie nicht besondere Bewilligung erlangt hatten, verboten waren. Herwegh hätte sich das voraussagen können. Aber in seiner Erbitterung über die Anklagen wegen Verräterei, welche hin und wieder in der radikalen Presse auftauchten, verlor er dieser Widerwärtigkeit gegenüber das Gleichgewicht und richtete an den König direkt einen ebenso unbeholfenen wie unmännlichen Brief voller Pathos.

Er berief sich auf die ehrliche Feindschaft, die ihm der

König gelobt hätte; dies Versprechen wäre durch das Verbot gebrochen; er wolle den König nicht bitten, es zurückzunehmen, obschon es hart für ihn sei, das Kind seiner Muse schon im Mutterleibe bedroht zu sehen, und als Individuum im ewigen Kampfe gegen ein ganzes Staatsprinzip zu leben; im übrigen schade das Verbot nichts; von seinen gleichfalls verbotenen Gedichten sei er so glücklich, gerade jetzt die fünfte Auflage herauszugeben. Es sei ihm aber ein Gebot seines Herzens gewesen, ein letztes, ehrliches, wenn auch leidenschaftliches Wort an den König zu richten, ein Wort gleichsam unter vier Augen, doch nicht nur sein Wort, sondern auch dasjenige Tausender etc.

War der Brief schon an und für sich unwürdig und dumm, so war dessen Veröffentlichung in einer Leipziger Zeitung wenige Wochen später eine Thorheit, die sich rächte. In Stettin erhielt Herwegh einen Ausweisungsbefehl; Gensdarmen überwachten ihn, bis er in den Postwagen gestiegen war. In Halle erhielt er nicht einmal die Erlaubnis auszusteigen. So festlich der Empfang auch in Preußen gewesen war, so wenig herzlich war der Abschied.

Der große Spötter Heine schrieb in seinem Gedichte „Der Ex-lebendige“ diese Verse:

Aranchuez! in Deinem Sand'
Wie schnell die schönen Tage schwanden,
Als ich vor König Philipp stand
Und seinen uckermärkschen Granden.

Er hat mir Beifall zugenickt,
Als ich gespielt den Marquis Posa,
In Versen hab' ich ihn entzückt,
Doch ihm gefiel nicht meine Prosa.

und noch beißender über den schwäbischen Säugling in „Die Audienz“:

Ich will, wie einst mein Heiland that,
Am Anblick der Kinder mich laben,
Laß zu mir kommen die Kindlein, zumal
Das große Kind aus Schwaben.
So sprach der König, der Kämmerer lief
Und kam zurück und brachte
Herein das große Schwabenkind,
Das seinen Diener machte.

Der König sprach: Du bist wohl ein Schwab?
Das ist just keine Schande.
Geraten! erwidert der Schwab, ich bin
Geboren im Schwabenlande.
. . . .
Erbitte dir eine Gnade, sprach
Der König. Da kniete nieder
Der Schwabe und rief: O geben Sie, Sire!
Dem Volke die Freiheit wieder!
Der König stand erschüttert tief
Es war eine schöne Szene;
Mit seinem Rockärmel wischte sich
Der Schwab' aus dem Auge die Thräne.
Der König sprach endlich: Ein schöner Traum!
Leb' wohl und werde gescheiter!
Und da Du ein Somnambulericht,
So geb' ich Dir zwei Begleiter.
Zwei sichre Gendarm', die sollen Dich
Bis an die Grenze führen.
Leb' wohl, ich muß zur Parade geh'n,
Schon hör' ich die Trommel rühren.

Es war nicht nur der Humor, sondern auch der Neid und die Schadenfreude, welche lachten. Man rächte sich an seiner eigenen früheren Begeisterung. Zudem hatte die Herwegh'sche Katastrophe die unglücklichsten praktischen Folgen. „Die Leipziger Allgemeine Zeitung", das in Preußen gelesenste Oppositionsblatt, wurde einen Tag, nachdem es den Brief an den König veröffentlicht hatte, verboten, die „Rheinische Zeitung", das angesehenste der in Preußen selbst erscheinenden freisinnigen Blätter, erhielt gleich darauf den Gnadenstoß. Und zugleich wurden in Sachsen auf Preußens Verlangen Arnold Ruges „Deutsche (früher Hallischen) Jahrbücher", das Hauptorgan der denkenden Jugend, verboten.

Eine gewisse Lehre zog das junge Geschlecht aber aus dem Geschehenen. Es hatte zwar nicht viel auf sich, daß sich ein 24=jähriger Dichter einem Könige gegenüber zuerst geniert gefühlt, dann unmännlich gezeigt hatte. Aber man hatte in dem Glauben gelebt, daß man im Vergleich zum Geschlechte der dreißiger Jahre einen großen Schritt vorwärts gemacht hätte; man glaubte persönliche Festigkeit zu besitzen, wo jene Aelteren nur Talent gehabt hatten. Jetzt zeigte ihnen ein

neues Beispiel, daß einmal Dichternaturen nicht aus dem geeigneten Stoffe fabriziert seien, um politische Führer abzugeben, andererseits, daß sich dies Geschlecht selbst mit äußerster Strenge erziehen müsse, wenn es am Entscheidungstage seine Schuldigkeit besser als seine Vorgänger thun solle.

Die Führerschaft fiel dann den Denkern und Politikern von Fach, allzuhäufig auch Professoren zu, und wenn die Generation, welche jetzt die deutschen Gemüter revolutionierte, gegen Ende des Jahres 1848 so traurig scheiterte, so geschah dies nicht aus Mangel an Charakter, sondern zufolge jenes Idealismus, der sich bei Männern, die nie am Ruder gewesen, entwickelt: auf Grund ihres Glaubens an die unwiderstehliche Fähigkeit der Ideen und Ideale sich zu verwirklichen, und wegen ihrer Geringschätzung der äußeren, brutalen Gewalt, die nach der Theorie nichts Entscheidendes zu bedeuten hatte, die vielmehr, als sie beim ersten Zusammenstoß zurückweichen mußte, sich geringschätzen ließ und sich ruhig verhielt, bis zu jenem Augenblicke, wo sie sich von der Ueberrumpelung erholt, aufs neue erheben sollte.

Während aber nun überall in Deutschland die Veranstaltungen, welche von den Ministern Friedrich Wilhelms IV. ausgingen, Gegenstand der verschiedenartigsten, zumeist scharfen Kritik waren, glimmte unter allem, was geschah, die preußische Verfassungsfrage stetig fort. Es war dem Könige nicht geglückt, sie durch seine Abweisung in Vergessenheit zu bringen. So waren auch die Mittel, die er und seine Ratgeber dagegen anwandten, unglücklichster Art. Der Magistrat und die Stadtverordneten von Breslau hatten bei dem schlesischen Landtage den Antrag gestellt, die schlesischen Stände möchten um Einführung allgemeiner Reichsstände, eines Reichstages, einkommen. Der König antwortete damit, daß er dem Oberpräsidenten in Breslau einen Spezialbefehl in betreff seiner im Herbst bevorstehenden Reise nach Schlesien zukommen ließ: der König wolle auf dieser Reise weder eine feierliche Einholung noch irgend welche andere Festlichkeit von der Stadt Breslau annehmen. Dies geschah im Mai wegen einer im Oktober bevorstehenden Reise, und außerdem wegen Festlich-

keiten, welche noch Niemand angeboten hatte! Die Angelegenheit endete schließlich damit, daß der König dennoch einen feierlichen Einzug in Breslau hielt, obschon das Fest eigentlich nicht direkt seinethalben veranstaltet war, sondern anläßlich der hundertjährigen Einverleibung Schlesiens in Preußen stattfand. Der König begnügte sich damit, in seiner Antwort auf die Einladung „den Mangel an Aeußerungen die seinem Herzen wohl gethan haben würden“ zu beklagen, und zu erklären, daß er aus Mangel an Zeit nur ein paar Tage in Breslau verweilen könne.

Und doch bedurfte der König einer Zustimmung der Reichsstände zu einem für sein Land äußerst wichtigen Unternehmen. Die Zeit der Eisenbahnen war gekommen. Und zur Anlage von Staatsbahnen war teils eine größere Anleihe erforderlich, teils eine Staatsgarantie für die Privatunternehmer; zu beiden Dingen gebrauchte man aber nach einem Hardenberg'schen Gesetze vom Jahre 1820 die Bewilligung der Reichsstände. Der König beschäftigte sich mit dem unmöglichen Plane, einen Ausschuß der verschiedenen Provinziallandtage, 600 Mitglieder an der Zahl, zusammentreten und diese als Reichsstände figurieren zu lassen. Metternich mußte ihm das Unausführbare dieses Planes vorhalten.*)

Unter diesen Umständen setzte ein kleines Buch „Vier Fragen eines Ostpreußen“, ganz Deutschland in Bewegung, indem es am geistigen Horizonte als das erste, noch ferne Wetterleuchten erschien, welches das Unwetter ankündet. Ende Februar 1841 war dies nur wenige Bogen starke, (angeblich in Mannheim gedruckte) Heft überall verbreitet. Man hatte so sorgfältige Anstalten getroffen, daß die Broschüre an ein und demselben Tage in allen Buchhändlerfenstern im ganzen preußischen Staate auslag; nur nach Berlin kam sie etwas später, um eine Beschlagnahme vor der allgemeinen Versendung zu verhindern.

Sie enthielt nur vier Fragen, welche den Untergang der absoluten Königsmacht vorhersagten. Sie lauteten: Was

*) Sybel, die Begründung d. deutsch. Reiches I. 107.

wünschten die Stände? Was berechtigte sie? Welcher Bescheid ward ihnen? Was bleibt ihnen zu thun übrig?

Auf die erste Frage lautete die Antwort, daß das Volk jetzt fast gar keinen Anteil an der Lenkung des Staatsschiffes habe, während dessen hohe Kulturstufe den Wunsch darnach natürlich erscheinen ließe. Der Umstand, daß das Volk auch noch alle anderen Organe außer dem Parlament entbehre, z. B. eine freie Presse, und es außerdem das tiefste Mißtrauen gegen die Minister hege wegen ihrer Willkür, ihrer Servilität und wegen ihres Pietismus, so müsse der Wunsch nach einer Repräsentativverfassung noch heißer werden. Auf die andere Frage, was die Stände hierzu berechtige, antwortete der Verfasser: das Bewußtsein ihrer Mündigkeit und die Mündigkeitserklärung vom 22. Mai 1815. Auf die dritte, welcher Bescheid ihnen geworden, lautete die Antwort: Anerkennung ihrer Treue, Abweisung ihrer Anträge und tröstender Hinweis auf einen zukünftigen, unbestimmten Ersatz. Die Antwort auf die vierte Frage, was den Ständen jetzt zu thun übrig bleibe, nahm nur anderthalb Zeilen ein und lautete: Das, was sie bisher als Gunst erbaten, nunmehr als erwiesenes Recht in Anspruch zu nehmen.

Der eindringliche, überzeugende Ton der Schrift, ihr Appell an das Rechts- und Selbstgefühl des Volkes, erweckte eine lebendige Neugierde nach dem Namen des anonymen Verfassers. Er selbst hatte dem Könige sein Buch gesandt und auf dem Titelblatte seinen Namen, Dr. Johann Jacoby, Arzt in Königsberg, hinzugefügt. Der König ließ sofort eine Kriminaluntersuchung gegen ihn einleiten. Man erfuhr allmählich, daß er ein wohlhabender, als Arzt sehr angesehener Mann sei, der beim ersten und heftigsten Ausbruche der Cholera in Polen im Jahre 1831 sofort dahin gereist war, um sie zu studieren, und später eine lange währende Fehde mit einem Warschauer Arzte, einem Charlatan gehabt hatte, der beim abermaligen Ausbruch der Cholera im Jahre 1837 ein Arcanum gegen „diese ganz unbedeutende, stets leicht zu heilende Krankheit“ marktschreierisch ausbot. Da Jacoby gegen diesen Mann einen kurzen, wissenschaftlichen Artikel geschrieben

hatte, ließ der Marktschreier in Berliner Zeitungen eine Antwort voll ehrenrühriger Beschuldigungen einrücken. Er hatte Verbindungen in den höheren Kreisen und erreichte es, daß die Berliner Zensur der ruhigen Gegenantwort Jacoby's ihr Imprimatur versagte, sowie, daß jeder Appell vom Zensor an den Oberpräsidenten, von diesem an das Oberzensurkollegium, von jenem an den Minister v. Rochow und von Rochow an den König, fruchtlos blieb, während gleichzeitig alle Verleger in Hamburg, Leipzig, Grimma, Basel und Bern es abschlugen, die Aktenstücke in dieser Sache drucken zu lassen, trotzdessen Jacoby sich zur Bezahlung aller Unkosten verpflichtete. Jeder andere hätte es nun aufgegeben, diese Verteidigung gegen einen erbärmlichen Zeitungsartikel gedruckt zu sehen. Aber Jacoby war nicht der Mann, die Sache aufzugeben. Jahr und Tag entschwanden. Der Verfasser ließ sein Manuskript alle nötigen Reisen antreten — im Ganzen reiste es 1047 Meilen — und erreichte schließlich seine Herausgabe in Paris unter dem Titel: „Beitrag zu einer künftigen Geschichte der Zensur in Preußen". So war das Naturell dieses Schriftstellers beschaffen.

Hier war also endlich gefunden, was das junge Deutschland so schmerzlich vermißt, was selbst das jüngste Deutschland mit seinem Herwegh nicht hatte leisten können, nämlich Einer unter Tausenden im öffentlichen Leben: ein Mann! Hier offenbarte sich endlich einmal ein willensstarker, politischer Führer im Deutschland der vierziger Jahre — kein Staatsmann im eigentlichen und strengen Sinne des Worts, denn er konnte sich, wie die Zukunft es lehrte, nie anpassen, nie sich damit begnügen, das Erreichbare im Auge zu haben: aber er war ein unbeugsamer Charakter von unverbrüchlicher Rechtlichkeit, der mit nie gebeugtem Mute auf sein Ziel losging.

Die Regierungs- und die Schmähpresse begannen eine Fehde gegen ihn. An seiner unbescholtenen Persönlichkeit gab es auch keine Faser, um ihn anzugreifen: aber er war von jüdischer Abstammung. In einer Brochüre, welche die Adelsvereinigung in einer kleinen, bei Königsberg gelegenen Stadt unter dem Titel „Stimme treuer Unterthanen seiner Majestät

des Königs von Preußen" herausgab, heißt es: Nicht von deutschen, nicht von christlichen Lippen sind diese Worte ausgegangen .... Es würde eine Schande für Ostpreußen sein, wenn solches von einem seiner Söhne ausgesprochen wäre .... Jacobs Same hat weder auf Gottes Stimme gehört, noch dessen eingeborenen Sohn anerkannt, ihn vielmehr getötet, deshalb ist er für ewig verworfen und unter die Völker der Erde zerstreut! — Aber bald darauf lag Jacoby's Porträt in allen Buchhändlerfenstern, dies scharfgeschnittene, von den vier Fragezeichen umgebene Antlitz, und die Feder zum Angriff wie eine Lanze gerichtet.

Die Dichter fühlten es, was dieser Mann, der hier aufgetaucht war, bedeutete, selbst die weniger charakterstarken unter ihnen, sogar Dingelstedt, der gerade damals im Begriffe war, seine oppositionelle Haltung gegen einen Hofratstitel umzutauschen. In Dingelstedts vortrefflicher Gedichtsammlung „Nachtwächters Weltgang" findet man ein augenscheinlich an den König von Preußen gerichtetes Gedicht mit der Ueberschrift: ? ? ? ?

Du weißt, was das bedeuten will? Du wirst sie mir nicht streichen?
Es sind ja nur unschuldige — vier kleine Fragezeichen.
Die wurzeln tief, die ragen hoch; wie die gerühmten Eichen
Des freien, deutschen Volkes stehen vier kleine Fragezeichen.
Du wolltest sie zwar nimmer seh'n in Deinen weiten Reichen,
Doch drängen sie sich immer auf, vier kleine Fragezeichen.
. . . .
Und einst, wenn Du gestorben bist, als Stempel dann und Aichen
Steh'n groß an deinem Monument — vier kleine Fragezeichen.

Auch Herwegh besang Jacoby, als ahnte er, daß hier ein Mann sei, der Angesicht zu Angesicht mit dem Könige von Preußen eine andere Figur machen würde, als er. Und Jacoby war es ja auch, der im November des Jahres 1848 bei einer Audienz in Berlin, als der König der Deputation auf ihr Verlangen nach einem Ministerwechsel antwortete: „Davon will ich nichts hören", hervortrat und sagte: „Das ist eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen." Herwegh's Gedicht hat ein J. zur Ueberschrift und beginnt:

Und wieder ob den Landen
Lag jüngst ein schwerer Bann:
Da ist ein Mann erstanden,
Ein ganzer deutscher Mann.
Ein Deutscher und ein Freier,
Wer hätte das gedacht!
Daß selbst die deutsche Leier
Aus ihrem Schlaf erwacht.

Inzwischen wurde die Untersuchung gegen Jacoby mit ungemeinem Eifer betrieben, in knapp 4 Wochen wurde er 20 Verhören unterworfen; 96 Zeugen, darunter Ladenjungfern, Köchinnen und Schulkinder, wurden verhört. Das Ganze war ja eigentlich nur ein Preßvergehen, ein Umgehen der Zensur. Die Anklage lautete jedoch auf Aufreizung zum Mißvergnügen, worauf Strafe bis zu 2 Jahren Festung und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte stand, ferner auf Majestätsverbrechen — Strafe bis zu 4 Jahren Zuchthaus — und endlich noch auf Hochverrat — hierfür „Hinrichtung mit der härtesten und schrecklichsten Leibes- und Lebensstrafe."

Jacoby wurde in seiner Vaterstadt Königsberg vor Gericht gestellt. Da jedoch das Kammergericht in Berlin das allein gesetzliche Gericht für Hochverratsangelegenheiten war, so erklärte sich das Königsberger Gericht für inkompetent. Die Sache wurde an das Kammergericht gesandt; da dieses jedoch die Beschuldigung wegen Hochverrats im voraus als unmöglich erkannte, so sandte es die Anklage zurück und erklärte sich gleichfalls für inkompetent. In Folge dessen mußte der König durch Kabinetsorder die Fortführung der Angelegenheit dem Königsberger Gerichte anbefehlen. Obschon nun Jacoby allen Vorteil davon zu erwarten hatte, in seiner Vaterstadt abgeurteilt zu werden, war er doch ein zu ausgeprägter Charakter, um sich durch eine Gesetzesverletzung freisprechen zu lassen und bestand hartnäckig, als des Hochverrats angeklagt, auf das Kammergericht zu Berlin. Man war gezwungen, sich ihm zu fügen, und er wurde daselbst zu 2½ Jahren Festung und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt, aber 3 Jahre später vom höchsten Gerichtshof vollkommen freigesprochen.

Währenddessen gingen in ganz Deutschland Listen herum, welche zu einer Bürgerkrone für ihn aufforderten, und die Beiträge flossen reichlich; angesehene Männer setzten ihre Namen als die ersten auf die Listen. Da mußte die Regierung wiederum eingreifen: die Listen wurden beschlagnahmt, die Unterzeichner verhört, die Geldsammlung verboten. Und während dergestalt Polizei und Zensur vollauf in der Verfassungsangelegenheit zu thun hatten, erfolgte am 11. August des Jahres 1842 die drolligste Verordnung, die man jemals in einem absolutistisch regierten Lande gesehen hatte: eines der im Lande selbst geltenden Gesetze wurde unter den verbotenen Schriften aufgeführt, indem der erneute Abdruck des Gesetzes vom 22. Mai 1815 (betreffend die Einführung von Reichsständen) als aufreizend verboten wurde.

Im September 1842 erfuhr dann derjenige Teil der Bevölkerung, welcher gehofft hatte, daß sich Preußen unter dem neuen Könige von dem demütigenden Verhältnisse zu Kaiser Nicolaus befreien würde, daß sich Friedrich Wilhelm IV. der zu Platens Zeit warme, wenn auch platonische Freund der Polen, dessen eingewurzelten Widerwillen gegen russisches Wesen man kannte, nach Warschau zur Begrüßung des Zaren zu begeben gedenke. — Auf dem Rückwege wünschte der König das Denkmal bei Kalisch zu besichtigen, welches zur Erinnerung an die Zusammenkunft der Regenten Rußlands und Preußens im Jahre 1813 errichtet war. Der Flügeladjutant des Kaisers, General Berg (der spätere Zuchtmeister Polens) übersetzte dem Könige die russischen Inschriften. Die letzte lautete: „Möge der Allmächtige die Allianz und Freundschaft zwischen Rußland und Preußen zum Frieden und Gedeihen beider Völkerschaften und zum Schrecken ihrer gemeinsamen Feinde segnen!“ Nach Vorlesung dieser Inschrift trat der König raschen Schrittes auf die Stufe des Denkmals und zeichnete mit dem Finger in den Staub auf der Seite des Denkmals das Wort: Amen!

---

*) Prutz, 10 Jahre. I pag. 237 ff. 367. 516. II. pag. 379 ff.

25.
Die neutrale Litteratur.

Trotzdessen war und blieb Friedrich Wilhelm IV. der geistreichste König des damaligen Europas. Er bekundete in seinen Gesprächen scharfen Verstand und lebendige Phantasie und war stets von dem Bewußtsein durchdrungen, königlich fühlen zu müssen. Seine veröffentlichten Billete und Briefe an Humboldt sind frisch und im lustigen Hofjargon geschrieben; auch verraten seine Aeußerungen stets schnelle Auffassung leichtgewecktes Mitgefühl, treffenden Witz.*)

Man kann auch nicht sagen, daß er keine Fühlung zur deutschen Litteratur und zum Geistesleben seiner Zeit gehabt habe; aber seine Bestrebungen gingen ausschließlich darauf aus, die „guten" Kräfte in der Litteratur an sich zu ziehen und die „schlechten" zu entfernen, und zu diesen letzteren rechnete er bald alle oppositionellen Elemente.

Am Hofe besaß von Anfang an Alexander von Humboldt die dominierende litterarische Macht. Er war 80 Jahre alt, der bedeutendste Naturforscher des Zeitalters, berühmt durch die ganze Welt; er hielt den König über die geistigen und wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit auf dem Laufenden. Die freisinnigen Staatsideen seines Bruders waren wohl verdrängt, sein eigner politischer Freisinn konnte sich bei Hofe

---

*) Für den Ton in seinen Witzen mögen die folgenden Beispiele dienen: Wenn der König im Theater war, so warteten die Lakaien draußen vor der Logenthür. Als der König eines Abends aus Aerger über die Langweiligkeit eines neuen Stückes seine Loge vor Schluß der Vorstellung verließ, fand er einen der Lakaien auf dem Fußboden des Korridors mit dem Rücken gegen die Logenwand gelehnt, sitzend schlafen. Statt ungehalten zu werden, sagte der König nur: Der hat gehorcht! — Der König mußte 1848 nach dem Siege der Revolution eine Deputation nach der andern empfangen, zuweilen anspruchsvolle und anmaßende Deputationen von schlichten Leuten. Er wandte sich an die Mitglieder einer solchen und fragte jedes einzelne: Was sind Sie? — Seiden- und Tuchhändler Ew. Majestät. — Interessante Beschäftigung! — Und Sie? — Kandidat der Medizin. — Vorzügliche Vorschule zur Regierungsthätigkeit! — u. s. w. dabei lächelte er stets und war höflich mit der giftigsten Ironie. (So mir von einem Anwesenden erzählt.)

nicht äußern, und er, dem Aberglaube und Reaktion in gleichem Maße ein Abscheu waren, mußte zu vielem schweigen, was ihm zuwider war; dennoch aber versagte er sich zuweilen eine freimütige Sprache nicht. So war der König einmal sehr von den Mysterien des Tischrückens eingenommen, doch konnte man lange Zeit bei Hofe keinen Tisch zum Tanzen bringen, was Humboldt gar nicht wunderte. Endlich empfängt der König ihn eines Tages mit den Worten: Na, was sagen Sie jetzt? Gestern Abend saßen wir zuerst eine halbe Stunde lang um den Tisch, ohne daß er sich rührte: dann fing er an, sich mit immer größerer Eile herumzudrehen. Wie erklären Sie das? — Ei, Majestät, der Klügere giebt nach! (Von Humboldt selbst erzählt.)

Aber als Schmuck des Hofes und Stolz des Staates ward er stets im Kreise des Königs geehrt, und er gebrauchte seinen Einfluß in großem Maßstabe, um für wissenschaftliche Zwecke zu wirken und zuweilen, um sein gewichtiges Wort für diesen oder jenen verfolgten Schriftsteller einzulegen. Vor 1848 war, wie die Briefe zeigen, des Königs Ton ihm gegenüber voll scherzhafter Vertraulichkeit, obschon keine tiefere Sympathie beide Männer verband. Nach 1848, als die Kreuzzeitungspartei unumschränkt herrschte, gab Humboldt häufig seine Mißstimmung über den verlorenen Einfluß in Redeweisen, wie die folgende, zu erkennen: „der König ist nicht mehr amüsabel", oder „der König verharrt in unfruchtbarer Liebe zu Personen, denen er wohlwill." Es war nicht leicht, mit ihm bei Hofe zu verkehren, oft wurde er sarkastisch und heftig, wenn Ranke's politische Meinungen mehr als die seinen gelten sollten; auch war er bei Manchen, so bei der Königin, nicht gut gelitten wegen seiner Vorliebe für Ludwig Philipp und dessen Familie. Gewöhnlich las er vor, doch nie aus seinen eigenen Schriften, am häufigsten aus dem Journal des Débats, währenddessen der König architektonische und landschaftliche Skizzen entwarf.

Ein anderer Vorleser der königlichen Familie war der von Dresden nach Berlin berufene Tieck. Obschon er bedeutend jünger als Humboldt war, so fühlte er sich doch wegen seiner körperlichen Schwäche durch den Zwang des Hoflebens stark

belästigt. Er trug gern Shakespeare und Kleist vor. Der König ließ sein altes Märchenschauspiel „Der gestiefelte Kater“ in Berlin aufführen. Das wirkte wie der Anblick eines Gespenstes aus entschwundenen Zeiten. Auf des Königs Wunsch setzte er Sophokles' „Antigone“ in Szene, und Mendelssohn schrieb die Musik dazu. Aber Tieck war jetzt nur noch ein Invalide. Speiste der Hof im Garten zu Sanssouci, so befürchtete er, selbst in den wärmsten Tagen, Zug.

Ein anderer, ehemals berühmter Dichter aus der romantischen Zeit war La Motte Fouqué. Er hatte sich, einige sechzig Jahre alt, bereits damals vollständig überlebt. Seine Heldenromane schienen dem jüngeren Geschlechte einer früheren Erdperiode anzugehören. Man war des Ritterwesens und des Minnedienstes in kindlich konventionellen Formen überdrüssig; das Unhistorische seiner Gestalten der vergangenen Zeit und das Eigenartige seiner Frömmigkeit erweckte Spott. Ohne des Königs Beistand würde er in Mangel und Vergessenheit gestorben sein.

Ein großer Dichter, der nicht der romantischen Zeit angehörte, war es, den der König, besonders auf Varnhagens Empfehlung, nach Berlin berief: Friedrich Rückert (1788—1866). Er zählte nur wenig mehr als fünfzig Jahre, gehörte aber trotzdessen dem Zeitalter nicht an. Er bezeichnete gewissermaßen in der Litteratur jener Zeit die unter allen Verhältnissen unveränderte deutsche Universalität, dies Vermögen des allseitigen Aneignens Insichaufnehmens und Nachbildens der Eigentümlichkeiten aller Völkerschaften. Er vermochte Zeit seines Lebens mit einer in Erstaunen versetzenden Virtuosität Gedichte gleichsam aus dem Aermel zu schütteln. Als Jüngling schon wurde er von Joseph v. Hammer in die arabische, persische und türkische Litteratur eingeführt und 1826 als Dozent der morgenländischen Sprachen in Erlangen angestellt, beständig aber suchte er sich seiner Vorlesungspflichten zu entziehen.

Es liegt etwas in seinem Wesen, das an Goethes Stil in der Divan-Periode erinnert, und etwas, das von den Gebrüdern Schlegel und ihrem rastlosen Forschen und Uebersetzen herstammt. Schon in seiner Doktor-Disputation vom

Jahre 1811 „Ueber das Wesen der Philologie" merkt man den Einfluß von Friedrich Schlegels Werk über die Weisheit der alten Inder, indem er hier von dem Begriff einer „Universalpoesie" ausgeht, für welche er die deutsche Sprache, als die wort- und bilderreichste, am geeignetsten betrachtet. Und Universalpoesie ist es gerade, was dieser große Stilvirtuose uns gegeben hat. Er debütiert als deutscher Patriot mit „Geharnischte Sonette" in geschliffenen, aber gesuchten Formen. Dann folgen in einem Buche nach dem andern etwa 5—600 Liebesgedichte an verschiedene junge Frauen; am reichhaltigsten aber ist die letzte, seiner Verlobten Louise Witthaus gewidmete Sammlung „Liebesfrühling". Diese Gruppe ist die einzige von Rückerts Schriften, in welcher das Gefühl vorherrschend ist. Sonst ist er ein didaktischer Dichter mit lyrischen Formen, hier aber ist er Sänger. Jedoch auch hier verhindert die feste schematische Form — wie in den Canzonen des Südens — den naiven Gefühlsausdruck, wie sich auch hier schon Rückerts Hang zur Entfaltung seiner Herrschaft über die Sprache in Neubildungen des Wortschatzes und in ungezwungenem Verschlingen der Worte in den Versen hervordrängt, wie man es bis dahin nicht kannte und wie es bald darauf in Dänemark von Aarestrup nachgebildet ward.

Welche Heldenfreudigkeit der Liebe,
Welche Stärke mutigen Entsagens,
Welche himmlisch-erdentschwungne Triebe,
Welche Gottbegeistrung des Ertragens!
Welche Sich-Erhebung, Sich-Erniedrung,
Sich-Entäußrung, völl'ge Hinsichgebung,
Seelenaustausch, Ineinanderlebung!

Derartiges hat mehr sprachliches und technisches als rein poetisches Interesse. Aber Rückert ist auch als Dichter Philologe. Seine hervorragende Kraft ist die rein sprachliche in ihrer Doppelheit: die Fähigkeit, Sprachen zu erlernen und in ihren Geist einzudringen, und die Fähigkeit, zufolge seines tiefsten Eindringens in die Geheimnisse der eigenen, deutschen Muttersprache, die besten Schöpfungen der fremden Poesieen in dieselbe umzudichten. Seine Lust war es, sich selbst sprachliche Schwierigkeiten zu schaffen, um sie zu überwinden. So

sehen wir ihn bald in altdeutschem Stil mit langen Albrecht Dürerlocken auftreten, bald als jungen Offizier aus der Zeit der napoleonischen Kriege, bald als Beduinen, der uns mit wunderbarer Kunst die Makamen des Hariri erzählt, bald als Perser seine Verse in die Formen der Ghasele schlingend oder das Heldengedicht von Rostem und Suhrab neuschaffend. Bald schreitet er als Türke in Kaftan und Turban einher, bald als Chinese in Filzschuhen und bezopft, aber am liebsten sehen wir ihn als Brahmanen an den Ufern des heiligen Ganges sitzen und eine sprudelnde Lebensweisheit verkünden, welche tausend goldne Regeln in köstlichen Versen giebt. Wenn man gern von Théophile Gautier erzählt, daß er geistig im alten Aegypten wie im heutigen Rußland, in Konstantinopel wie in Sevilla heimisch gewesen, so ist dies nur dahin zu verstehen, daß er das Klima und die Denkmäler jener fremden Gegenden kannte, — von Rückert aber kann man dies in noch weit tieferem Sinne behaupten, denn er erfaßte die Menschen in ihren verschiedenartigen Litteraturen, verstand ihre Sprache und fühlte in ihrem Geiste. Allerdings hat er jene fremden Lande nicht mit eigenem Auge geschaut und hat in Folge dessen nichts von Gautiers Anschaulichkeit, nichts von dessen Farbe und Plastik, aber er besitzt dafür die ruhige, innere Betrachtung, das Gedankenbild und den Sinnspruch in einer Fülle metrischer Formen. Wer vortreffliche Proben seiner Kunst genießen will, lese z. B. in den Makamen des Hariri den Abschnitt „Jungfrau und junge Frau“ und ganz „Die Weisheit des Brahmanen“.

Diese Arbeiten hatten Rückert auch in Berlin ein großes Publikum geschaffen, aber die Stadt mit ihrem unruhigen Wesen war ihm zuwider. Er sollte morgenländische Sprache und Litteratur an der Universität lesen, aber nur die ersten paar Male war der Lesesaal mit Neugierigen gefüllt. Bald ging er gar nicht mehr zur Universität, da sich nur zwei oder drei Zuhörer einfanden. Er kam, sozusagen, nie aus seiner Wohnung im dritten Stock eines Hauses der Behrenstraße heraus, sondern saß da oben und schrieb Gedichte, in denen er seinen Abscheu vor Berlin mit seinem modern-pulsierenden

Leben Ausdruck gab. Sogar das Berlin des königlichen Romantikers war diesen Größen einer früheren Zeit zu modern.

Etwas später berief der König den Dichter Christian Scherenberg nach Berlin. Dessen Gedichte, vor allem aber die Schlachtenbeschreibungen „Waterloo", „Abukir", sagten dem Hofe zu; er mußte dieselben vorlesen. Scherenberg, der noch als 80-jähriger Greis ein liebenswürdiger und gern gesehener Gast in Berliner Kreisen war, wurde 1798 geboren. Sein Leben war ein harter Kampf gewesen. In den Jahren 1838 bis 1840 bewohnte er, nach Auflösung seiner unglücklichen Ehe, in so dürftigen Verhältnissen eine Wohnung in dem kleinen Eckhause der Bendlerstraße nach dem Tiergarten zu, daß er nicht daran denken konnte, sich Brennholz zu kaufen, sondern von seinen kleinen Kindern im Tiergarten dürres Holz sammeln lassen mußte. Er schrieb Gedichte, Trauer- und Lustspiele, bekam nie einen Verleger, bewahrte aber trotzdessen so vollkommen die Haltung eines Gentleman, daß seine Verwandten in Stettin an einen pseudonymen „Erfolg" glaubten und ihn baten, wenigstens für seine Familie „die Maske zu lüften". Seine Feder brachte ihm nichts anderes ein, als was er für Abfassung von Bittschriften und für bogenweises Abschreiben erhielt; im übrigen lebte er von dem, was er als Hülfslehrer durch Stundengeben bei den Kindern der umwohnenden Gärtnerfamilien verdiente, und diese Honorare bestanden nach Uebereinkunft ausschließlich in Kartoffeln. Theodor Fontane hat aus Scherenbergs Leben die niedliche Geschichte erzählt, wie man in der Bendlerstraße hoffte, daß eine lange ausgebliebene Bezahlung sich zur Osterzeit in Gestalt eines saftigen Kalbsbratens einfinden würde, und wie einer der Schüler in seinem unschuldigen Wohlwollen an Stelle dessen eine Lerche in einem kleinen grünen Bauer brachte. Am Ostermorgen 1840 trug dann Scherenberg die Lerche eigenhändig auf ein Feld, öffnete ihr das Bauer und schrieb dann das hübsche Gedicht, aus dem ein Vers lautet:

Du, Vöglein, singst, das ist das Deine,
Hub leise ich zur Lerche an,
Ich geb' dich frei, das ist das Meine,
Ein Jeder bete, wie er kann.

Die Lerche gab der arme durch Nahrungssorgen gefesselte Dichter wieder frei, den kleinen grauen Wasserkrug aus dem Bauer behielt er aber zur Erinnerung und beförderte ihn zu seinem Dichter-Tintenfaß.

Jetzt hatten seine Gedichte Anklang gefunden, und der König wollte ihn sehen. Die frische Ursprünglichkeit und die knorrige Energie in seinen Schlachtenschilderungen entzückten den König. Scherenberg erzählte nie von dieser Vorlesungszeit bei Hofe, ohne jener behaglichen halben Stunde zu gedenken, welche der Vorlesung vorherging, und die er im Zimmer seines Gönners, des Grafen Bismarck-Bohlen zubrachte. Da habe man gescherzt, Zigarren geraucht, und dann, weil der König den Tabak verabscheute durch eine Eau de Cologne-Taufe den Tabaksgeruch vertrieben. — Manches Jahr danach gab es einen anderen Potentaten in Berlin, zu dessen Hof sich Scherenberg rechnete. Das war Ferdinand Lassalle; bei ihm traf er lebendigere Gesellschaft, und dort machte er sich gern über seine Protektoren bei Hofe lustig. Es lag in seinem Wesen, den Mantel ein wenig nach beiden Seiten zu drehen. Man wußte hiervon bei Hofe, doch ließ man es ihm nicht allzu sehr merken.

Ein gern gesehener Gast des preußischen Hofes, wie aller anderen Höfe, war endlich, wenn er sich in Berlin bei seiner innig geliebten, geschiedenen Frau aufhielt, Fürst Hermann Pückler-Muskau. Er war schön, elegant, vornehm, geschmeidig und gewann die Männer durch seine Lebendigkeit und sein Feuer, die Frauen durch die Anmut seines Wesens. Er galt für unwiderstehlich, und schon die Reihe berühmter Frauen, die sich in ihn verliebt haben, ist lang: Sophie Gay, Henriette Sontag, Bettina, Ida Hahn-Hahn u. s. w. Er gehört durch sein Geistesgepräge, etwa wie der Fürst de Ligne vor ihm, der internationalen Aristokratie Europas an. Seine Prunksucht schloß keineswegs ein richtiges Erkennen der Grenzen seiner Fähigkeiten, noch wahre Bescheidenheit aus. Er war ein geistvoller Vagabund, ein wahrer Künstler in der Art und Weise, sein Leben zu führen und überdies auf einem speziellen Gebiete ein Künstler von Fach. Er war es, der in Deutsch-

land mit dem steifen französischen Geschmack bei Anlage der Gärten brach und die Natur wieder in ihre Rechte einsetzte. Sein Besitz in Muskau war bald der Mustergarten für ganz Europa.

Er erlebte nicht nur unzählige flüchtige Abenteuer, sondern auch die Geschichte seiner Ehe ist ein solches. Er hatte sich zu gleicher Zeit in zwei junge Mädchen verliebt, Töchter des Reichsgrafen von Pappenheim, der mit der Tochter des Kanzlers v. Hardenberg verheiratet war. Aber die Mutter, welche damals 40 Jahre alt war, 9 Jahre älter als Pückler, wurde von einer so glühenden Leidenschaft zu ihm ergriffen, daß sie auch ihn mit derselben erfüllte. Sie gab Alles auf, um die Seine zu werden, und er ging die Ehe mit ihr ein, behielt sich jedoch seine unbedingte erotische Freiheit vor. Das Verhältnis entwickelte sich zu einem glücklichen. Nach 10 Jahren jedoch ließ sich das Paar in freundschaftlicher Übereinkunft in der Hoffnung scheiden, daß der Fürst durch eine reiche Heirat seine zerrütteten Vermögensverhältnisse würde regeln können. Dann geht er zu diesem Zwecke auf Reisen, zuerst nach London darauf ringsherum in Deutschland. Gewissenhaft berichtet er in täglichen Briefen seiner geschiedenen Frau, seiner Lucie, die Fortschritte, die er macht, und die Schwierigkeiten, welche ihm bei seinen Versuchen, die reiche Erbin zu kapern, begegnen Da der Versuch mißglückt, kehrt er zu seiner Lucie zurück und lebt aufs neue mit ihr einige Jahre in zärtlichem Verein, geht dann wiederum auf Reisen und kommt nach etwa 6 Jahren mit einer entzückenden kleinen Sklavin, Namens Machbuba zurück und läßt dieselbe ihren Aufenthalt in Muskau nehmen. Die Fürstin war hiermit nicht besonders zufrieden, obschon sie es sich zur Regel gemacht hatte, ihn nie mit Eifersucht zu plagen. Sie erhielt sich, 70 Jahre alt, ihre ihn anbetende Liebe, und er war stets die Güte, Offenheit und Herzlichkeit selbst gegen sie.

Fürst Pückler hatte nie daran gedacht, sich zum Schriftsteller auszubilden. Aber im Jahre 1830 kam ihm der Gedanke, die an Lucie während seiner vergeblichen Brautfahrt gerichteten Briefe anonym herauszugeben, und der Weltton dieser Briefe, den man so selten in der deutschen Litteratur

antraf, die einnehmende Nachlässigkeit in der Darstellung, eine Folge der nicht beabsichtigten Drucklegung, sowie die Mischung von Geistesüberlegenheit und Frivolität sprachen im höchsten Grade an. Wie oben (S. 136) erwähnt, glaubte man, daß Heine der Autor derselben sei. Der Verfasser war modern bis zum äußersten, gründlich blasiert, politisch weitgehend liberal, mit einem Worte: ein Freigeist.

Für uns haben diese vier Bände „Briefe eines Verstorbenen“ etwa denselben Wert, wie Madame de Girardins einnehmende vier Bände „Lettres parisiennes du Vicomte de Launay.“ Sie ist frischer und schreibt zuweilen besser als der Fürst. Er besitzt kosmopolitische Erfahrungen von Gesellschaftskreisen und Ländern, die sie gar nicht kennt. Man lese z. B. als Probe seines Stils die anspruchslose Wiedergabe seines Gespräches mit Goethe in Weimar im dritten Bande der Briefe. Seine begeisterte Ehrfurcht vor Goethe macht den Eindruck von Echtheit, und nicht minder Goethes Antwort auf seine Artigkeiten. Goethe hat mit ihm sofort von Muskau, (welches mit M. bezeichnet ist) gesprochen und Pücklers Verdienst um die Erweckung des Schönheitssinnes hervorgehoben: Jeder sollte nur in seiner Sphäre, ob sie nun groß oder klein sei, treu und mit Hingebung arbeiten, dann fördere man das Allgemeinwohl. Er für seinen Teil hätte nichts anderes gethan und Pückler mache es in Muskau ja ebenso.

Pücklers spätere zahlreiche Reisebeschreibungen lassen uns ganz kalt. Es mangelt ihnen allen das Unwillkürliche der ersten Briefsammlung, in noch höherem Grade aber auch das litterarische Talent, welches dies allein nur hätte ersetzen können. Den Zeitgenossen der dreißiger und vierziger Jahre sagten sie jedoch in gleich hohem Maße wie die ersten Bücher zu, und die Popularität des Verfassers erreichte eine enorme Höhe; er war aller Orten, wie etwa Franz Liszt bekannt und bewundert. Heine widmet ihm noch im Jahre 1854 in einer begeisterten Vorrede, in der er ihn „mein hochgefeierter und wahlverwandter Zeitgenosse“ nennt, seine „Lutetia“. Und in Varnhagens Tagebüchern liest man unterm 7. Juli 1839: „Fürst Pücklers Name wirkt doch wie ein Zauber auf die Leute.

Die große Welt in allen Nationen lauscht mit Spannung, sobald die Rede von ihm ist. Er hat einen gewaltigen Ruhm, und je klüger einer ist, desto mehr schätzt er ihn."

Bereits ihm Jahre 1834 hatte Varnhagen von ihm gesagt, daß er etwas Gemeinsames mit dem jungen Deutschland besäße, und zwar das Wesentlichste, nämlich die vollkommene Geistesfreiheit, und später brauchte er von ihm den Ausdruck, daß er das Oberhaus in der deutschen Litteratur repräsentiere, wie Heine das Unterhaus.

Pückler besaß eine rein ritterliche Ergebenheit für das Haus Hohenzollern und näherte sich, so oft er in Berlin war, dem Könige. Er anerkannte Friedrich Wilhelms IV. Bildung und Witz. Da er indessen in religiöser Hinsicht entschiedener Voltairianer war, der nie in einem Priester etwas anderes als einen Heuchler sehen konnte, dem auch alle unklare Frömmigkeit eine Pest war, so mußte ihn das Romantische im Charakter des Königs stark abstoßen. Wie Humboldt wandte auch er sich vom Hofe fort zu Varnhagen, dem klugen Beobachter und Kritiker, welcher vergessen in seiner Ecke saß und in seinem Journale — einem in Sainte-Beuve's Manier geführten Tagebuche — die Geschichte der Zeit schrieb. In späterer Zeit wurde auch er ein fester Gast bei Lassalle's kleinen Mittagsgesellschaften, bei denen er gern das Wort führte — und man sagt, daß er der Einzige gewesen sei, den Lassalle das Gespräch beherrschen ließ.*)

Fügt man dann noch zu den erwähnten Schriftstellern den alten, früher als Demagogen verfolgten Arndt, den Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berief, so hat man die sämmtlichen romantischen, konservativen, neutralen oder aristokratischen Männer der Feder, die an seine Person zu knüpfen, dem mächtigsten der Könige des eigentlichen Deutschlands glückte. Man sieht, wie lange und wie stark! Die Opposition aber wandte sich sogar gegen diejenigen Schriftsteller, welche den

---

*) A. de Reumont: Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen. — Briefe A. v. Humboldt's an Varnhagen v. Ense. — Varnhagen's Tagebücher. — Hillebrandt, Zeiten, Völker, Menschen. Bd. II.

Hof und die Machthaber nur streiften; wir sahen, daß Herwegh seine erste Gedichtsammlung mit einer schnaubenden Herausforderung an Fürst Pückler eröffnete. Ja, selbst gegen Arndt richtete er seinen Spott — er nannte ihn ein Abendrot, das nicht mehr die junge Welt erleuchten könne — und erhielt dafür eine poetische Zurechtweisung von Freiligrath.

Freiligrath war der einzige der jungen Dichter, den sich der König sogleich (1841) verpflichtete. (Geibels nahm er sich erst ein paar Jahre danach an). General v. Radowitz bewunderte nämlich das Gedicht „Der Löwenritt" trotz dessen Unnatur; er gewann den König für Freiligrath und verschaffte ihm eine jährliche Pension von 300 Thalern aus der königlichen Privatschatulle. Als sich aber Herwegh nicht damit begnügte, sich über ihn in Versen, wie den folgenden, lustig zu machen:

> Mir wird von alledem so dumm,
> Als ging mir ein Freiligrath im Kopf herum,

sondern auch in seinem „Duett der Pensionierten" schrieb:

> Geibel: Bist Du's?
> Freiligrath: Ja, willst Du mich kennen?
> Ja, ich bin es in der That,
> Den Bediente Bruder nennen,
> Bin der Sänger Freiligrath,

da entschloß sich Freiligrath, die Pension zurückzugeben. Und nun vollzog sich seine vollständige politische Bekehrung. Mit immer wachsender Leidenschaft schloß er sich mit seinen Gedichtsammlungen „Ein Glaubensbekenntnis" (1844) und „Ca ira" (1846) an die revolutionäre Partei an, dessen gefeiertster Dichter er wurde. Sofort nach Erscheinen der ersten Sammlung mußte er eilends von seinem Aufenthaltsorte St. Goar am Rhein nach Brüssel und später nach London flüchten, wo er sich als Kaufmann ernährte.

Wie groß seine Popularität schon damals war, zeigt folgende Anekdote. Von Brüssel machte Freiligrath einen Ausflug nach Antwerpen; dort lag ein nach Kanton bestimmter Dreimaster, welchen der Dichter und seine Freunde gern in Augenschein nehmen wollten. Der Oberbootsmann führte sie herum, als der Kapitän gerade mit seiner Gesellschaft aus der

Kajüte heraustrat. Man entschuldigte sich, aber der höfliche Seemann lud die Besucher aufs neue in seine Kajüte. Im kleinen Bücherschranke daselbst standen auch Freiligraths Gedichte. Einer seiner Begleiter sagte zu ihm: „Freust Du Dich nicht darüber, daß Deine Verse mit nach Kanton segeln? — Wie das? fragte der Kapitän. — Der Herr ist Freiligrath. — Der richtige? — Als die Frage bejaht wird, stürzt der Kapitän ans Sprachrohr: Alle Flaggen auf! Die Mannschaft auf die Raaen! Champagner auf Deck!*)

Die Gährung in Deutschland war in starkem Steigen begriffen. In Oesterreich trotzten schon seit 1842 die Ungarn unter Kossuths Führung Metternich; in Bayern hatte das Ansehen der Königsmacht durch König Ludwigs zärtliches Verhältnis zu Lola Montez sehr gelitten; in der deutschen Schweiz stand die radikale Partei der jesuitischen hart gegenüber. In Preußen herrschte jetzt die strengste Staatskirchlichkeit im Verein mit Begünstigung der Katholiken und Verfolgung aller Dissidenten, und zwar nicht nur der freikatholischen Partei, welche Ronge gestiftet hatte, und der sogenannten Lichtfreunde einer freikirchlichen Partei, welche Wislicenus gegründet hatte, sondern selbst der Pietisten und Mucker, die wohl nicht genügend staatsorthodox waren. Ein Protest nach dem andern wurde im Namen der Gewissensfreiheit an den Thron gerichtet, und zugleich wuchs die rein politische Agitation. Die Führer der Oppositionsparteien aller deutschen Staaten wirkten gemeinsam gegen die alte Bundesverfassung. Lauter und lauter wurde in Preußen — da der König der Preßfreiheit keinen sonderlichen Abbruch zugefügt hatte — der Ruf nach der versprochenen Reichsständeverfassung. Auch vom Ausland kamen revolutionierende Impulse. Seit 1846 war Pius IX. als Liberaler und als italienischer Patriot aufgetreten. Aufstände brachen ringsum auf der italienischen Halbinsel aus, und diese Aufstände, die Metternich nicht verhindern konnte, waren es, die sein Prestige zertrümmerten. Deutsche Emigranten in der Schweiz und in Nordamerika schürten nach Kräften das Feuer in Deutschland.

---

*) Schmidt-Weißenfels: Freiligrath.

Währenddessen war der König von Preußen mit der Errichtung des neuen Schwanen-Ordens und mit architektonischen Plänen beschäftigt. Er wollte ein großes Herrmannsdenkmal am Rhein als Demonstration gegen das konstitutionelle Frankreich errichten; auch ließ er nach 300-jährigem Stillstande die Bauarbeiten am Kölner Dom wieder aufnehmen. Dies wurde sinnbildlich, nicht in nationaler, sondern in kirchlicher Hinsicht aufgefaßt und gab Heine zu einigen Protesten in „Deutschland, ein Wintermärchen“ Veranlassung, sowie David Friedrich Strauß zu seiner bekannten geistreichen Schrift „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“, in der er Julian Apostata als begeisterten, religiösen Reaktionär dergestalt schilderte, daß die Parallele mit Friedrich Wilhelm IV. auch unausgesprochen in die Augen fiel.

Die aufwachsende Litteratur, welcher der König entschieden feindlich gesinnt war, zahlte ihm dies Gefühl bald mit Zinsen zurück. In Sanssouci hatte er den gichtkranken, mürrischen Tieck als Poeta laureatus bei sich, und in Berlin den mystischen Charlatan Schelling als summus philosophus. Er ließ Sophokles' Antigone und Euripides' Medea auf den Theatern zu Berlin und Potsdam aufführen, um günstig auf die unruhige deutsche Litteratur einzuwirken — die ging aber ihre eigenen Wege.

26.
Politische Lyrik, philosophische Revolution.
Anastasius Grün. Herwegh. Dingelstedt. Ludwig Feuerbach.

Unter Anastasius Grün's (Graf Alexander von Auersperg's) Gedichten befindet sich in der Sammlung „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ eins, welches die Ueberschrift „Warum?“ trägt, in dem auch jede Strophe mit einem Warum schließt: Wenn man neue Verbote am Rathause anschlägt, so steht da unten ein kleiner Mann und fragt leise: Warum? — Wenn die Pfaffen von der Kanzel gegen das Sonnenlicht zetern und heulen, fragt er: Warum? — Wenn sie mit Spießen und Hellebarden gegen Spatzen ausrücken, wenn sie

mit Kanonen nach Lerchen schießen, dann fragt er sein Warum? — Und wenn sie ihn vor Gericht gestellt fordern, ihn verurteilen und hinrichten, dann fragt es noch aus seinem Grabe heraus: Warum?

So ungefähr gings in Deutschland zu, als das patriarchalische Vertrauen zur Fürstenmacht einmal gebrochen war. Ueberall, wo von Regierungsseite ein Gewaltakt, eine unkluge Handlung oder eine Ausflucht zu Tage trat und eine Hoffnung knickte und tötete, da keimte aus der Hoffnung frischem Grabe ein Warum? Und jedes Warum? erzeugte weitere. Es blieb nicht bei den vier Fragen Jacobys; die Fragen bildeten und pflanzten sich wie jene unsichtbaren, aber gefährlichen Tiere fort, welche in unglaublich kurzer Zeit einen Organismus untergraben: Warum Ehrfurcht erzeigen? warum Vertrauen haben? warum ertragen? und vor allem, warum schweigen? Das erste Zeichen, wenn man einen Druck abschütteln will, ist, daß man nicht dazu schweigt. Schmerz und Zorn, Verlangen und Sehnen, machen sich Luft in Worten und in Liedern.

Die politische Lyrik, welche in früherer Zeit hier und dort bei Platen und Uhland, bei Lenau und Heine zum Vorschein gekommen war, sammelt und krystallisiert sich jetzt als eigene Dichtungsart, als eine vollkommene und abgeschlossene Kunstform. Bald braust ein ganzer Chor der verschiedenartigsten politischen Lieder über Deutschland hin. Es liegt ein Werden in der Luft, und scharenweis tauchen die Talente auf: Hoffmann und Herwegh, Dingelstedt und Prutz, Freiligrath und Max Waldau, Karl Beck und Moritz Hartmann, ein Flor, so reich und duftend, wie er auf diesem Gebiete nie zuvor gesehen war. Es nützte wenig, daß alte Romantiker ihre Geringschätzung für prosaische (d. h. politische) Poesie aussprachen, oder daß doktrinäre Aesthetiker erklärten, dies seien wohl rhetorische, aber keine lyrischen Talente. Schon die Zahl dieser Dichter, ihr naturgemäßes Auftreten als Gruppe, zeigte, daß sie aus dem allerbesten, dem einzig möglichen Grunde entstanden waren, dem, daß sie entstehen mußten, daß der Zeitgeist sich in ihnen ein Organ erschuf; wie sie auch das aller-

beste, das einzig gültige Recht für sich hatten, dasjenige, sich zu behaupten, die Litteratur zu erobern und sich des Volkes Herz zu gewinnen.

Sie hatten in den dreißiger Jahren einen vereinzelten Vorgänger gehabt, den vorerwähnten österreichischen Dichter Anastasius Grün. Seine Lyrik war herrlich, verschwenderisch, bilderreich, zuweilen etwas geschmacklos; aber es war Verve in seinen Versen und sein Pathos war echt. Man könnte dies Pathos josephinisch nennen. Denn Joseph II. ist Auerspergs Held, und von Seite der Aufklärung faßt er die politische Freiheit, für die er schwärmt, auf. Sein Haß ist besonders gegen die Priesterherrschaft gerichtet; doch macht er Unterschiede zwischen Pfaffen und Priester; die schändlichen Pfaffen greift er an, die edlen Priester preist und verherrlicht er. Wenn er beginnt:

Stoß in's Horn, Herold des Krieges: Zu den Waffen, zu den Waffen!
Kampf und Krieg der argen Horde heuchlerischer, dummer Pfaffen!

so folgen Verse, welche die wirklich fromme Priesterschar segnen. Aber man merkt wohl, daß nach seiner Anschauung, zu seiner eigenen Zeit mehr von den ersteren als von den letzteren angetroffen wurden. Er betrachtet es als ein charakteristisches Merkmal des Zeitalters, daß jetzt auf die dicken, tierischen Priester, die klugen, dünnen und gewaltlüsternen Bischöfe gefolgt sind:

Die Dicken und die Dünnen.

Fünfzig Jahre sind's, da riefen unsre Eltern zu den Waffen,
Krieg und Kampf den dicken, plumpen, kugelrunden Pfaffen!
Auch in Waffen stehn wir Enkel; jetzt doch muß die Losung sein:
Krieg und Kampf den dünnen, magern, spindelhagern Pfäffelein!

Gegen Metternich, gegen die geheime Polizei, gegen die Zensur, richtete der tapfere Dichter seine feurigen Verse. Es wehte in ihnen eine frische Fehdestimmung, aber kein Haß kein wilder Zorn. Das Ahnen einer großen Zukunft und die Begeisterung für große Vorzeitsgestalten bildeten das wesentliche Pathos. Die eigentlich gestaltende Fähigkeit aber war bei Auersperg schwach; er verlor sich allzu häufig in Allegorien.

Geistig wie künstlerisch ist ihm in hohem Grade das Beste

der politischen Lyrik überlegen, daß jetzt in den vierziger Jahren hervorschießt.

Georg Herwegh der sich von seiner Rundreise erholt hatte, gab nach einem Jahre die zweite Sammlung seiner „Gedichte eines Lebendigen“ heraus, welche die Eigenschaften der früheren im Verein mit einigen neuen und wertvollen verband. Es ist eine keckere, wildere Stimmung darin, und Wille wie Unwille haben ein bestimmteres Ziel. Hier findet man weniger Illusionen und schärferes Bewußtsein von Zweck und Mitteln. Kein Gedicht mehr an irgend welchen König mit der Forderung, sich an die Spitze seines Volkes zu stellen — keine Hymne mehr an irgend einen Gott mit dem Flehen, den Völkern Freiheit und Glück zu schenken. Friedrich Wilhelm IV. hatte in der Zwischenzeit sowohl Herwegh's Glauben an die Könige als Ludwig Feuerbachs Glauben an Gott getötet. Es zieht sich aber durch all' diese Verse das Gefühl, als ob es jetzt in den Gemütern nicht mehr dämmere, sondern Tag werde.

In den alten Tagesgesängen, welche Shakespeare in „Romeo und Julie“ nachgebildet hat, ist es ein stehender Zug, daß das junge Weib beim Morgengrauen den Geliebten mit der Wendung zurückhält: es ist nicht die Sonne, sondern der Mond, dessen Licht Du schimmern siehst, nicht die Lerche, sondern die Nachtigall, welche Du schlagen hörst. Hier ist auf geistvolle Weise in dem Gedicht „Morgenzuruf“ das Bild umgekehrt:

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall,
Die oben am Himmel geschlagen:
Schon schwingt er sich auf, der Sonnenball,
Vom Winde des Morgens getragen.
Der Tag, der Tag ist erwacht!
Die Nacht,
Die Nacht soll blutig verenden. —
Heraus, wer an's ewige Licht noch glaubt,
Ihr Schläfer, die Rosen der Liebe vom Haupt,
Und ein flammendes Schwert um die Lenden!

Gegen die Könige ist das Epigramm „Unglückliche Liebe“ gerichtet:

Nicht an den Königen liegt's — die Könige lieben die Freiheit,
Aber die Freiheit liebt leider die Könige nicht.

Die vorige Gedichtsammlung war sogar in ihren scheinbar religionsfeindlichen Aeußerungen rein deistisch gewesen. Auf die Aufforderung, die Kreuze aus der Erde zu reißen, um sie als Schwerter zu gebrauchen, folgt die Zeile, Gott im Himmel würde es erlauben. Hier steht auch ein Gedicht zum Preise Feuerbachs, weil er den Unsterblichkeitsglauben angegriffen hat, und ein sogenanntes Heidenlied, welches in seinem Spotte derber als irgend ein ähnliches Gedicht Heines ist:

Die Heiden — s'ist doch Schade
Um solch ingenium
Die hießen Vier gerade
Und nahmen Fünf für krumm.
Auch hatt' die Jungfernschaft ein End',
Sobold die Magd ein Kind gebar;
Dieweil das N. T.
Noch nicht erfunden war.

Und endlich werden hier im Gegensatze zu Auerspergs Standpunkt, welcher zwischen reinen und unreinen Priestern unterschied, alle Geistlichen nur als solche, ob sie nun ehrbare oder nicht ehrbare, ob sie katholische oder protestantische, ob sie tonsierte oder frisierte sind, in folgendem humoristischem Epigramm über einen Kamm geschoren:

Ob sie katholisch geschoren, ob protestantisch gescheitelt,
Gleichviel — immer gerät man den Gesellen ins Haar.

Er war scharf gewesen, jetzt ward er beißend, und aus einem Freiheitsdichter hatte er sich zum Verkünder und Vorbereiter der kommenden Revolution entwickelt.

Wenn diese klangvollen und markigen Gedichte trotzdessen nicht allzu tief auf die Geister wirkten, so beruht dies darauf, daß sich die Mängel in Herweghs ganzem Wesen (ohne daß das Publikum dieselben bestimmt empfand) auch allmählich in seiner Poesie verrieten: in jenen Pointen, jenen hervorgehobenen Stellen, jener Selbstfreude an guten Einfällen und jener geistigen Armut auf jedem anderen als dem polemischen Gebiete. Es ist keine Gedichtsammlung, welche auf eine reiche, innere Quelle deutet. Man versteht sein Leben, wenn man jene liest, und durch sein Leben wieder jene. In Wirklichkeit versiegte seine poetische Ader mit derselben. In den 32 Jahren, welche er noch zu leben hatte, hat er weiter nichts als einen einzigen

nicht starken Band Gedichte hervorgebracht. Derselbe erschien nach seinem Tode und enthält Gedichte, die reich an Witz und Freiheitsbegeisterung sind, von einem Manne geschrieben, der bis zur Sterbestunde seiner revolutionären Jugend unbeugsam treu blieb — aber es kommen im Durchschnitt nicht einmal vier auf ein Jahr.

Wenn er sich auch nie in Gegensatz zu seiner Vergangenheit setzte, so war er doch kein Arbeiter im Dienste der Freiheit. Der ganze letzte Teil seines Lebens ist in Müßiggang verstrichen. Im Jahre 1839 begann er als Dichter und kritischer Schriftsteller*). Seine Höhe erreichte er mit „Gedichte eines Lebendigen." Verheiratet war er mit einer sehr reichen, für seine Gedichte begeisterten Jüdin. Nach der Februarrevolution trat er sofort in Paris als Führer auf und fiel an der Spitze einer aus Deutschen und Franzosen bestehenden republikanischen Arbeiterkolonne in Baden ein, wurde aber am 27. April von württembergischen Truppen geschlagen und verdankte sein Entkommen nur dem Mut seiner Gattin. Heine hat in Simplicissimus I. eine beißend-satirische Schilderung dieser Herwegh'schen Kampagne gegeben. Er führte dann das so verderbliche, müßige Emigrantenleben in der Londoner Emigrantenkolonie, wo man buchstäblich nichts anderes zu thun hatte, als unfruchtbare Pläne zu neuen Aufständen zu schmieden und sich in des Andern Frau zu verlieben. Später lebte Herwegh in Paris und Zürich und führte hier, stets gleich mißvergnügt über den Lauf der Dinge in Deutschland, ein unthätiges Leben. Auch er vermochte es bis zu seinem 1875 erfolgten Tode, wie Kinkel und Moritz Hartmann nicht, sich mit der Machtentfaltung zu versöhnen, welche das Deutsche Reich auf Kosten der Freiheit erlangte. Die Ideale seiner Jugend gab er nie auf; selbst für Heine, der ihn verspottet hatte, bewahrte er männlich seine Begeisterung.

Veranlagt wie er war, mußte er naturgemäß schon im Jahre 1843 scharfen Auslug nach der Treue anderer Dichter

*) Seine Jugendarbeiten sind in „Gedichte und kritische Aufsätze" 2 Bde. 1845, gesammelt.

gegen ihre Fahne und nach der Echtheit ihres Freisinns halten. Sein Ausfall gegen Geibel und Freiligrath ist schon berührt worden. Dann wandte er sich gegen Anastasius Grün. Dieser hielt sich in Wien auf, um einen Kammerherrnschlüssel zu erlangen, weil seine Gattin, eine geborene Gräfin Attems, Inhaberin des Sternkreuzordens war und dieselbe nicht allein zu Hofe gehen konnte. In bewegten Worten fleht ihn Herwegh an, umzukehren:

Darf man den Tempel um ein Weib entweih'n,
Mit einem Weib um goldne Götzen tanzen u. s. w.

Dingelstedt antwortete, den Grafen in Schutz nehmend, mit hübschen Versen:

O, sie will es nie begreifen, ihre Prosa und Gemeinheit,
Daß ein Geist wie Du, ein Name, bürgt für der Gesinnung Reinheit
Nur das Schlechte glaubt sie willig u. s. w.

Die Antwort umging den Angriff, statt ihn zu parieren. Es hatte Niemand ernstlich geglaubt, daß ein Mann wie Auersperg seine Ueberzeugung gewechselt habe; Herwegh griff nur das an, daß er, trotz seiner Ueberzeugung, aus gesellschaftlicher Rücksicht einen Hoftitel erstrebte. Dingelstedt führte hier schon seine eigene zukünftige Angelegenheit; denn er war der nächste Dichter, gegen den sich Herwegh wandte, und hier war die Satire um so grimmiger, als sie stumm war und nur indirekt zu Worte kam.

Herwegh hatte Dingelstedt in Paris getroffen, der gleich ihm, Deutschland wegen seiner politischen Gedichte hatte verlassen müssen. Eines Abends hatte jeder der beiden Dichter im Scherz und kollegialischem Wettstreit ein humoristisch-wehmütiges Bekehrungslied geschrieben. Herwegh schrieb das Gedicht „Wohlgeboren", welches folgenden Inhalt hat: Was nützt es, von Freiheit und Vaterland zu sprechen, genial zu sein, Politik zu treiben; was hat mir das eingebracht! nein, ich will ein guter Bürger werden:

Du sollst, verdammte Freiheit, mir
Die Ruhe fürder nicht gefährden;
Lisette, noch ein Gläschen Bier!
Ich will ein guter Bürger werden.

Und dieser Refrain wiederholte sich durch alle Strophen.

Darauf schrieb Dingelstedt, um den Freund zu überbieten, das Gedicht „Hochwohlgeboren“, welches beginnt:

Ein guter Bürger willst Du werden?
Pfui Freund! — Ein guter Bürger - Du?
Das also war Dein Ziel auf Erden,
Dem stürmten Deine Lieder zu?
O nimm's zurück, das ekle Wort,
Wer mag sich so gemein geberden!
Nein, nein, mich reißt es weiter fort:
Ich muß Geheimer Hofrat werden!

Auch diese Zeile beschließt als Refrain alle Strophen des Gedichtes.

Zwei Jahre später war Dingelstedt Geheimer Hofrat, Vorleser und Bibliothekar des Königs von Württemberg. Herwegh begnügte sich damit, beide Gedichte dicht nebeneinander abzudrucken.

Franz Dingelstedt (1814 geboren), ist ein höchst eigentümlicher Typus jener Zeit, ein Freiheitsmann, der lieber als vornehmer Mann hätte geboren werden sollen, ein Fürst Pückler in Gestalt eines armen Adjunkten, ein Ironiker, der den Glanz nicht entbehren konnte, ein vorzüglicher Kopf, ohne besondere Laster und ohne besonderes Pathos, hingegen mit leichtem Witz, mit manchem poetischen Geistesfunken begabt, zeitig blasiert und schließlich in mancher Hinsicht ein praktischer Arbeiter. Er wurde in dem am schlechtesten regierten deutschen Staate, in Hessen, unter Hassenpflugs verhaßtem Regiment geboren, wurde Lehrer an einem Gymnasium, erregte durch seine freien Meinungen, sein freies Leben, seine freisinnigen Verse Mißbehagen, wurde versetzt, chikaniert, und nahm 1841, siebenundzwanzig Jahre alt, seinen Abschied. Nur ein Jahr später als Herwegh, gab er seine erste politische Gedichtsammlung „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ heraus.

Es sind gute Verse und gute Gedichte, der Spaß und die Maske sind gleichfalls gut. Ein Nachtwächter macht in seiner Uniform, mit dem Morgenstern und dem Tuthorn in der Hand seine nächtlichen Umgänge, und schildert von seinem Standpunkte vor den Häusern, was er innerhalb derselben sieht und haut. Er ist ein richtiger Nachtwächter, der seiner Alten zu

Hause tüchtig überdrüssig ist; sie ist so häßlich und hat so viele Runzeln im Angesicht; aber der Hausfriede ist vorhanden, denn sie schläft in der Nacht, er am Tage. Als richtiger Nachtwächter singt er auch seine Wächterverse von Licht und Feuer; er sieht zu den Gefangenen herauf, den politischen Gefangenen, die ihr Antlitz hinter den Eisenstäben zeigen und an denselben rütteln; er geht an der Domkirche mit ihren Reliquien vorbei, wo der Wind in den Orgelpfeifen heult, daß er schaudert, und dann selbst über sein Schauern lachen muß; zwanzig Jahre sind es her, daß er zuletzt drinnen war, er gehört nicht zu den abonnierten Sonntagsfrommen.

Und wiederum ist er doch kein richtiger Nachtwächter. Es passen weder seine Gefühle, noch seine Meinungen so recht für seinen Stand. Oben in einem Hause ist Ball; er lauscht der Musik, schildert den Tanz und die feinen Manieren der Gesellschaft. Welches Aufsehen würde es erregen, wenn er in seinem Mantel, mit Laterne und Spieß, mit Schneeflocken auf der Mütze, mit Reif im Barte und mit seinen brennend heißen, braunroten Backen plötzlich unter jene Schatten dort drüben treten wollte! — Vor einem anderen Hause hält des Ministers, des allmächtigen Ministers Wagen. Der Kutscher ist mit einem Pelze bekleidet; aber die armen unbedeckten Pferde zittern vor Kälte, während ihr Herr drinnen Karten spielt — als könnten sie sich nicht rächen, wenn er kommt:

Ich rate Dir, laß die Karten ruhn,
Und hüte Dich fein, Ministerlein!
Du hast es mit vier Hengsten zu thun,
Bedenk', daß das keine Bürger sein!

Auch Gefühlsausbrüche finden sich in manchen dieser Gedichte. Der Nachtwächter geht in der Vorstadt am Fenster eines Armen vorbei, der mit dem Tode ringt; er kommt am Irrenhaus vorüber, und die Angst vor Wahnsinn, die ihn immer an dieser Stelle packt, mischt sich mit einer geheimnisvollen Anziehungskraft; er wandert am Kirchhofe entlang, wo sie abseits an einem verachteten Platze seinen armen Vater begraben haben, der sich selbst aus dieser Welt herausgeholfen, und endlich kommt er am Schlosse vorüber, wo sich der Fürst

ruhelos in seinem Bette wälzt, während die Schildwache draußen stehend besser schläft, als er auf seinem weichen Lager.

Ein und das Andere konnte wohl ein Nachtwächter fühlen, doch nichts hätte er so auszudrücken vermocht — und jeden Augenblick fällt die Maske. Hin und wieder kommt — in vollendet plastischer Form — ein volkstümlicher Zorn zum Ausdruck. So in dem Gedicht gegen einen Hofschranzen, der das Land ausgesogen hat, und in dessen Fenstern jetzt, während seiner Krankheit, Licht schimmert:

> Warum er nicht schläft? warum er in Wut
> Die Spitzen am Hemde zerrissen?
> Ein gutes Gewissen schläft überall gut,
> Und nirgends ein schlechtes Gewissen.
> Er hat an des Landes Mark, die Schlang',
> Sich vollgefressen, gesogen,
> Er hat — ein Menschenleben lang! —
> Gestohlen, gelogen, betrogen.

Aber es kommen dort auch Ausdrücke des Hasses und der Erbitterung vor, welche unvolkstümlich sind, so der höchst frivole Rat an eine entzückende junge Dame, die an einen alten Sünder verheiratet worden ist, wie sie sich an ihrem Gemahle rächen könne. Zuweilen nehmen auch des Nachtwächters Gedanken einen höheren Flug. Er stützt sich auf eine Kanone, welche jetzt blank geputzt und ungefährlich auf dem Walle liegt. Einst flogen ihre Räder auf erobertem Boden über Leichen und Lebende, einst gab sie den Takt im Waffentanze an; denn oberhalb ihres Zündloches befindet sich ein gekröntes N. Jetzt hört man sie nur, wenn ein armer Gefangener aus seinem Gefängnisse entflohen ist, wenn der Fürst seinen Geburtstag feiert, oder wenn eine Prinzessin geboren ist. Aber Geduld! ruft der Nachtwächter der Kanone zu: Vielleicht kannst du bald aufs neue deine Kugeln über deine Feinde hageln lassen; bleib nur solange stumm, mein Veteran, daß sie dir nicht den Mund vernageln, wie sie uns andere knebeln. — Hier ist, wie man sieht, die Maske ganz abgeworfen.

Nachdem Dingelstedt Hessen verlassen hatte, folgte die Gedichtsammlung „Nachtwächters Weltgang", in welcher der Dichter nicht mehr in der Nachtwächteruniform, sondern als

eleganter Revolutionär auftritt. Es geht hier über die schlechten Fürsten, über die Verhältnisse in Hessen, Preußen, Hannover und über den falschen deutschen Patriotismus her:

> Was ist, Ihr Herrn, ein deutscher Patriot? —
> An alle Fakultäten diese Frage!
> „Ein Mann, der Sonntags dient dem lieben Gott
> Und seinem König alle Werkeltage."
>
> Was will, Ihr Herrn, ein deutscher Patriot? —
> „Für sich ein Aemtchen; Titelchen und Bändchen,
> Für seine — ehelichen — Kinder Brot
> Und legitime Fürsten für sein Ländchen."
>
> Hinaus zum Tempel, deutscher Patriot,
> Eh' Du Dich ins Sanktissimum geheuchelt,
> Und eh Dein Kuß, Judas Ischarioth,
> Die Freiheit, den Messias, rücklings meuchelt!

Wenige Monate danach war Dingelstedt Hof- und Legationsrat, hatte Amt, Titel und Band. Daß er ein Anderer geworden, konnte natürlich keiner glauben. Es kann nicht verwundern, daß man seine Handlungsweise mit Strenge beurteilte, zuweilen sogar auf recht gehäßige Weise. Die zahlreichen Aktenstücke, welche über seinen Charakter und sein Leben in späterer Zeit an den Tag kamen, vor Allem Julius Rodenbergs Publikationen in der „Deutschen Rundschau" 1889—1890, stellen sein Betragen in ein milderes Licht, als es seinen Zeitgenossen erschien. Seine Handlungsweise war unschön und unfein, aber nicht niedrig. An und für sich war nichts Schlechtes dabei, daß er eine Stellung als Vorleser bei einem gebildeten und liebenswürdigen Fürsten annahm. Der Fehler bestand darin, daß er kurz zuvor den Mund mit demokratischen Ausdrücken und radikalen Ausfällen zu voll genommen hatte ohne daß es ihm damit Ernst gewesen wäre.

Er war im hohen Grade eine Künstlernatur, zugleich aber auch ebensosehr Verstandesmensch, er war genuß- und herrschsüchtig und außer Stande, auf die Dauer die Demütigung zu ertragen, arm zu sein und infolgedessen übersehen zu werden vor allem aber war er davon tiefinnerst überzeugt, daß er, wenn er auf dem eingeschlagenen Wege fortschreiten, ein

métier de dupe betreiben würde. Was gewann er, wenn er sich in doktrinärer Ehrbarkeit von allen angesehenen Stellungen und hohen Plätzen zurückhielt! Welchen Vorteil hatte die Welt davon, daß die Reichbegabten Titel, Orden, Ehrenstellen und Aemter einer Doktrin halber den Dummen überließen? War dies etwa das Mittel, die Zustände zu verbessern? Sein Verlangen war darauf gerichtet, der Herrschende auf einem künstlerischen Gebiete zu sein, große, scenische Aufgaben auszuführen, große Theater zu leiten, an den Höfen zu glänzen, von schönen Frauen verzogen zu werden. Würde er derartiges als verbannter Gymnasiallehrer, als Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“ erreichen können? Wer würde ihn auf die Dauer als armen und unabhängigen Journalisten beachten, und wer wiederum würde ihn im Laufe der Zeit nicht als einflußreichen Hofmann achten? Gewiß würde Lärm entstehen, wenn er dem Rufe folgte — wenn er nur nicht das verwünschte Gedicht an Herwegh geschrieben hätte! — aber hier galt es, eine ruhige Frechheit, eine undurchdringliche Ironie, eine lächelnde Kälte, jene Ueberlegenheit zu zeigen, welche die Widersacher sich müde schreien ließ — und die besaß er.

Er wurde bekanntlich nicht nur ein Hofmann, sondern auch nach und nach Chef einer ganzen Reihe von Hoftheatern — in Stuttgart, München, Weimar und schließlich der allmächtige Direktor des Burgtheaters in Wien.

Heine, der mehr witzig als streng war, schrieb das unvergleichliche Gedicht (An den Nachtwächter) über Dingelstedts „Verhofräterei“, welches beginnt:

> Verschlechtert sich nicht Dein Herz und Dein Stil,
> So magst Du treiben jedwedes Spiel,
> Mein Freund, ich werde Dich nie verkennen
> Und sollt ich Dich auch Herr Hofrat nennen.

Dies Gedicht enthält das wehmütigste Verständnis für Dingelstedts Handlung und zugleich die bitterste Verachtung jenes Publikums, an das sich Dingelstedt, wie er selbst, wandte.

Derjenige, welcher ein scharfes und treffendes Bild von Dingelstedts geistiger Persönlichkeit sucht, muß die in witziger und malender Prosa gegebene Schilderung seines Lebens,

welche „Münchener Bilderbuch“ betitelt ist, mit dem Gedichtcyklus „Ein Roman“ vergleichen. Dieser enthält weit mehr von seinem innersten Wesen als seine frühen Jugendverse. Er hatte indessen schon frühzeitig das gemischte Gefühl der Anziehungskraft der vornehmen Welt und der Geringschätzung derselben erkannt. Im Gedicht „Krähwinkel“ heißt es von dieser Gesellschaft:

Sie lügen, sie krakehlen,
Sie hassen sich bis auf's Blut,
Zum Morden oder Stehlen
Fehlt ihnen nur der Mut.
Sie möchten gern und wagen's nicht,
Das heißt denn Recht und Pflicht,
Die denken können, sagen's nicht,
Die Meisten denken nicht.

Nun schildert er eine Leidenschaft in der Salonwelt. Der Erzähler trifft auf einem großen Balle in England eine Dame, eine Hindu, aus den indischen Provinzen, welche jedoch vollkommen europäisch erzogen ist; sie ist ihm geistesverwandt, wie er verstimmt, kalt und müde. Zwischen beiden entsteht ein Liebesverhältnis.

Wir klammerten uns, ob aus Zeitvertreib,
Ob aus Verzweiflung, an einander an,
Sie, ein verlornes, neugebornes Weib,
Ich, ein verlorner, neugeborner Mann.

Wie das Wort „Zeitvertreib“ zu wenig besagt, so ist das Wort „Verzweiflung“ eine Nüance zu kräftig. Es liegt deutsche Naivetät in dieser allzu starken Betonung von Geckenhaftigkeit und Schwermut. Das Thatsächliche indessen ist, daß eine Leidenschaft entsteht. Und der Roman folgt, heiß und wild, mehr Wollust als Liebe: Liebesnächte, Alkovenpoesie und die harte Stirne des Cynismus der Welt gegenüber — dann Losreißung, Lebewohl und Vergessen, bis ihn in einem Treibhause in Amsterdam der Leichengeruch einer verblühten Lotuspflanze schwindlig macht. Er erinnert sich ihrer und preßt das verwelkte Blatt wie die Hand einer Leiche an seine Lippen.

Gestalten wie Dingelstedt, geben einem Zeitalter seinen Ausdruck: sie illustrieren es, doch tragen sie es nicht. Sie sind nicht des Palastes Baumeister, sondern dessen Vergolder.

Allerdings zieht die Arbeit des Vergolders in weit höherem Grade das Auge, und weit mehr Augen an, als diejenige des Baumeisters, welcher den Grund gelegt und schon hierbei alle Verhältnisse des Palastes bestimmt hat; aber für den Bau bedeutet seine Arbeit im Vergleich hiermit nichts.

So genußsüchtig und frühzeitig blasiert diese Dichter auch oft sind, und so selten sie einen anderen Halt, als jene politische Ueberzeugung besitzen, von der sie singen, mit der sie Staat machen und die sie in der Regel verraten, so haben sie dennoch ihre soziale Bedeutung dadurch, daß sie Stimmung, allgemeine politische Stimmung schaffen. Sie beschleunigen damit die so langsam vor sich gehende Umgestaltung der Gesellschaft; doch diese äußere Umgestaltung selbst ist nicht die Hauptsache; das Politische ist nicht ihr Hauptbeweggrund. Die äußere Umwälzung ist ein Ausdruck von tieferen, der Oberfläche ferneren Bewegungen. Den größten Teil daran hat vielleicht die von der Philosophie ausgehende, stille Umbildung der religiösen Lebensbetrachtung.

Und auf diesem philosophisch-agitatorischen Gebiete tritt, gerade inmitten des Zeitpunktes, da Herwegh seine beiden Gedichtsammlungen und Dingelstedt seine erste herausgiebt, im Sommer des Jahres 1841, ein epochemachender Denker auf. In seinem Werke „Das Wesen des Christentums“ entwickelt er große Gedanken, begründet und lehrt eine Lebensanschauung, welche durch Alles, was nach ihm von Anderen gesagt und geschrieben wird, hindurchschimmert, sofern sie sonst auf der Höhe der Entwickelung stehen. Er ist der Eckstein, auf dem in einer langen Reihe von Jahren Alle bauen und Alles gebaut wird — Ludwig Feuerbach.

Wenn ich ihn groß nenne, groß als Mensch und Denker, so fühle ich selbst schmerzlich die Unzulänglichkeit dieses Wortes. Wir haben uns dasselbe von der Länge und Breite in der Sinnenwelt geholt, und es macht keinen Eindruck; wir sind allmählich dafür so abgestumpft, daß wir dabei nichts mehr fühlen. Selbst der Sinn für Größe ist gar nicht mehr recht lebendig unter uns. Er wird durch die kühle, steife Art getötet, mit der wir in das Leben der Geistesfürsten eingeführt

werden, wenn wir die allgemeinen gelehrten Darstellungen ihrer Thätigkeit lesen. Nimmt man irgend eine Geschichte der Philosophie, so findet man sie darin klassifiziert und nummeriert, daß sie einer wie der andere aussehen. Sie stehen da hintereinander, mit derselben Achtung und demselben Interesse behandelt: Schelling, der ein Genie und ein Charlatan war, Trendelenburg, der sich von Eichhorn anstellen ließ und den ihm günstigen Wind nach Altensteins Tod benutzte, Strauß, der ein Denker zweiten Ranges und gewissermaßen ein Pedant war, Karl Vogt, der ein Talent und ein Gourmand war, Lotze, der Professor der Philosophie, ein ausgezeichneter Professor, aber nichts weiter war, und zwischen diesen ist Feuerbach in einer Rubrik mit mehreren Anderen eingeordnet, vielleicht sogar als einseitig, Stümpern untergeordnet, die sich Wirklichkeitsidealisten oder so ähnlich genannt haben — Derartiges demoralisiert!

Er war groß. Das will besagen, daß um ihn herum, nach allen Seiten ein großer offener Raum ist. Das will ferner besagen, daß wir, wenn wir ihn verstehen wollen, Alle und Alles abthun müssen, was sich in den Lehr- und Handbüchern um ihn drängt. Daß er groß ist, bedeutet, daß er auf einem anderen Niveau steht. Gewahren wir dann die jetzt einsam stehende Gestalt, so findet sich ein Ehrfurchtsverhältnis von selbst ein.

Denn so einfach er auch im Verhältnis zu Freunden war, so liegt doch ein ungeheurer Ernst über dieser Gestalt ausgebreitet. Man betrachte nur sein Antlitz, in welchem alles Stil ist, strengster, härtester Stil, und seine Züge, welche den Stempel des Genies tragen. Es ist Stil in dieser mächtigen Stirn, in diesen kleinen Augen, in diesem großen, flatterndem Barte. Es liegt Macht darin, Macht und Hoheit und männlichste, bronzeartig-rauhe Schönheit.

Selbst ein Genie, entstammt er einem Geschlechte von lauter geistig begabten Menschen: Der Vater, Deutschlands erster Kriminalist, der Bruder, die Schwester, der Neffe, alle waren genial. Er wurde 1804 in Landshut geboren, studierte in Heidelberg, ward zuerst gläubiger, dann kritischer Theologe,

darauf zuerst abstrakter, dann immer mehr wirklichkeitsliebender Philosoph. Er giebt anonym seine „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ heraus, welche konfisziert, dann wieder freigegeben werden. Da sein Name als Verfasser dieses Buches bekannt wird, wird ihm wiederholt sein Gesuch um eine Professur in Süddeutschland und später ähnliche Versuche, durch die Vermittelung befreundeter Gelehrten eine Stellung als Universitätslehrer in Berlin, Frankreich, der Schweiz und Griechenland zu erhalten, abgeschlagen. Im Briefwechsel mit seinen gelehrten Freunden und mit Männern aus dem Volke (wie jenem Konrad Deubler im Salzkammergut), die seine Schriften zuweilen besser verstehen und tiefer dabei fühlen, als die sogenannte gebildete Welt, lebt er dann von 1836 an ein stilles Privatleben (bis 1860 in Brückberg bei Ansbach, dann in Rechenberg bei Nürnberg) und in späteren Jahren sogar als Einsiedler auf dem Lande. Im Jahre 1837 vermählte er sich mit seiner Jugendgeliebten. Eine denkwürdige Begebenheit seines inneren Lebens bildete die von ihm erwiderte Leidenschaft, welche anfangs der vierziger Jahre ein junges Mädchen, die Tochter eines seiner Freunde, für ihn faßte, und von der sie sich aufreiben ließ.

Vorlesungen hat er nur ein einziges Mal, im Jahre 1848 in Heidelberg gehalten, allerdings nicht an der Universität, die ihn fürchtete und mied, sondern privat. Seine Freunde hatten im Jahre 1842 seine Anstellung in Heidelberg versucht; zuerst fühlte er sich von diesem Gedanken angezogen, später aber wehrte er sich mit allen Kräften dagegen, daß man zur Verwirklichung dieses Planes Schritte thue: „Mich zum Professor machen wollen und zwar auf ordinäre Weise, wie es jeder Tropf werden kann, heißt, mich den Tröpfen, die gegenwärtig figurieren, gleichstellen, mich verletzen, mich blamieren . . . Mein Kopf gehört nicht auf das Katheder oder gar auf die Kanzel. Er gehört — weißt Du wohin? — rate: aufs Schaffot, denn mein Kopf ist so entscheidend und scharf wie das Schwert eines Scharfrichters, und ich selbst habe nur die Lust und die Kourage zu Handlungen, wo es gilt, den Kopf

aufs Spiel zu setzen."*) Der Freund hatte ihn aufgefordert, sein neues Werk lieber „Wesen der Theologie" als „Wesen des Christentums" zu nennen. Er antwortet: „Der Sturz der Theologie ist eine höchst untergeordnete Nebensache. Ich habe es nur mit welthistorischen Wesen zu thun . . . Auf's Haupt muß man schlagen, aus Prinzip muß man negieren. Handeln heißt enthaupten — mit dem Entschluß, sich dafür selbst enthaupten zu lassen."

Das ist eine festere Sprache und eine andere Anschauungsweise als die der Poeten. Saint-René Taillandier hat einen Widerspruch darin finden wollen, daß Feuerbach mit solchen Anschauungen nicht an der revolutionären Bewegung von 1848 teilnahm. Feuerbach antwortete hierauf: „Herr Taillandier! Wenn wieder eine Revolution ausbricht und ich an ihr thätigen Anteil nehme, dann können Sie zum Entsetzen ihrer gottesgläubigen Seele gewiß sein, daß diese Revolution eine siegreiche, daß der jüngste Tag der Monarchie und Hierarchie gekommen ist. Leider werde ich diese Revolution nicht erleben. Aber gleichwohl nehme ich thätigen Anteil an einer großen und siegreichen Revolution, einer Revolution aber, deren wahre Wirkungen und Resultate sich erst im Laufe von Jahrhunderten entfalten. Denn nach meiner Lehre, welche keine Götter und folglich auch keine Wunder auf dem Gebiete der Politik kennt, nach meiner Lehre, von der Sie aber so viel wie garnichts wissen und verstehen, ob Sie sich gleich anmaßen, mich zu beurteilen, statt zu studieren, sind Raum und Zeit die Grundbedingungen alles Seins und Wesens, alles Denkens und Handelns, alles Gedeihens und Gelingens. Nicht weil es dem Parlament an Gottesglauben fehlte, wie man lächerlicherweise in der bayrischen Reichsratskammer behauptete — die Meisten wenigstens waren Gottesgläubige, und der liebe Gott richtet sich doch auch nach der Majorität — sondern weil es keinen Orts- und Zeitsinn hatte, deswegen nahm es ein so schmähliches, so resultatloses Ende."**)

So viele Entwickelungsstadien Feuerbach während seines

*) Briefwechsel zw. Feuerbach und Christian Kapp. 1876. pag. 176.
**) Wesen der Religion. pag. VII.

stets steigenden Wirklichkeitsinteresses auch durchlaufen hat, und so viel auch mit Recht von seinen verschiedenen Standpunkten gesprochen werden kann, so ist sein Hauptgedanke gleichsam als Schlüssel zum Gewölbe, auf dem das Ganze ruht, doch ebenso einfach wie erhaben. Und dieser lautet: Der Mensch kann sich nicht eines Wesens bewußt werden, welches über seinem eigenen steht. Wenn der Mensch dies könnte, d. h. seines Wesens als endlich bewußt sein einem anderen Wesen gegenüber, welches als unendlich aufgefaßt würde, so würde der Mensch in seinem Bewußtsein sein eigenes Wesen begrenzen, d. h. es negieren. Des Menschen Bewußtsein würde also über dessen Wesen reichen, aber dies ist unmöglich: denn Bewußtsein ist nur die Selbstbestätigung des Wesens.

Statt wie Hegel zu sagen: des Menschen Bewußtsein von Gott ist Gottes Selbstbewußtsein, werden wir dann zu sagen gezwungen: des Menschen Bewußtsein von Gott ist des Menschen Selbstbewußtsein: die Religion ist des Menschen erste und indirekte Selbsterkenntnis.

Es wird von allen Seiten eingeräumt, daß Gott unumgänglich durch menschliche Prädikate bestimmt werden muß: Gott ist die Liebe, Gott ist die Güte, die Wärme, das Licht usw. Aber das Subjekt ist ja nur das personifizierte Prädikat. Das Prädikat ist das Ursprüngliche. In Wirklichkeit ist der Sinn der Religion dieser: die Liebe ist göttlich, d. h. unbedingt wertvoll, anbetungswert, Güte, Wärme, Licht sind etwas Göttliches.

Der Glaube an einen Gott ist also der Glaube an das menschliche Wesen als Grundwesen der Natur.

Der scheinbare Grundsatz der Religion ist zwar dieser: Ich bin Nichts im Vergleich mit Gott; und ihr wirklicher: Alles ist Nichts im Vergleich mit mir, Alles ist Mittel für mich. Mit Hülfe von Gebet und Wundern habe ich durch Gott als Mittelglied das All zu meiner Verfügung. Gott entspringt aus dem Wunsche. Da der Grundwunsch im Christentume unbegrenzter Genuß, Seligkeit ist, so ist Gott das Mittel, um Seligkeit zu erlangen, oder richtiger: die Seligkeit und die Gottheit sind Eins.

Mit einem Worte: Theologie ist Anthropologie, das theo-

logische Problem ist ein psychologisches Problem — und von Feuerbach in allem Wesentlichen für alle kommenden Zeiten gelöst.

So betrachtet steht sein Lebenswerk als eine Einheit da. Läßt sich diese auch nicht so kurz, in wenigen, hingeworfenen Worten ausdrücken, so drängt das innere Gefühl doch leicht in ein einziges Gefühl zusammen, was die Menschheit ihm schuldet.

Wenn ein junger Mann im Pantheon zu Rom steht und sich in den Anblick dieser Kuppel, der schönsten der Welt, vertieft, so hegt sein Geist leicht den Wunsch: wer doch, wie der Baumeister dieses Tempels, einmal in seinem Leben eine so einfache und erhabene Idee, wie sie dieser Kuppel zu Grunde liegt, hätte — wer doch ein einziges Grundverhältnis, eine einfache und doch zusammengesetzte Formel ersinnen könnte, die sich, kraft ihrer inneren Reichhaltigkeit, zu einem ganzen Grundsystem, zu einem Umfange von solcher Größe, einer ganzen Himmelswölbung im Kleinen, ausspannen ließ! Ein solcher Gedanke in seiner ursprünglichen Einfachheit und der Reichhaltigkeit seiner Ausführung wäre ausreichend, für ein großes Menschenleben — und solchen Grundgedanken hat Ludwig Feuerbach gehabt!

27.
Die revolutionäre Poesie. Freiligrath. Robert Prutz.

Das bedeutsamste Merkmal für das, was in den vierziger Jahren den Namen Bewegungslitteratur erhielt, ist, daß sie auch nicht die geringste Beziehung zum offiziellen Deutschland hat. Dieser Umstand machte ihre Stärke aus und verlieh ihr ihre Frische. Unter dem offiziellen Land oder Volk darf hier nicht eine kleine begrenzte Welt, ein Ding für sich, etwa Hof- und Regierungskreise, verstanden werden, sondern jener ganze Teil des Volkes, der unter normalen Verhältnissen das ganze Volk zu sein scheint und all jenes, was vom Volke ausgeht, mit dem nationalen Gepräge stempelt, sowie alle

Thaten des Volkes in der Vorzeit mit demselben Gepräge versehen hat. Mit all diesem, was eine spätere Zeit Bildungsphilisterei genannt hat, stehen die stellvertretenden Männer des Volkes aus diesem Zeitraume in gar keiner Berührung. Eine entsprechende Gruppe von Persönlichkeiten und Dichtungen findet sich nicht innerhalb der Litteratur der drei nordischen Reiche. Im Norden wurde sogar die oppositionelle Studentenlyrik nach nur wenigen Jahren offiziell. Die vorzüglichsten deutschen Dichter dieser Zeit sind unabhängig oder machen sich unabhängig vom offiziellen Deutschland und tragen mannhaft die Folgen ihres Schrittes.

Von denen, die sich unabhängig machen, ist Freiligrath der interessanteste. Er wurde 1810 in Detmold geboren; er ist Westfalens blonder, blauäugiger Sohn, schwer und robust mit seiner dicken Mähne. Er ist der Sohn eines Schulmeisters, den man gegen seine Neigung zum Kaufmann erzieht, der aber dem Kaufmannsstande Unendliches schuldet: seine Freiheit von klassischen Erinnerungen, seine Bildung durch die modernen Litteraturen allein, seinen Sinn für ferne Gegenden und Klimate, welche der Welthandel in gegenseitigen Verkehr bringt, und endlich, das entschieden moderne Gepräge seines Geistes.

Freiligrath ist nicht, wie sein Vorgänger in der politischen Poesie, Hoffmann von Fallersleben, nur ein fruchtbarer Liederdichter, sondern er ist ein echter, begeisterter Poet. Hoffmann, welcher die altdeutschen Volkslieder studiert hatte, und selbst eine natürliche, volkstümliche Seele war, war unerschöpflich in seiner klangvollen Polemik gegen das Junkerwesen und die Bureaukratie, aber er wiederholte sich mit der Einseitigkeit des Volksdichters. Freiligrath hat verhältnismäßig wenig geschrieben, aber jedes seiner Gedichte hat seine Individualität. Er ist von der neueren französischen und englischen Poesie, aus denen er so zahlreiche und vorzügliche Uebersetzungen geliefert hat, beeinflußt, und debütiert als beschreibender Dichter aus Viktor Hugo's Schule, aber schnell entwickelt er sein eigenes Gepräge. Er besitzt in sehr hohem Maße zwei Eigenschaften, die sich selten vereint vorfinden: die Fähigkeit zum Malerischen und die Innigkeit des Gefühls. Die erstere läßt ihn Stoffe

aus fremden Weltteilen mit glühendem Kolorit darstellen, die andere läßt ihn zum Sänger der Heimat und des Familienlebens werden. In seiner politisch-revolutionären Periode wurde die Innigkeit zum mächtigen Pathos, und seine Fähigkeit des anschaulichen Ausmalens stand ganz im Dienste des Zornes der Kampflust und der Entrüstung.

In seiner Jugend (1830) empfing er in Amsterdam tiefe Eindrücke vom Meere und der Schiffahrt. In seinen Träumen folgte er den zahlreichen Schiffen, welche den Hafen verließen, um nach Afrika, nach Indien, nach der Türkei, nach Amerika, zu segeln. So entstand die Neigung, die Natur dieser Länder, die er in der Phantasie lebendig vor sich sah, zu schildern, und Hugo's „Les Orientales" gaben ihm nicht nur die Anweisung zu den Farben, in denen solche Stoffe gehalten werden mußten, sondern auch die metrische Form. Er allein von den deutschen Dichtern versuchte sich den Alexandriner der Franzosen, dies in Deutschland verachtete Versmaß, anzueignen und dessen Schönheit zu behaupten — sonderbar genug mangelte ihm, mit seinem ausgebildeten metrischen Sinn dermaßen das Ohr für die Eigentümlichkeiten des Alexandriners, daß er denselben beständig durch reine Jamben wiedergiebt; und hierbei beharrten die deutschen Dichter nach ihm auch dann noch, als diese Art der Wiedergabe längst im Norden aufgegeben war.

Er fühlte ein beständiges Sehnen hinüber über das Weltmeer. Im Gegensatz zur deutschen Dachkammerpoesie gab er — von seiner Kammer aus — Bilder von Afrikas Wüsten und Amerikas Urwäldern. Zuweilen traf er die tropische Lokalfarbe mit Glück, hier und da jedoch mit weniger Geschick. Sprachlich wirkte er besonders durch neue eigenartige Reime, solche auf prunkende und schallende Fremdworte, wie „Sykomore", „Trikolore" und ähnliche. Wenn seine Verse gut waren, glichen sie lebendigen Kolibris, wenn ihre Pracht steif war, ausgestopften.

Aber dieser afrikanische Freiligrath ist nicht der bedeutendste. Der nationale und freisinnige Freiligrath ist mehr wert. Als ihn Herweghs politische Herausforderung erweckt hatte, hielt er bei sich selbst Einkehr, legte sich wegen

der ihm selbst noch nicht ganz bewußten Sympathieen und Tendenzen seines Wesens natürlich und ehrlich Rechenschaft ab, fand in der Tiefe seines Wesens einen Freiheitsdrang, den nichts zügeln konnte und ein Mitgefühl mit den Unterdrückten, welches in Haß und schäumenden Zorn umschlagen konnte. Sein Genius führte ihn auf den revolutionären Weg, im Sturmschritt durchmaß er ihn, bis er seine Schwingen zum Fluge entfaltete. Und von des Dichters Lippen klangen Marseillaisen. O, diese Hymnen Freiligraths von 1848: sie sind die Begeisterung selbst, die begeisternde Begeisterung. Es liegt eine Wildheit, ein Glaube, eine revolutionäre Religiosität, eine flammende Ironie, ein jubelnder Siegesrausch in den ersten derselben und die edelste Verzweiflung, erhaben in ihrem Ausdrucke, in den letzten.

Aber auch die Gedichte, welche der Revolution vorausgehen und zu derselben aufreizen, sind lesenswert. So die Sammlung „Ça ira" von 1846. In jedem Gedichte derselben ist ein einzelnes, anschauliches Bild durchgeführt. Im ersten stößt ein Fahrzeug, die Revolution, vom Lande ab, das ist der schwarze Brander, welcher in die scheinheilige Yacht der Kirche Raketen wirft und dann seine Kanonen gegen die Silberflotte der Reichen richtet. In einem andern wird durch ein Motiv, welches Thomas Moore entlehnt ist, die Despotie als ein Eispalast dargestellt, der im Frühjahr krachen, bersten und schmelzen wird.*) Im Gedichte „Wie man's macht", wird mit ansteckender Leidenschaft der Sturm auf das Zeughaus einer Hauptstadt so dramatisch und lebendig geschildert, daß man ihn vor sich sieht und mitten darin zu sein glaubt. So wie die Revolution, die er vorherahnt, näher und näher kommt, wird auch seine Dichtung immer aktueller. Er schildert einen Rheindampfer, welcher den König und die Königin von Preußen an Bord hat. Der Dampfer erinnert an das deutsche Gemeinwesen. Oben auf Deck genießt die Gesellschaft die freie Luft, den hellen Sonnenschein, die schönen Rheinlandschaften; unten bei der Maschine aber steht der Proletarier als Maschinist und Heizer,

*) Siehe Hauptströmungen. Bd. 4. Kap. 12.

als Herr über den Vulkan, welcher das Schiff vorwärts treibt und im Gange erhält. Ein Ruck, ein Schlag von ihm und der ganze Bau, dessen Spitze der König ist, stürzt zusammen: das Deck berstet, die Flammen schlagen in die Höhe — doch du böses Element, heute noch nicht! — Aber in einem andern Gedichte „Freie Presse" greift der Dichter dem Gang der Ereignisse vor. Der Aufruhr soll losbrechen, noch ein Tag, und es soll in den Straßen gekämpft werden. Der Eigentümer einer Buchdruckerei spricht zu seinen Leuten. Zum Schießen gebraucht man Blei, dem Volke aber mangelt es an Munition, nun heißt es, alle Alphabete in Kugeln umzugießen, und bald fließt und zischt die geschmolzene Masse in die Kugelformen. Die Zeit ist derartig, daß jetzt die Typen nur als Kugeln die Menschheit befreien können.

Die Tage des jungen Deutschland waren vorüber, aber Deutschland selbst schien jetzt jung geworden zu sein. —

Einen Gegensatz zu Freiligrath bildet Robert Prutz, (1816 zu Stettin geboren) durch die Gründlichkeit seiner Bildung. Er ist ein kritischer, historisch und philosophisch gebildeter Geist, der sich zwar in vielfacher Richtung versucht hat, aber nur als politischer Dichter bleibende Bedeutung behält. Er war von Anbeginn ein feuriger Mitarbeiter an Ruge's Hallischen Jahrbüchern und wurde frühzeitig von der Strafe der Landesverweisung betroffen. Als Dichter ist er Feuerbachianer. Er kann allerdings etwas trocken und phantasielos in seiner politischen Lyrik werden, hält sich gern genau an die Sache; aber seine zugleich nüchterne und begeisterte Freiheitsliebe spricht an. Derjenige, welcher ihn einmal lieb gewonnen hat, wird viel von ihm halten, wird sogar einen ersten Preis auf seine späteren, wegen Sensualismus thörichter Weise verketzerte Gedichtsammlung „Aus der Heimat" setzen — nur sollte er nicht die unglaubliche Geschmacklosigkeit gehabt haben, sie seiner Frau zu widmen.

Seine wertvollste Schöpfung ist „Die politische Wochenstube" (Zürich 1845), ein kleines aristophanisches Meisterwerk, in welchem es Prutz geglückt ist, den Witz und Spott der

jüngeren Generation, ihr ganzes Streben mit all ihren Hoffnungen zusammenzufassen.

Für diesen klassisch gebildeten Dichter war es natürlich, die aristophanische Form zu wählen; leider hat er sich zu genau an dieselbe gehalten. Das Stück ist in Folge dessen nur ein Juwel für einen ausgesuchten Leserkreis geworden, statt eine Nahrung für das Volk. Es ist das Werk eines hoffnungsvollen jungen Träumers: sein Glaube an eine glänzende Zukunft Deutschlands war ebenso lebendig und mächtig, wie seine Freude beim ironischen Einreißen des Hinfälligen und Baufälligen; wenn die burlesken Figuren und Einfälle hier gleichsam auf einem idealisierten Goldgrunde hervortreten, so geschieht dies, weil der Dichter hinter ihnen die Sonne der Zukunft aufgehen und strahlen sieht.

Die Handlung des Dramas spielt in und vor dem Hause eines Doktors, welches eine Art Privat-Entbindungsanstalt vorstellt, zu dem junge Damen der höheren Stände zuweilen ihre Zuflucht nehmen. Aber in der letzten Zeit ging das Geschäft nicht sonderlich. Gute Zeiten waren es gewesen, als der Pietismus noch in Königsberg florierte; denn Gottes Segen war mächtig in den Frommen und die vielen frommen Umarmungen trugen Früchte; nachdem jetzt aber die Staatskirche feindlich gegen den Pietismus aufgetreten ist, stehen seine Stuben leer. Bald weiß er keine andere Rettung mehr, als Mitarbeiter an der preußischen Staatszeitung zu werden; denn wer zu nichts anderem mehr gebraucht werden kann, der findet immer noch sein Brot bei dieser Zeitung. Sein Diener Kilian ist hungrig und fordert Speise. Der Doktor rät ihm, sich seinen Magen herausnehmen zu lassen und holt schon das Messer zur Operation hervor. Dann würde er nie mehr hungern, und welche Verdienste würde er sich nicht um die Menschheit erwerben, wenn er den lebendigen Beweis dafür erbrächte, daß sich die Operation ausführen ließe! Denn, welches ist die Klippe, woran heutzutage die Tugend strandet? Weshalb nahm Freiligrath die Pension entgegen? Weshalb ließ sich Dingelstedt brandmarken? Der Magen war es, Alles nur des Magens wegen.

Aber in diesem Augenblick nähert sich als Bettler verkleidet

Herr Schlaukopf. Er deklamiert im Stile des Nibelungenliedes etwas Patriotisches von Hermann, dem Cherusker, sammelt Geld zu einem Standbilde für den Nationalhelden, und als der Doktor unvorsichtigerweise dies eine Vogelscheuche, eine ekelhafte Schildwache mit einem Lerchenspieße nennt, erklärt ihm Schlaukopf, daß er dafür zum Mindesten mit 12 Jahren Zuchthaus büßen solle. Als sie ins Handgemenge geraten, behält der Doktor Herrn Schlaukopfs falsche Nase in der Hand und erkennt in ihm seinen Jugendfreund, einen früheren Sozialisten und Freiheitssänger, Republikaner und Königsmörder wieder, der jetzt zum Wirklichen Geheimen-Königlichen-Leib-Spion aufgerückt ist. Sie werfen sich einander in die Arme und Schlaukopf teilt seinen Auftrag mit, doch erst nachdem er sich vergewissert hat, ob der Doktor auch keinen lästigen oder aufrührerischen politischen Glauben nährt. Da dieser, einsehend, welche mächtige Persönlichkeit er vor sich hat, knieend versichert hat, daß er an nichts anderes glaube, als daß die Thalerstücke rund seien, so rückt Schlaukopf mit der Heimlichkeit heraus: „Deutschland, das Vaterland, Luthers und Friedrichs Deutschland, die blondgelockte Königin Germania, sei schwanger."

Der Doktor ist etwas ungläubig. Könnte es nicht Wassersucht sein, entstanden durch all diese neugegründeten Mäßigkeitsvereine? — Nein, sie ist schwanger und das einzig Sonderbare ist nur, daß es nicht in den Zeitungen gestanden hat, welche sonst stets anzeigen, wenn derartiges den Königinnen oder Prinzessinnen zustößt. — Und jetzt bringt Schlaukopf die beseligende Neuigkeit, daß der Doktor als erfahrener Accoucheur zum Arzte Germanias ausersehen sei. Er und kein anderer soll sie entbinden. Dieser tanzt vor Freude, fordert eine Apanage und einen Orden zum Lohne und bittet den Andern, die Dame zu holen; aber siehe — da ist sie schon.

Leibeigene, welche das rechtlose Volk darstellen sollen, tragen sie in einem goldnen Stuhle herein. Sie ist eine Blondine mit fettem, freundlichem Antlitz, breitem Mund und wasserblauen Augen. Als Germania wird sie begrüßt, gefeiert, besungen. Aus einem vertraulichen Gespräche zwischen Schlaukopf und ihr erfahren wir jedoch, daß sie gar nicht

diejenige ist, für die sie gilt. Er fragt sie aus, ob sie wirklich in gesegneten Umständen sei; sie antwortet, daß er das am besten wissen müsse, er und die Andern, die er zu ihr geführt habe. Von der Straße hat er sie fortgenommen und sie zu ihrer Rolle abgerichtet. Die offizielle Germania ist sie — und sie hat alles gethan, was ihr die schlauen Köpfe zu thun befahlen, sie hat auf Kommando zugenickt, gekniet und Gebete geplappert. So ist sie jetzt auch auf Kommando schwanger geworden. — Er schilt sie aus, droht ihr mit Prügeln; sie verhöhnt ihn und droht ihm ihrerseits, fortzulaufen, dann könne er sehen, wie er wieder eine Germania bekomme.

Aber aus Nacht und Nebel ist ein fremdes, unbekanntes Weib auf die Straße vor dem Hause getreten, sie ist verjagt und vertrieben. Sie hat kein Plätzchen, wo ihr geächtetes Haupt ruhen darf. Im Wollustrausch, sagt sie, schlummert jetzt diejenige auf Seide, die man statt meiner erhöhte und die sich frech mit meinem Namen nennen läßt, während ich, die Echtgeborene, einer Bettlerin gleich, mein königliches Antlitz im Dunkel der Nacht verbergen muß. Sei Du mein Kopfkissen, o Stein! Auf Steinen liegt ja auch, wie seine Königin, mein Volk.

Da ruft plötzlich zur Nachtzeit jemand: Germania! Es antworten zugleich die Wöchnerin im Hause und das fremde Weib draußen auf der Straße. Als dadurch Lärm und Verwirrung entstehen, kommen die Gensdarmen hinzu und es wird untersucht, welche von Beiden sich einen fremden Namen angeeignet habe. Gewiß nicht ich, ruft die Unbekannte Herrn Schlaukopf zu. Sie behauptet, er sei es, der ihr ihren Namen geraubt habe, um damit die freche Stirn seiner Buhlerin zu schmücken, und sie schließt: Schande über Euch Beide! Ich allein bin die wirkliche, die rechte Germania. — Kilian will es nicht in den Kopf, daß sie, die so mager, so schlank, die rechte sei. Die Leibeigenen dagegen fühlen den süßen Klang ihrer Stimme ihr Herz durchdringen. Der Diplomat Schlaukopf allein bewahrt seine Fassung:

Allein, so thut ein wenig nur die Augen auf,
Zu sehen braucht Ihr diese da und jene nur,
So ist's ja klärlich, welche hier die Rechte sei:

In Lumpen jene, diese jedoch in seidnem Rock;
Die abgemagert, hungerbleich, ein Schattenbild,
Verbannt zu Bettlern, selber eine Bettlerin;
Höchst stattlich diese, wohlgenährt, anmutiglich,
In hoher Herren ehrender Festgenossenschaft,
Ja selbst gesegneten Leibes ist sie, wie Ihr seht.

Auf diesen Vergleich zwischen der Herrlichkeit der Rivalin und ihrer eignen Armut antwortet das fremde Weib mit Hoheit:

Wohl spotte mein! In meine Wunden lege Du
Die blutbefleckten, diebsgewandten Finger mir!
Auf meine Lumpen speie Du, und rühme Dich,
Weil ich ein armes, heimatlos, vertriebnes Weib,
Du weißt am besten, wessen Hand mein Blut vergoß,
Und wer vom Haupt die Krone mir gerissen hat.
. . . .
Ihr bautest Du Paläste, mir Gefängniße.
Ihr schmeichelten Deine Schergen, mich verfolgten sie
Dir aber sag ich, Schattenkönigin, o Du,
Die Du mit Zittern meines Namens Dich erfrechst:
Hinweg! verbirg Dich! Räume Du den Platz, der mir
Allein gebührt! Denn Eure Herrscherin bin ich.

Und die Leibeigenen beugen sich vor dem fremden Weibe, welches nicht im Purpurgewande der Königin, sondern, wie sie selbst, in zerrissenen Kleidern kommt, und sie fragen einander, ob nicht sie die erwartete Befreierin sei, welche ihr Joch in Stücke zerbrechen und der Freiheit zündenden Blitz in die schlaftrunkene Welt hinausschleudern wird. Doch jetzt werden beide Frauen aufgefordert, ihre Rechte zu beweisen, und Schlaukopf, welcher ausruft: „Dies ist ein Kampf des Legitimitätsprincips, soufflliert seiner Dame.

Und die offizielle Germania, die fette Blondine, welche scheinbar des Landes Zukunft unter ihrem Herzen trägt welche damit prahlt und deshalb Ehrfurcht und Schonung verlangt, beginnt die Litanei ihres Lebenslaufes: wie sie in grauer Vorzeit auf Bärenhäuten im Walde gelegen und zu schäumendem Met Bucheckern und Eicheln gegessen — Bucheckern und Eicheln, rufen der Doktor, Kilian und Schlaukopf, das ist sie! Sie erzählt, wie sie zu den Pfaffen in die Schule geschickt ward, wie ihr die Nase dicht gegen das Kruzifix gedrückt wurde, wie sie christlich-germanisch wurde, Klöster dotierte,

Kirchen baute, des Papstes Pantoffel küßte u. s. w. — und der Chor antwortet: das ist sie! Sie teilt mit, wie sie sich darauf friedlich entwickelte, sich von jedem, der Lust hatte, Nasenstüber geben ließ, bis sie es soweit in der Loyalität gebracht habe, daß sie, wenn der Herr nur pfeife, komme, Schildwache stehe, den Stock apportiere — kurz gesagt: daß sie der vollkommenste Pudel sei. — Und der Chor jubelt: das ist sie! Dann schließt sie: Falls Gott und der König wollen, so würde es auch in Zukunft so bleiben. Jetzt sei sie, wie man sehe, nach ministerieller Anordnung schwanger. Verteidigt mich jetzt, Ihr Gendarmen, anerkennt mich als die einzige Germania, als deutsches Vollblut, und baut darauf, daß ich auch noch als Entgelt meinen Sohn zum Gendarmen erziehen werde!

Die Gendarmen finden Vernunft in dieser Rede, und Schlaukopf triumphiert schon darüber, daß die Landstreicherin verstummt sei. Aber diese antwortet: sie räume ein, daß sie sich nicht auf Eigenlob verstehe, auch habe sie wenig zu loben, da ihre ganze Aussaat in der Zukunft liege. Das will ich zugestehen — sagt sie — daß die da ganz sicherlich ein Deutschland, ein echtes ist, ein Regierungsdeutschland, das offizielle Deutschland, das Bundestagsdeutschland — aber wahrlich, des Volkes Deutschland ist sie nicht, das Volk kennt sie nicht, das kümmert sich wenig um ihren langen, vermoderten Stammbaum. Und sie ruft die gefesselten Leibeigenen an, ihr zu Hülfe zu kommen und sie für diejenige, die sie sei, anzuerkennen. Aber in demselben Augenblick wird die andere Germania von heftigen Wehen ergriffen. Durch eine Explosion wird sie wie ein Bofist gesprengt, springt in die Luft und ist fort, und aus all dem Rauch, der sich darauf über der Szene ausbreitet, entfalten sich allmählich Nebelgestalten: Wallfahrtende Mönche, Romantiker, welche das Lob des heiligen Mittelalters singen Gänse, welche darüber trauern, daß der Schwanenorden noch nicht fertig, und gemäßigte Freisinnige, welche den Refrain anstimmen:

> Immer langsam voran, immer langsam voran,
> Daß der preußische Fortschritt nachkommen kann!

Da zerbrechen die Leibeigenen ihre Ketten, werfen sich vor dem

fremden Weibe nieder und huldigen ihr als der wahren Germania, die noch jungfräulich, aber einst Mutter des zukünftigen Herrschers werden wird.

Das Sinnbild ist kräftig und schön; vor allem aber wahr. Nicht das unterjochte und zersplitterte Deutschland, welches damals als das fruchtbare und zukunftsreiche ausposaunt wurde, sondern die derzeit verfolgten und verhöhnten Freiheits- und Einheitsbestrebungen erzeugten des deutschen Reiches Zukunft. Es wirkt allerdings etwas verwirrend, daß die wahre Germania gar keine Vorzeit und keinen Stammbaum hat und daß all ihre Kraft und Herrlichkeit in der Zukunft liegen soll. Der Gedanke an einen solchen historischen Bruch besaß in jener Zeit eine gewisse Möglichkeit, ja eine gewisse Wahrscheinlichkeit, die sie für uns aber nicht hat.

Aber auch das war in diesem radikal-polemischen Gedichte volle Wahrheit, daß sich das offizielle Vaterland allerorten all' dessen bemächtigt, was das Genie des Volkes in der Vorzeit hervorgebracht hat, auch all seiner Vorzeitsgrößen, sogar wenn deren Leben ein unaufhörlicher Kampf gegen alles Offizielle gewesen war. Selbst die Bildnisse aller Landesverwiesenen, aller Gefangenen und Enthaupteten trägt es um den Hals. Und zu allen Zeiten sagte man, daß das offizielle Vaterland die Zukunft in seinem Schoße trage. Es giebt sich nicht nur zu jeder Zeit dafür aus, die Gegenwart zu sein, da die Existenz Aller an sein Bestehen geknüpft ist, sondern es soll auch die neue Zeit unter seinem Herzen tragen, und dies erfordere jene besondere Schonung, welche einer schwangeren Königin erwiesen wird. Und stets giebt es für die Denkenden eines Volkes zu gleicher Zeit ein zweites Vaterland, ein nicht anerkanntes, ein verleugnetes. Dies kleidet sich nicht in die Nationalfarben, und das Nationallied wird nicht angestimmt, wo man dessen Nähe verspürt. Es ist überall gegenwärtig, wo im Geiste der besten Männer des Landes gefühlt und gehandelt wird. Ihm wird von des Volkes ganzer, denkender Jugend gehuldigt. Der gewöhnliche Mann steht ihm näher, als die offiziellen Machthaber des Landes. Ihm allein gehört die Zukunft!

28.
Die revolutionäre Poesie.

Friedrich v. Sallet. Otto Ludwig. Karl Beck. Alfred Meißner. Moritz Hartmann.

Es gab zu jener Zeit aufstrebende Geister, wirkliche Dichter, welche abseits von der gewöhnlichen Bahn der Litteratur dieser Jahre standen. Das waren Männer, wie der ausgezeichnete süddeutsche Dichter Eduard Mörike (1804 geboren), der letzte Sprößling der schwäbischen Dichterschule, welcher die engen Grenzen der Schule sprengte und als Lyriker eigentlich ein Reis von Goethes Stamme ist: ein Dichter von gediegenster Genialität, des Seelenlebens idyllischer, schelmischer und trauriger Sänger, der Verfasser des unsterblichen Gedichtes „Denk es, o Seele!" Da waren ferner Männer, wie jene beiden norddeutschen Dichter, der Thüringer Otto Ludwig und der Dithmarsche Friedrich Hebbel, jene beiden so kraftvollen Sonderlinge der neueren deutschen Litteratur, beide im Jahre 1813 geboren und beide ihre höchst verschieden gearteten Eigentümlichkeiten erst nach 1848 entfaltend, zwei knorrige Eichstämme mit reichem Laubwerk, die außerhalb des Waldes stehen. Nur ein Charakterzeichen haben beide aus jener Zeit, zu der sie Jünglinge waren, erhalten: den eigentümlichen finsteren Trotz, der ihres Wesens Grundlage ist. Ihre Eigenart dagegen ist eine Vereinigung von Melancholie und Scharfsinn neben einem Hang zum Derb-Realistischen. Sie repräsentieren bereits das Wirklichkeitsstudium und die Wirklichkeitstreue einer späteren unpolitischen Zeit. Das gemeinsame Kennzeichen der vormärzlichen Dichter, jene helle Begeisterung und Richtung nach außen, nach dem öffentlichen Leben, nach durchgreifenden, gesellschaftlichen Reformen oder, im Notfall, nach durchzuführender Umwälzung, besitzen sie jedoch nicht.

Dieser Hang, im Verein mit jener philosophischen Klarheit, welche aus Hegels und Feuerbachs Schule stammt, ist vielleicht am schärfsten bei einem Geiste sichtbar, dessen Werke heutzutage mit Unrecht ziemlich in Vergessenheit geraten sind. Dieser mit Ludwig und Hebbel gleichalterige Dichter, der jung, nur 31 Jahre alt, vor der Märzrevolution starb, ist Friedrich

von Sallet. Er war deutscher Offizier und Autodidakt, der mit Erfolg danach strebte, eine gründliche und umfassende Bildung zu erlangen, ein Charakter, in dessen Festigkeit sich weder Sprünge noch Risse vorfanden. Er vereint des Zeitalters ganzen Tiefsinn mit dessen weitgehendem und leidenschaftlichem Freisinn. Als er 1831 seiner Abschied als Militär erhielt, lebte er nur noch für die Litteratur.

Am bekanntesten ist Sallets „Laien-Evangelium" geworden, eine Art Erbauungsbuch für Freidenker, eine Gedichtsammlung, in der er die einzelnen Begebenheiten der Evangelien symbolisch in modernem Geiste wiedergiebt und auslegt. Er beginnt jedes Gedicht mit einer Erzählung oder Lehre aus der Schrift und sucht dann den unsterblichen, bleibenden Kern in derselben darzustellen, indem er die historischen oder mythischen Einkleidungen bei Seite wirft. Etwa wie in Oehlenschlägers „Evangelium des Jahres" ist die Auslegung zuweilen an den Haaren herbeigezogen; aber im Gegensatze zu jenem Gedichte ist das Laien-Evangelium durchweg in ein und demselben Versmaße geschrieben, ein Umstand, der unstreitig eine gewisse Einförmigkeit verursacht. Es erinnert seiner Form nach an ein etwas älteres Werk, an Leopold Schefers „Laien-Brevier"; es ist aber kein geringer Unterschied zwischen Schefers weichmütiger Zufriedenheit mit der göttlichen Einrichtung des Weltalls und Sallets ungeduldigem Verlangen, in den Gang der Geschichte einzugreifen. Das Buch kann auch etwas an Rückerts „Weisheit des Brahmanen" erinnern, nur daß Sallets Werk eine Weisheit enthielt, welche voll flammenden Zornes über die Lüge und Geistlosigkeit war, keine friedliche Sammlung goldener Lebensregeln, wie dasjenige Rückerts. Sallet vergleicht im einleitenden Gedichte seine Vorgänger in der morgenländischen Dichtung mit den Königen des Orients, die dem Lichtgedanken Weihrauch, Gold und Myrrhen darboten, aber dann in ihr orientalisches Traumleben zurücksanken. Jetzt wird, sagt er, der Gedanke die Völker des Ostens und Westens aufs neue wecken. Hierin liegt es, daß er in seinem Eifer, in abendländischem Geiste die Sache seiner Ideale zu führen, das Kolorit vernachlässigte, und die Klippe, an welcher

dies Werk strandet, ist dann auch eine zu direkte, moderne Didaktik.

Weit wertvoller ist Sallets Gedichtsammlung „Gedichte“, in welcher wieder dem politischen Teil der Vorrang gebührt. Er schildert den schlafenden Riesen. Auf seinem Haupte und seiner Brust tummeln sich zwergartige Narren. Sie setzen sich auf ihren Stühlen in seinen offenen Mund und sagen einander Komplimente; zu Mittag speisen sie auf seinem Magen; sie versichern, es sei seine Pflicht zu schlafen; wenn er es nicht thäte, würden sie ihn mit Nadelstichen strafen. Sie meinen, Gott habe diesen großen Riesen nur erschaffen, damit sie ihr lustiges Wesen auf ihm treiben könnten. Wenn sich aber der Riese nur einmal aus dem Schlafe erhöbe, so würden sie alle kopfüber hinunterfallen! Er, der Dichter, thue nichts anderes, als ihn mit seinem Papier unter der Nase zu kitzeln, hoffend, daß er nur einmal niesen möchte, dann würde das ganze Pack zum Teufel gehen. Er ruft aus: wach auf und sieh, welches Leben zu führen sie sich erdreisten; sie fortzujagen ist dann keine Kunst mehr. Und er schließt: ich weiß recht wohl, wie der Riese heißt; ich habe jedoch meine Gründe, seinen Namen nicht zu nennen.

In einem anderen Gedichte „Ecce homo“ redet er statt das Volk als Volk, den Menschen als Menschen an: Da steht die uralte Domkirche; dort die uralte, feste Königsburg. Still schauen sie auf die wandernde Menschheit herab und ein Geschlecht nach dem andern strömt an ihnen vorbei. Jahrhunderte hindurch tönt aus ihnen Gesang, so oft ein Eid drinnen abgelegt wird, und wir erscheinen im Vergleich zu ihnen als Eintagsfliegen. Die Narren predigen daher Ehrfurcht vor diesen Kartenhäusern. — Denn was sind sie anders als Kartenhäuser, die sich die Menschheit in ihrer Kindheit erbaut hat! Der Mensch kann, wie er sie gebaut hat, sie auch umstürzen, und er kann andere an deren Stelle errichten. Himmel und Erde sind nur ein weicher Teig, den der Mensch beliebig formt.

Zuweilen schlägt Sallet einen leichteren, scherzhafteren Ton an: wie heißt der alte Mann, von dem alle Menschen etwas halten, besonders aber die guten Deutschen, der jedoch nie das

geringste Tüchtige ausgerichtet hat? Er steht auf der Kanzel, er exerziert, er spricht Recht, er hält Vorlesungen an Universitäten und seine Stimme ist gewichtig im Staatsrat. Wenn Jemand hundert Schritte zu Etwas gebraucht, das man in einem Sprunge erreichen könnte, so heißt es in seiner Sprache: gute alte Sitte und Gebrauch, und so etwas liebt er. Willst Du aber etwas Eigenartiges und Großes schaffen, so wird er plötzlich laut und schilt so lange, bis es allen Menschen vor Dir Angst wird. Er besitzt weder Witz noch Mark, der alte Herr, und doch herrscht er fast allmächtig, und derjenige, welcher ihn überwältigen will, muß stark wie ein Löwe sein. Sein wahrer Name ist kein Geheimnis, es ist der alte Schlendrian.

In verwandtem Stile hat er parodierende Gedichte geschrieben, so das folgende über die ihn täglich plagende Zensur:

Kennst Du das Land, wo Kunst und Kantschu blühn,
Den Steiß von Zarenliebe machend glühn,
Wo man das Zeitungsblatt schwarz überstreicht,
Daß preußisch' Landtagsgift ins Volk nicht schleicht,
Kennst Du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit Dir, geliebter Zensor, fliehn.

Noch schlimmer jedoch als auf den Zensor ist er auf die zahmen Propheten zu sprechen. Mumien, sagt er, fallen auseinander, wenn man nur mit der Hand auf sie schlägt, nachdem sie aus den dumpfen unterirdischen Hallen ans Tageslicht gebracht sind; sie bleiben jedoch unversehrt, wenn keine Hand sie berührt. Er schmält diejenigen, welche glauben, daß Alles von selbst kraft historischer Entwickelung geschehe u. s. w. Das schlimmste Wort für ihn ist: das muß ja anders werden, es kann ja nicht so weiter gehen. So alt die Welt ist, sagt er, ist noch nie etwas von selbst geschehen.

Da es ihm wegen der Zensur unmöglich ist, direkt an der Königsmacht zu rütteln, so erzählt er in guten Versen seine Parabel von dem Bären. So wie man Wölfe im Käfig auf dem Kapitol erblickt, sieht man in Bern, als Symbol der Stadt, den Bären. Aus dieser lokalen Eigentümlichkeit schöpft Sallet seine Erzählung: in alten Zeiten hielten sie im Kanton Bern einen Bären und ließen das brave Tier auf ihre Kosten gut füttern, während sie beständig darauf sahen, seine Tatzen zu

beschneiden, um nicht selbst zerrissen zu werden. Fragte man sie, welchen Nutzen der Bär bringe, und ob sie das nicht erklären wollten, so antworteten sie höchst verwundert: erklären! was soll er machen! Er frißt sich satt, bewegt sich gravitätisch, brummt, mit einem Worte: es ist unser Bär. Und fragte man, weshalb sie ihn hielten, so lautete die Antwort: weil es schon unsere Väter gethan haben. Wir sind verloren, wenn das Geschlecht ausstirbt. Und fragte man aufs neue, warum? so hieß es nur: halt den Mund oder wir zerschlagen Dir den Kopf in Stücke.

Eines Tages entstand Lärm und Gedränge, großes Geschrei und Rennen. Der Bär war tot. Der Todesfall kam ganz plötzlich; es war in der Eile kein neuer Bär zu bekommen, und überall ertönte der Klageruf: nun ist es aus mit dem Kanton Bern! Auf ihr braven Jägerburschen, damit ihr einen neuen Bären für uns fangt!

Sie jagen vorwärts, durch Klüfte, über Berge, und finden keinen Bären. Aber wunderbar! nichtsdestoweniger reift das Korn und der Wein, Früchte wachsen an den Bäumen, es ist als ob sich draußen in der Natur nichts um den Jammer in Bern kümmere. Auch die Sonne geht jeden Tag neu auf, obschon sie den Bären tot sah — und die Welt steht gleichfalls noch. Was soll das heißen? —

So witzig die Parabel auch ist, so wird sie doch kaum einen Anhänger der Monarchie von deren Ueberflüssigkeit überzeugen. Sallet greift nur den einfältigen Kultus dieses für unentbehrlich betrachteten Symbols an, läßt sich jedoch gar nicht darauf ein, die Vorstellungen von der Nützlichkeit, daß die höchste Stellung dem Wettstreit entrückt ist, was gewöhnlich zum Vorteil der Krone geltend gemacht wird, zu bekämpfen. Seine ganze Seele jedoch hat er in ein einziges Gedicht hineingelegt, in dasjenige, welches „Aut-Aut“ betitelt ist, und für die damalige Jugend eine Losung wurde. Einige der bezeichnendsten Stellen desselben lauten:

Die Ihr den großen Kampf der Zeit
Ausfechten wollt, herbei Ihr Ritter!
Sprecht, welcher Sach' Ihr Euch geweiht,
Sprecht frei durchs offne Helmgegitter!
Entweder, oder!

Für Fürstenmacht, für Volkesrecht?
Für Geisteslicht, für Pfaffendunkel?
Republikaner oder Knecht?
Ja oder nein! nur kein Gemunkel!
Entweder, oder!

Das Gedicht schließt mit dem Hinweis auf die bald anbrechende Zeit, wo der letzte von ihnen drüben oder hier mit gespaltenem Schädel in den Sand rollen werde.

Sallet, der schon 1843 starb, erlebte die Stunde der Entscheidung, die er so leidenschaftlich erstrebt hatte, nicht mehr. Aber bald darauf war die Zeit gekommen, da die Gewitterwolken sich zusammenzuziehen und die Vögel niedrig zu fliegen begannen. Wir nähern uns dem Jahre 1848.

Die Litteratur schreitet in Sallets Spuren vorwärts. Von allen Gegenden Deutschlands erklingen die Aufforderungen, die That das Wort ablösen zu lassen. Hier begegnen sich die Stimmen aus Norddeutschland, aus den Rheinlanden und der Schweiz mit denen der fernen österreichischen Dichter: Karl Beck, Alfred Meißner, Moritz Hartmann.

Karl Beck, der Sohn eines Ungarn und einer ungarischen Jüdin, wurde 1817 in Baja geboren und studierte zuerst in Wien Medizin. Später von Gustav Kühne in die Litteratur eingeführt, gab er eine Reihe von Gedichtsammlungen heraus, welche durch ihre treuen und lebendigen Schilderungen der ungarischen Natur und des ungarischen Volkscharakters Aufsehen erregten. Man kann in dieser Hinsicht Karl Beck mit dem fünf Jahre jüngeren ungarischen Nationaldichter Petöfi vergleichen. In seiner Eigenschaft als Freiheitsdichter kann er als Börnes einziger hervorragender poetischer Schüler betrachtet werden. Wie jener, ist er des jüdischen Stammes, des Proletariats und der politischen Freiheit Fürsprecher. Alttestamentarischer Stil und Pathos vermischen sich bei ihm mit dem Einfluß der neuesten deutschen und französischen Oppositionslitteratur. In der österreichischen Poesie hat er Anastasius Grün und Lenau als nächste Vorgänger. Er besitzt nicht die gründliche Bildung eines Prutz, jedoch brennende Farben, die Glut der Stimmung, die Anschaulichkeit des Aus-

drucks und den Erguß einer erbitterten Begeisterung. Er gehörte jedoch zu denen, welche wohl den Ausbruch der Revolution mit Freude begrüßten, beim Siege der Reaktion jedoch die Tonart wechselten. Als Ungarns großartiger Aufstand niedergedrückt war, richtete er an den Kaiser von Oesterreich ein Gedicht, in welchem er dem Sieger schmeichelte und um Gnade für die gefangenen Helden bat, das aber seine alten Kampfgenossen entrüstete. Sie erinnerten sich, daß er vor der Katastrophe Republikaner und Sozialist gewesen war, er der jetzt nach Ungarns Fall als der loyale, österreichische Unterthan auftrat.*)

Alfred Meißner (1822 in Teplitz geboren) und Moritz Hartmann (1821 in Duschnik geboren) sind die beiden bedeutendsten deutschen Lyriker Böhmens, wie sie auch in ihrer politischen Freiheitsbegeisterung gleich feurig waren. Meißners unschönes Ende darf uns nicht veranlassen, uns seinem wirklich echten und unzweifelhaft poetischen Talente zu verschließen. Es ist und bleibt sicherlich eine traurige Unnatur, daß sich einer der hervorragendsten Lyriker Deutschlands nach einer ruhmvollen Jugend dazu hergeben konnte, einem untergeordneten Schriftsteller seine Manuskripte abzukaufen und diese untergeordneten Schöpfungen als die seinen auszugeben; aber es verringert dieser Umstand keineswegs seinen Wert als Autor jener vorzüglichen, von ihm selbst verfaßten Gedichte. Man lese nur seine flammenden Gedenkverse an Byron und George Sand, und man wird Beweise einer revolutionären Beredsamkeit erhalten, welcher die Jugend in den vierziger Jahren mit Recht nicht zu widerstehen vermochte.

Moritz Hartmann, sein Altersgenosse und Landsmann, ist eine Gestalt von anderem Metall, ohne Hehl, ein seltener Sänger und ein Held. Kein deutscher Dichter hat von seiner frühesten Jugend bis zu seinem Tode die Freiheit treuer und leidenschaftlicher geliebt als er. Keiner hat so häufig und rücksichtslos für dieselbe sein Leben aufs Spiel gesetzt.

---

*) Moritz Hartmann, Reimchronik des Pfaffen Mauritius. Kap. V. Apostel und Apostaten.

Hartmann, der einer der schönsten Männer war, wurde in einem kleinen böhmischen Dorfe von jüdischen Eltern geboren. Sein Geschlecht entstammte einer spanischen Emigrantenfamilie, deren eigentlicher Name Duros war, welchen Namen man ins Deutsche übersetzt hatte. Er besuchte die Schule in Prag, sah dort als Knabe die traurige Einfahrt des verbannten Karls X. in die Stadt; sagte sich, erst 13 Jahre alt, vom religiösen Glauben seiner Familie los und litt als Knabe schwer unter der Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der polnischen Revolution. Als Student lernte er Lenau kennen, den er mit der ganzen Begeisterung des Jünglings und Schülers verehrte. Seit seiner Kindheit war ihm die czechische und die deutsche Sprache geläufig, und seine erste Gedichtsammlung „Kelch und Schwert" enthält genügende Belege für seine Liebe zur böhmischen Sprache, welche er der polnischen zur Seite stellt und auf Kosten der russischen lobt. Doch fühlte er sich in Bezug auf die politischen Sympathien der Czechen für Rußland und ihren Haß gegen alles Deutsche nur als Deutscher.

In „Kelch und Schwert" (1845) ist Hartmann zunächst Böhme. Schon das kleine Gedicht, welches als Motto vorangestellt ist, besagt dies:

Der ich komm' aus dem Hussitenlande,
Glaube, daß ich Gottes Blut genossen,
Liebe fühl ich in mein Herz gegossen,
Lieb' ist Gottes Blut — mein Herz sein Kelch.

Der ich komm' aus dem Hussitenlande,
Glaube an die fleischgewordnen Worte,
Daß Gedanken werden zur Kohorte
Und jedwedes Lied ein heilig Schwert.

Wie man sieht, fühlt er sich zunächst als Hussit in jenem Lande, aus dem Huß's befreiende Lehre verdrängt ist, und er legt die Frage vom Kelche im Abendmahlssakramente, jene alte böhmische Kampffrage, in modernem, sogar in Feuerbachschem Geiste aus. In einem Gedichte über die deutschen Freiheitslieder, giebt er den deutschen Lyrikern zu verstehen, daß das Lied nicht der rechte Hammer sei, um damit ein Fürstenherz zu sprengen, und daß die Freiheit einem Weibe gleiche,

das nicht allein durch Worte gewonnen werde. Für die Polen fühlt er, als wäre er selbst Pole. Er liebt eine junge Polin und durch sein Verhältnis zu ihr hat er sich in seinem Herzen selbst zu ihrem Landsmann umgetauft. Das Gedicht „An C . . . a“ ist eins der schönsten, welches das Mitgefühl mit den Polen außerhalb Polens entstehen ließ. Hartmann kann hin und wieder weitschweifig und alltäglich im Ausdruck werden. Gewöhnlich ist seine Form jedoch gedrängt, sein Stil dramatisch, und er versteht es meisterlich, eine Szene dem Geiste des Lesers einzuprägen. Man lese z. B. das Gedicht „Die Drei“, welches von drei Vertriebenen handelt, die sich in einer Pußtaschenke Ungarns treffen und in der Stille der Nacht schweigsam bei ihrem Weine sitzen, bis einer sein Glas erhebt und ausruft: „Dem Vaterlande!“ Der erste der Fremden ist Zigeuner, der andere Jude, der dritte Pole. Ein Vaterland hat keiner von ihnen, und stumm sitzen alle drei wieder nach dem Trinkspruch bei ihren Bechern.

Leidenschaftlicher noch als Polen wird Böhmen, „der arme Hirsch, der sich tief innen im Walde verblutet,“ beklagt. Nur die Musik ist den Böhmen übrig geblieben und erweckt mit ihrer Sanftheit überall für sie Mitgefühl, sie singt und seufzt und schmilzt die Herzen mit ihren geheimnisvollen Melodieen. Schon auf diese erste Gedichtsammlung paßt das Wort, welches der Dichter in der folgenden von sich gebraucht hat: es ist kein Lied darin, dem nicht die Freiheit, die schönste und edelste aller Musen, die Stirne geküßt hat. Deshalb schon hier der Haß gegen das Oesterreich Metternichs, dies Oesterreich, welches er später im Jahre 1848 in seiner „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ als Bastille der Völker stempeln sollte, in deren Mauern Todesstille herrsche, die nur vom Rasseln der Ketten unterbrochen werde.

Das Aufsehen, welches „Kelch und Schwert“ erregte, verschloß Hartmann das Vaterland. Er hatte sich schon dadurch gegen die Gesetze Oesterreichs versündigt, daß er im Auslande eine Schrift herausgab, welche nicht der österreichischen Zensur unterworfen gewesen war, und er mußte gewärtigen, schon auf der Grenze verhaftet zu werden, wenn er

von Leipzig zurückkehrte, wo er sich einige Zeit aufgehalten hatte und in Verbindung mit Männern, wie Kühne und Laube getreten war.

Doch er widerstand dem Drange, seine Mutter wiederzusehen, nicht, und auf Schleichwegen gehend, erreichte er die Heimat. Er kam glücklich an; da aber sein Kommen im Dorfe nicht verborgen bleiben konnte und ein Verräter ihn anzeigte, so wurde er schon nach wenigen Tagen genötigt, durch eine Hinterthür zu entfliehen, als eben die Gendarmen in das Haus eindrangen. Im Gedichtcyklus „Heimkehr und Flucht“ in den „Zeitlosen“, wo er dies jugendliche Wagestück geschildert hat, malt er sein Wesen in diesen stolzen Worten:

Und als der Verrat mich ausgewittert,
Und als die Häscher herangekommen,
Da hat die bleiche Mutter gezittert,
Der Schwester Aug' in Thränen geschwommen.
Ich aber sprach: Die Thränen verwischet,
Wir müssen scheiden und von einander,
Und da mich rings die Gefahr umzischet,
In Flammen werd' ich zum Salamander.

Ich bin geboren, ich, für Gefahren,
Sie lauern immer auf meinem Gange
Wie Wegelagerer in dunklen Scharen;
Doch kenne ich nimmer die Furcht, die bange.
Ich bin zu Gefahren bestimmt und geboren,
Sie lieben mich, wie Löwen den Meister,
Ich hab' sie alle heraufbeschworen,
Sie dienen mir, wie dem Zaubrer die Geister.

Anläßlich des Prologes, den Hartmann in Leipzig zum Schillerfeste am 11. November 1847 vortrug, ein Fest, welches in Wirklichkeit eine Demonstration für die Presse war, wurde er wegen Hochverrats und Beleidigung des Kaisers von Oesterreich angeklagt. Sobald im Jahre 1848 die Revolution ausbrach, eilte Hartmann nach Prag. Er wurde mit zwei Freunden, darunter Alfred Meißner, als Deputation nach Wien gesandt. Mit köstlichem Humor hat er seine Audienz beim Erzherzog Franz Karl, dem Bruder des Kaisers, der sie an Stelle des kranken Monarchen empfing und kein Wort von Allem begriff, beschrieben.*)

(* Gesamm. Werke. X. p. 16.

Während der Unruhen in Prag war es Hartmann, der, als der Pöbel eines Tages das Judenviertel zu stürmen und die Bewohner niederzumetzeln versuchte, das Viertel dadurch rettete, daß er zur Universität eilte, und, selbst bewaffnet, eine Schar bewaffneter Studenten vermochte, ihm zu folgen und so den bedrohten Stadtteil bis zur Ankunft der Grenadiere schützte.*)

Im Frankfurter Parlamente stimmte Hartmann mit der äußersten Linken: Deutschlands Einheit als Republik war sein Ziel. Er sprach selten, wurde aber sehr bemerkt, man nannte ihn den schönsten Mann des Parlamentes. Kinkel beschreibt ihn zu dieser Zeit als schön, liebenswürdig, fest in seiner Ueberzeugung: Des Oesterreichers südländische Einbildungskraft verlieh seiner Rede Schwung, seine deutsche Bildung gab der Ausbildung seines Geistes ihre solide Grundlage und mit seinem israelitischen Kosmopolitismus vereinte sich eine unerschütterliche Vaterlandsliebe, die sich gern in stolzen Worten kundgab. Zu Anbeginn nahm er mit Begeisterung an den Parlamentsverhandlungen teil. Später, als sie weitschweifig und unfruchtbar wurden, und die Versammlung ihre Ohnmacht bewies, etwas dauernd Großes und Neues zu schaffen, entsprang aus seiner Enttäuschung jenes witzige und packende Werk in Hans Sachsschen Versen: die Reimchronik. Er war jedoch nicht nur ein Mann der Dichtung, sondern auch der Handlung. Während des Zusammenstoßes in Frankfurt am 18. September, setzte er sein Leben hundertmal den Kugeln beider Parteien aus, indem er sich zwischen die Kämpfenden warf, um einen Waffenstillstand zu erreichen. Nachdem die Revolution in Wien ausgebrochen war, ließ er sich mit Robert Blum und Fröbel als Deputierter an die provisorische Regierung senden, um derselben die Sympathieen der Nationalversammlung auszusprechen, und als gemeiner Soldat trat er dann in das Revolutionsheer ein. Als er eines Tages als Freiwilliger während des verzweifelten

*) Alfred Marchand, les poètes lyriques de l'Autriche. — Hartmann ges. Werke. X. p 23.

Verteidigungskampfes Wien's gegen die Kroaten sich darauf eingelassen hatte, mit dem anscheinend gewissen Tode vor Augen, eine Mühle zu erobern, zu welcher der Weg seiner ganzen Länge nach von der Seite beschossen ward, wurde er auf dem Schlachtfelde zum Offizier, und nach dem Fall des Führers, zum Anführer gewählt. Daß er nach Wiens Fall entfliehen konnte, verdankte er einer hochgestellten Dame, die sich für ihn interessierte und ihm einen falschen Paß verschaffte. Er wandte sich nach Frankfurt zurück und folgte nach Auflösung des Parlamentes demjenigen Teil desselben, welcher protestierte, nach Stuttgart, bis auch dieser letzte Rest von den Truppen zersprengt wurde.

Man fühlt Hartmanns großen Charakter überall in seinen Werken, auch in seinen Jugendgedichten vor 1848. Sogar die Sammlung „Neuere Gedichte“ von 1847, welche als Ganzes keinen politischen Charakter besitzt, enthält in der Gruppe „Ost und West“ leidenschaftliche Prophezeiungen des kommenden europäischen Unwetters. So in dem zornigen Gedichte an den König von Preußen, in welchem Hartmann, gegen Platens und Herweghs frühere respektvolle Haltung protestierend, dem Könige die Schmach wegen der Auslieferung der Polen an die moskowitische Knute ins Angesicht schleudert. Und ebenso in dem ergreifenden Gedicht, „Hüter, ist die Nacht bald hin?“, welches ein einziger Seufzer der Ungeduld nach dem Erscheinen der neuen Zeit ist.

Als sich nun die Stimmen von Böhmen und Ungarn im Verein mit denen von Franken und Mitteldeutschland erhoben, und als jetzt die Stimmen der Denker und Dichter sich vermischten und im Chore erklangen, da wurden die jungen Seelen im Lande mit fortgerissen, alle die, welche zum geistigen Leben erwachten, stimmten schnell mit ein in den Chor, und wurden umgestimmt, bis sie revolutionär sangen, die Jüngsten, die dreijährigen von der Schulbank, wie der älteste Student. Und dann geschah es, daß man plötzlich nicht nur die aufrührerischen Schriftsteller mit aufrührerischen Augen las, sondern auch die andern, die altbekannten, die längst gestorbenen,

die neutralen und konservativen, und von ihnen allen aufrührerische Stimmung einsog.

In diesem kritischen Augenblicke erschien es der Jugend, als ob die ganze Litteratur zu den Waffen riefe, auch die längst als klassisch anerkannte Litteratur, die ihr unsterbliches Leben in schönen Bänden in den Bücherschränken führte. Denn in einer gewissen Stimmung liest man sich selbst aus allen Büchern heraus.

Was war er denn gewesen, dieser Schiller, den man ihnen allen schon als Kinder in die Hand gedrückt hatte? Was anders als ein Empörer, dessen erstes Buch als Motto die bekannten Worte trug, „Was Arznei nicht heilt, das heilt das Eisen, und was Eisen nicht heilt, das heilt Feuer“. Und stimmte wohl der Geist in seinen Werken an einem Punkte mit dem kgl. preußischen oder k. k. österreichischen Geiste überein? — Was war denn Goethes Wesen in seiner Jugend anders als himmelstürmender Trotz gewesen? Endete nicht selbst die Dichtung seines Alters „Faust“ mit dem Wunsche, ein freies Volk auf freiem Boden stehen zu sehen, und wie mußte nicht er, der das Berlin Friedrichs II. verabscheut hatte, dasjenige Friedrich Wilhelms IV. hassen! — Und von Hegel der als Revolutionär begonnen und als Ultrakonservativer gestorben war, zog man alle Schlüsse, die er ungefolgert gelassen hatte. — Und von Feuerbach, der nichts mit Politik zu thun haben wollte, leitete man das philosophische Niedermetzeln des Hauptes des Weltstaates in das Gebiet der wirklichen Staaten über!

Ja, ein Unwetter zog auf. Wie sonst die Schwalben, so flogen jetzt Preußens und Oesterreichs heraldische Adler niedrig. Vergebens suchten die Fürsten das Unwetter zu beschwören, wie Friedrich Wilhelm IV. durch Einberufung eines allgemeinen Landtages nach Berlin im April 1847. Er konnte nach seiner Ueberzeugung nicht anders, als denselben mit einer Rede zu eröffnen, in welcher er sich trotz aller scheinbaren Einräumungen weigerte, gerade das Entscheidende, was das Volk von ihm forderte, zu gewähren.

„Keiner Macht der Erde“, rief er aus, „soll es gelingen,

das natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu verwandeln, und nun und nimmermehr werde ich es zugeben, daß zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein geschriebenes Blatt sich eindrängt, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und die alte heilige Treue zu ersetzen."

Die Zeit war um. Man forderte jährliche Parlamente und vollständige Erfüllung der alten Versprechungen von 1815 und 1829. Jacoby, Heinrich Simon, Gervinus und Andere prüften die königlichen Gesetzentwürfe und verwarfen sie.

Und dann brach es los! Zuerst in der Schweiz mit der bewaffneten Ueberrumpelung des jesuitisch gesinnten Sonderbundes durch die radikalen Kantone bereits im November 1847, dann mit entscheidender Gewalt in Paris, darauf in allen Hauptstädten Deutschlands und in manchen außerdeutschen. Wie der Donner in einer Berggegend von Gebirgswand zu Gebirgswand zurückgeworfen wird, so erweckte in diesem tollen und heiligen Jahre 1848 der Donner der Revolution Echo auf Echo von einer europäischen Hauptstadt zur andern.

29.
Die Revolution.

Im Hochland fiel der erste Schuß —
Im Hochland wider die Pfaffen!
Da kam, die fallen wird und muß,
Ja, die Lawine kam in Schuß —
Drei Länder in den Waffen!
Schon kann die Schweiz von Siegen ruhn:
Das Urgebirg und die Nagelfluhn
Zittern vor Lust bis zum Kerne!

Drauf ging der Tanz in Welschland los —
Die Scyllen und Charybden,
Vesuv und Aetna brachen los:
Ausbruch auf Ausbruch, Stoß auf Stoß!
— „Sehr bedenklich, Euer Liebden!"
Also schallt's von Berlin nach Wien
Und von Wien zurück wieder nach Berlin —
Sogar dem Nickel graut es!

Und nun ist denn auch abermals
Das Pflaster aufgerissen,
Auf dem die Freiheit nackten Stahls
Aus der lumpigen Pracht des Königssaals
Zwei Könige schon geschmissen . . . . .

So sang Freiligrath im Februar 1848 wenige Tage nach Ausbruch der Revolution in Paris. Da ging ein langes, schmerzliches und doch linderndes Zucken durch die deutschen Lande. Es war als ob sich Europa Luft geschaffen, als ob eine Fensterscheibe geöffnet worden. Es war, als ob die einzige Macht, welche Wunder schafft, das Beispiel, das deutsche Volk zur Nachahmung, zum Handeln zwang. Und zugleich wirkte auch die Angst mit, der Absolutismus möge jetzt seinen letzten Schachzug wagen: Deutschland für bedroht durch die Revolution in Frankreich erklären und Preußens und Oesterreichs Völker gegen die französische Republik führen.

In Oesterreich hatte die geistige Unterjochung ihren Höhepunkt erreicht. Im Jahre 1846 hatte die Metternichsche Regierung sogar Kaiser Josephs II. „Herzensergüsse", welche von einem verbannten Patrioten gesammelt waren, unter die verbotenen Schriften aufführen lassen. Und jetzt brachten die Unruhen in den italienischen Provinzen Oesterreichs, welche den österreichischen Staatskredit und die ganze österreichische Industrie mit unermeßlichem Verluste bedrohten, die Erbitterung über Metternichs Regiment auf ihren Höhepunkt. Die entschiedene Niederlage, die er in der Schweiz durch Sprengung des jesuitischen Sonderbundes, den er mit aller Kraft gegen die Radikalen gestützt, erlitten, hatte dem Glauben an seine Unüberwindlichkeit den letzten Stoß versetzt. In Preußen hatte gerade die büreaukratische Mißwirtschaft in einer einzelnen Provinz fürchterliche Folgen erzeugt. Monate hindurch hatte der Hungertyphus unter Schlesiens erbärmlich gestellter Arbeiterbevölkerung gewütet, ohne daß man von Oben her eingeschritten wäre. Längs den Landstraßen lagen Tote und Sterbende zu Hunderten und verwesten. In den Hütten lagen in der Januarkälte die einsamen Menschen und starben den Hungertod, und nackte Kinder, welche langsam über der Eltern Leichen verschmachteten; denn wurde Jemand von der Seuche ergriffen,

so war von Hülfe keine Rede, da es von den ganz ungebildeten Gemeindevorstehern verboten war, ein solches Haus zu betreten, damit sich die Ansteckung nicht weiter ausdehne. Und die Beamten der Regierung ließen sich nur sehen, um mit Härte die Steuern einzutreiben; als dann der Oberpräsident darauf angegriffen wurde, daß von August 1847 bis Ende Januar 1848 Nichts zur Linderung der Not geschehen sei, da antwortete er, daß Niemand darum formell angesucht habe!

Unter diesen Umständen hatten es die politischen Führer des Bürgerstandes leicht, ihre Standesgenossen mit sich fort zu reißen, und in der Hoffnung, seine Lage zu verbessern, sowie aus Haß gegen die herrschende Polizeiwillkür folgte der Arbeiterstand überall dem Bürgerstande.

Das heutige Geschlecht versteht nicht mehr die 1848er Stimmung. Die Stimmung, welche damals in Dänemark alle Geister ergriff, ist nicht einmal typisch. Wohl war es ein Geisteszustand von nationalem Selbsterhaltungstriebe und Stolz, wie anderwärts; aber in Europa erhoben sich die Völker im Aufruhr gegen die legitime Fürstenmacht und das Zwangsrecht. In Dänemark hingegen schlug man eine Empörung kraft der legitimen Fürstenmacht und des Zwangsrechtes eines gekränkten Nationalgefühls nieder. Es herrschte keine Empörer-Stimmung im Geiste der Dänen; sie schlugen sich für altes Recht, nicht wegen neuer Gedanken.

Aber in ganz Europa erhob sich das unterdrückte Volk. Es war sich zu gut bewußt, wie lange es nichts anderes, als Böses erlitten, nichts anderes, als das Unrecht, die Gewohnheit und die Lüge triumphieren gesehen hatte. Das Wirkliche und Abscheuliche war ihm fast zum gleichbedeutenden Begriffe geworden; aber es besaß einen Glauben, welcher Berge versetzen, und eine Hoffnung, welche den Erdball erbeben lassen konnte. Freiheit, Parlament, nationale Einheit, Preßfreiheit, Republik, galten ihm gleichsam als magische Mächte; schon beim Nennen dieser Worte erbebte das Herz wie das eines Jünglings beim plötzlichen Erblicken der Geliebten.

Die Vorwärtsstrebenden des heutigen Geschlechts fühlen anders. Sie wissen, daß die Dummheit ein reißendes Tier

ist und von allen das zäheste Leben besitzt, daß die Feigheit, der flinke Sklave der Macht, auf deren Wink springt, und sogar stark wie der Mut selbst ist, wenn es Vorteile zu verteidigen gilt, auf die sie Anrechte hat, und sie denken, daß das, was man Fortschritt nennt, eine kranke Schnecke sei. Der naive Mann aus der Fabel kaufte sich einen Raben, um zu sehen, ob es wahr sei, daß derselbe 200 Jahre alt werden könne. Die Vorwärtsstrebenden in unserer Zeit wissen im voraus, daß die ganze schwarze Rabenredlichkeit, alle rabenschwarzen Lügen in jedem großen und kleinen Krähwinkel sie überleben wird — wie viele hundert Jahre, das ist ihnen gleichgültig. Sie haben wohl ausnahmsweise einmal das Gute siegen sehen, aber nie anerkennen gehört, daß das, was für sie das Gute bedeutet, gesiegt habe. Sie haben die Wahrheit stets zuerst geschmäht, dann, wenn möglich, getötet, und wenn dies nicht glückte — verstümmelt anerkannt gesehen. Sie hoffen deshalb nicht mehr viel. Manche von ihnen haben die Hoffnung in sich getötet, wie man einen Nerv tötet, der zu große Schmerzen verursachen kann. Sie sind zu oft getäuscht worden.

Jenes Geschlecht von 1848 hatte nie seine Zukunftshoffnung aufgegeben. Allerdings war es durch langjährigen Druck und Schmerz daran gewöhnt worden, die Brutalität und Scheinheiligkeit triumphieren zu sehen und in geistigem Halbdunkel zu leben, aber es glaubte an das kommende Licht. Und jetzt sah man es plötzlich: zuerst einen Schein, dann einen Strahl, darauf eine Flamme, endlich den ganzen Horizont, soweit das Auge reichte, als e i n Lichtmeer. Zum erstenmale hörte dies Geschlecht schallende, laute Stimmen, denen man nicht widersprach, die Freiheit das Recht der Völker nennen, und zum erstenmale sah es mit bewundernden Augen die Macht, diese bis dahin so unbewegliche Masse, der Unterdrückung und der Unwahrheit ungeheuren Träger, sich wie ein Kriegselefant in Bewegung setzen, sich drehen, sich schütteln, sich rollen, hinunterwerfen, die es trug, und seine Kampffüße nach jener Richtung sich bewegen, wo der neuen Zeit freiheitsbegeisterte und kampfesfrohe Männer standen, bereit, sich auf

seinen Rücken zu schnellen und ihn vorwärts zu treiben, um endlich einmal all das langjährige Unrecht zu zermalmen.

Dies war besonders für die jüngere Generation ein Moment ohne gleichen. Es war ein Anblick, der berauschend wirkte. Sie wurden wild davon. Sie begannen zu schreien, zu singen und zu jubeln, und unter jubelnden Liedern fühlten sie den Drang, sich zu erheben, loszuschlagen, das Leben einzusetzen, sich zu opfern, wenn es sein mußte — nur dabei müßten sie sein, um dem Tage der Freiheit, in dessen Morgenröte sie standen, mit zu huldigen und ihn mit hereinzuführen.

Allerdings feierten die demokratischen Illusionen ein Bacchanal. Allerdings herrschte da ein rührender Glaube an die Unfehlbarkeit des Volksinstinktes, und gewiß wurden die Fähigkeiten der Theoretiker zum Lösen der praktischen Schwierigkeiten bedeutend überschätzt — aber zu Anfang war der Antrieb unwiderstehlich und der Instinkt richtig. Diejenigen, welche dazu geschaffen waren, wurden die Führer, übernahmen den Befehl ohne Lärmen und Prunken, und ihnen gehorchte man, nicht infolge äußerer Autorität, sondern kraft jener Ueberlegenheit, welche Alle bei ihnen verspürten — so den paar Dutzend Studenten, welche in Berlin auf den Barrikaden kommandierten. Und manch' sogenannter gewöhnlicher Mensch zeigte sich einige Tage seines Lebens als Held. Da gab es ein paar Monate , in welchen etwas vom Schönsten in der Menschheit zu Tage trat und mit überraschendem Glanze strahlte.

In Oesterreich begann die revolutionäre Bewegung sofort nachdem die Nachrichten von den Februarbegebenheiten in Paris dahin gelangt waren. Am 3. März hielt Kossuth im ungarischen Reichstage eine Rede, welche konstitutionelle Einrichtungen für alle Länder des Kaiserreiches in einer solchen Sprache forderte, daß diese Rede sowohl die Revolution in Pesth wie in Wien aus der Taufe hob. Am 11. März ging eine ähnliche Bewegung in Prag von den Czechen aus; aber bereits am 6. März reichte der österreichische Industrieverein beim Erzherzog Franz Karl, als dem vermutlichen Thronerben einen Antrag ein, welcher die Entfernung Metternichs forderte.

Man verlangte Preßfreiheit, Steuerbewilligungsrecht, Anteil an der Gesetzgebung u. s. w.

Jetzt erfolgte, was man den Adressensturm genannt hat. Jeden Tag, ja jede Stunde wurden dem Kaiser neue Adressen überreicht. Am 12. März fand die große Studentenversammlung in der Universität statt, deren Resultat eine Adresse war, welche Preß-, Lehr- und Glaubensfreiheit forderte. Der Kaiser empfing am folgenden Tage die Deputation, gab jedoch eine unbestimmte Antwort. Und unter solchen unvorhergesehenen Umständen traf der 13. März, jener Tag, an dem die niederösterreichische Ständeversammlung eröffnet werden sollte, die Regierung unvorbereitet. Die Volksmenge drang in den Hof des Ständesaales ein, Kossuths Rede wurde unter unendlichem Jubel und Hochrufen auf die Verfassung laut vorgelesen, und als eine Schar in den Ständesaal selbst eindrang, die Möbel zerschlug und sie den Soldaten draußen auf die Köpfe warf so daß sogar Erzherzog Albrecht, welcher sie kommandierte, von einem Holzstück verletzt wurde, da antwortete das Militär mit einer Doppelsalve — und die erste Wiener Revolution brach los. Die italienischen Truppen schoßen, aber die österreichischen nahmen unter dem Freudengeschrei der Bevölkerung die Bajonette von den Gewehren, und die Kanoniere des Artillerieparkes vor der Burg stellten sich, statt zu schießen, vor die Kanonen — wie es in einem Gedicht aus jenen Tagen: „Das Lied vom braven Kanonier“ (von Rieck) geschrieben steht;

Vor der Burg in glühender Front,
Des blut'gen Befehls gewärtig,
Vor der Burg in glühender Front,
Da stehn die Kanonen fertig.
Schon zittern die Thore, sie brechen schier,
Jetzt gilt's, Du braver Kanonier!

Und Du trittst vor die Mündung hin,
Als wollteſt Du fesseln den Würger —
Und Du rufst mit begeistertem Sinn:
Erst mich! dann den wehrlosen Bürger! —
Dann schweigt das Kommando, beschämt vor Dir.
Hab Dank, Du braver Kanonier!

Als dann gegen Abend Metternich einsah, daß keine Zugeständ-

nisse mehr nützen würden, dankte er, der während 40 Jahre Oesterreichs Politik geleitet hatte, ab. Er flüchtete verkleidet in einem der kaiserlichen Wagen, in denen schmutziges Leinen zur Wäsche gefahren wurde. Denselben Abend, um neun Uhr, wurde das Militär von Wien entfernt (wie eine Woche später von Berlin) und alle Wachtposten von Bürgern und Studenten besetzt. Das Zeughaus wurde geöffnet, und an einem Tage bewaffneten sich 25 000 Mann.

In den Vorstädten schlug man sich noch heftig. So leidenschaftlich war die Bevölkerung, daß zwei bewaffnete Kompagnieen Grenadiere, welche den Eingang zu Metternichs Landhaus besetzen sollten, von der unbewaffneten Menge zusammengedrückt und entwaffnet wurden. Wer sich wehrte, wurde niedergetreten.

Am selben Abend wurde verkündet, daß die Zensur aufgehoben und die Presse frei sei. Diese Botschaft schaffte ein Gefühl von Befreiung, als ob ein Knebel aus dem Munde des Volkes entfernt worden sei. Es versteht sich, daß die Tagespresse sofort den politischen Tendenzen der Bevölkerung Ausdruck gab. Aber bis dahin war es in Oesterreich unmöglich gewesen, selbst in poetischer Form irgend einen Stoff sozialer oder politischer Art zu behandeln; Oesterreich hatte einem Walde ohne Vogelgesang geglichen. Jetzt auf einmal tönte und flötete, schlug und sang es aus allen Büschen und Zweigen in einem verworrenen und mächtigen Chor.*)

Zu gleicher Zeit wurden nun Freiheitsgedichte in allen Sprachen der österreichischen Lande veröffentlicht, deutsch und czechisch, slovenisch und kroatisch, ungarisch, polnisch und italienisch, und so eifrig war man im Benutzen der neuen Freiheit, daß eine ganze Schar von Gedichten gleichzeitig mit der Ueberschrift: „Erstes zensurfreies Gedicht“ erschienen.

Dasjenige, welches in der Regel für das erste gilt, ist Ludwig August Frankl's „Die Universität“. In der Nacht vom 14. zum 15. März hatte einer der Professoren, welcher einen Ausbruch der Strafgefangenen befürchtete, die Aufforderung an die neubewaffnete akademische Jugend gerichtet, eins der

*) Helfert, Wiener Parnaß im Jahre 1848.

Gefängnisse zu besetzen. Zwanzig Studenten gingen unter Anführung des späterhin so bekannt gewordenen Dichters und Schriftstellers Dr. med. Frankl, dorthin. Während er daselbst Wache stand, entstand aus der Stimmung des Tages das Lied:

Was kommt heran mit kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht,
Es naht mit hellem Trommelklange
Die Universität.

. . . .

Das freie Wort, das sie gefangen,
Seit Joseph arg verhöhnt, geschmäht,
Vorkämpfend sprengte seine Spangen
Die Universität.

Frankl, der noch im Jahre 1890 zu seinem 80jährigen Geburtstage eine reichhaltige und formgewandte Gedichtsammlung herausgab, hat in den vielen, zwischenliegenden Jahren als Dichter und biographischer Schriftsteller eine große Fruchtbarkeit entfaltet. Er ist jetzt Ehrenbürger von Wien und noch von drei anderen europäischen und asiatischen Städten; den Ausgangspunkt seines Ruhmes jedoch bildet jenes Lied, welches nach und nach in nicht weniger als 100000 Exemplaren gedruckt ward.

Und doch war es nicht das erste zensurfreie Blatt Papier. Schon in der vorhergehenden Nacht hatte Castelli sein Lied für die Nationalgarde geschrieben, und es giebt nur unter den Gedichten in deutscher Sprache allein drei oder vier so bezeichnete, darunter das Lied der Wiener Studentenlegion „Erwacht, erwacht o Brüder! Ein großer Morgen tagt“ und Fr. Gerhards „Die freie Presse“, welches beginnt:

Die Presse frei! Die Glocken laßt ertönen
Und läutet Jubel überall!
Und ruft's hinaus zu Deutschlands fernsten Söhnen:
Die Presse frei, erstürmt der Freiheit Wall!

Zugleich mit diesen Gedichten, welche eine so unschuldige, überströmende Freude darüber beseelte, sprechen und schreiben zu können, was man wolle, erschienen andere, voll der kindlichsten Dankbarkeit gegen den geistesschwachen Kaiser, er ist „der gute Kaiser“, „unser guter Ferdinand“ ꝛc. Gleich war man zu vergessen bereit, daß jedes erreichte Zugeständnis ein abgezwungenes war. Man glaubte wohl in naiver Weise, es

dergestalt auch den früheren Machthabern vergessen zu machen! In einem der vielen Lieder zu Ehren des Kaisers heißt es:

Heil Dir, mein Kaiser! in all der Lust,
Zu der sich Dein Volk ermannt hat,
Sei Dir vor Allen ein Heil gebracht,
Den es immer als edel erkannt hat.

Am 16. März ritt die ungarische Deputation, 150 Magnaten, mit Kossuth an der Spitze, durch den Prater in Wien ein, sie wurde mit stürmischen Eljen-Rufen empfangen und mit Blumen bedeckt. An diesem Tage war die Bürgerwehr auf 60000 Mann gestiegen. Am Nachmittage erschien auf dem Altan der Hofburg ein Herold und verlas folgende Proklamation: „Wir Ferdinand I. von Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn und Böhmen 2c. haben jetzt solche Bestimmungen getroffen, die wir als Erfüllung der Wünsche Unserer treuen Völker erforderlich erkannten" — und nun folgte die Verkündigung der Preßfreiheit, der Errichtung der Nationalgarde und der Einberufung von Deputierten, um „die von uns beschlossene Konstitution des Vaterlandes" zu entwerfen.

Saphir sang:

Schwert aus der Scheid, aus dem Herzen das Lied!
Stimmt an das Lied der Lieder!
Jauchzend ertön' es durch Reihe und Glied,
Jauchzend durch jubelnde Brüder!
Blank wie die Waffe und hell wie der Stahl
Klinge das Lied von der Garde-National.

Wie man sieht, bekamen selbst die Spottvögel bei dieser Gelegenheit Singstimmen. Welch große Rolle die Nachahmung bei dieser ganzen Bewegung spielte, kann man aus der Hartnäckigkeit ersehen, mit welcher die französische Bezeichnung für Bürgerwehr angewandt wurde.

Derjenige, welcher heutzutage die paar tausend Nummern politischer Gedichte durchblättert, welche 1848 in deutscher Sprache allein in Wien erschienen, begegnet dort unter vielen unbekannten Namen, fast allen bekannten und vielen neuen, welche bald berühmt werden sollten. Von Bauernfeld findet sich z. B. ein Gedicht „Wien an die Provinzen"; etwas schwach als Gedicht, aber lehrreich als ein Bekämpfen des ersten An-

zeichens der Reaktion, jener Bewegung in den Provinzen, welche darauf ausging, das abzuschütteln, was man die Tyrannei der Hauptstadt nannte, das heißt, welche gegen das Beispiel des freigewordenen Wiens arbeitete. Von Friedrich Uhl, dem heutigen Redakteur des offiziellen Regierungsblattes „Wiener Zeitung“, liegt ein Klagelied über die Gefallenen der Revolution vor:

Das schwarze Band, den schwarzen Flor,
Laßt in den Lüften wallen,
Den Toten singt ein Klagelied,
Die für die Freiheit gefallen.

Man richtete Oden an Lenau, dem damalig populärsten Dichter Oesterreichs, voll Trauer darüber, daß der Dichter der Freiheit im Irrsinn verstummt und sein Ohr für den Siegesjubel des Augenblicks geschlossen sei. Der damals noch unberühmte Richard Wagner sendet aus Sachsen einen Gruß nach Wien:

Ihr habt der Freiheit Art erkannt!
Nicht halb wird sie gewonnen!
Ist uns ihr kleinstes Glied entwandt,
Schnell ist sie ganz zerronnen.
Dies kleinste Glied ist unsre Ehre.
Ehrlos ist, wer es läßt,
Mit hellen Waffen, guter Wehre,
Drum hieltet Ihr es fest.

Unter den Verfassern ernster Gedichte trifft man so bedeutsame Namen wie Grillparzer und Hebbel. Und Spottgedichte über den letzten Zensor wurden von Saphir wie von Dingelstedt geschrieben, von beiden als Travestie des Goethe'schen Gedichtes „Nadowessische Totenklage“, und scharenweise endlich satirische Ausfälle auf den König von Preußen, von dem man noch besonders anführte, daß er früher reaktionärer gewesen und jetzt minder freiwillig Zugeständnisse gemacht habe, als Oesterreichs Kaiser Ferdinand.

In Berlin war seit Anfang März alles in der gewaltsamsten Bewegung. „Die Kreuzzeitung“ hatte unmittelbar nach der Februarrevolution einen Artikel gebracht, welcher Krieg gegen Frankreich predigte. Derselbe erregte die größte Unruhe: das fehlte nur noch, daß sich das unterdrückte Preußen zum Kriege gegen die französische Republik führen lassen müsse

Die Tage waren jetzt gekommen, an denen sich ganz Deutschland in die schwarz-rot-goldnen Farben, das Einheits- und Freiheitssymbol, kleidete. Freiligrath sang hierüber:

> In Kümmernis und Dunkelheit,
> Da mußten wir sie bergen,
> Nun haben wir sie doch befreit,
> Befreit aus ihren Särgen,
> Ha, wie das blitzt und rauscht und rollt!
> Hurrah, du Schwarz, du Rot, du Gold!
> Pulver ist schwarz,
> Blut ist rot,
> Golden flackert die Flamme.

Am 7. März fand die erste Volksversammlung in den Zelten statt. Man beschloß eine Adresse an den König behufs augenblicklicher Einberufung des Landtages und Erlaß einer Konstitution zu richten. Der Schluß lautete: Keinen Krieg mit Frankreich! Innere gesetzliche Freiheit! Brüderliches Zusammenschließen der ganzen großen deutschen Nation! — Am 12. März hieb die Kavallerie bei den Zelten in die Volksmassen, um sie zu zerstreuen; diese verschwanden, begannen jedoch an anderen Stellen Barrikaden zu bauen und versuchten in der Jägerstraße einen Waffenladen zu stürmen. Auf dem Opernplatze wurden ein paar Menschen getötet. Am Schlosse ertönten die Rufe: Freiheit! Preßfreiheit! auch Verhöhnungen der Soldaten fanden statt. — Am 14. März wurde das Patent zur Einberufung des vereinigten Landtages erlassen. — Bis dahin war alles verhältnismäßig friedlich abgegangen; aber am 15. März begannen die Soldaten, welche von Strapazen von Nachtwachen, von beständigem Konsigniertsein in den, Kasernen aufgebracht waren, Roheiten gegen die Bevölkerung zu verüben, stießen mit den Kolben, vergriffen sich an Vorübergehenden. Einige halbwüchsige Burschen hatten an der Ecke der Kur- und Gertraudenstraße kleine Barrikaden errichtet; die Potsdamer Garde-Kürassiere nahmen dieselben im Sturm und mißhandelten die Kinder.

Dann wurde das Patent vom 18. März erlassen. Deutschland sollte aus einem Staatenbund ein Bundesstaat mit einer Bundesvertretung werden, gemeinsame deutsche Wehrverfassung,

Freizügigkeit, Aufhebung aller Zollschranken, Preßfreiheit erhalten! — Um 1 Uhr stand die Menge vor dem königlichen Schloß. Man rief: Fort mit dem Militär! Das Patent wurde laut vorgelesen, und jeder Satz mit donnerndem Hurrah beantwortet. Dort fielen einige Steinwürfe gegen die Soldaten. Der Kommandant, der berühmte General von Pfuel, wollte die paar Steine nicht mit Kugeln beantworten lassen, befahl den Dragonern von den Pferden zu steigen und lobte ihre stramme Manneszucht, daß sie trotz ihrer Erbitterung sofort gehorchten. Er ging darauf einen Augenblick nach Hause, da die Stadt ruhig schien.

In der kurzen Zeit seiner Abwesenheit, ist dann hinter seinem Rücken, man weiß nicht von wem, ein Befehl gegeben worden — die Erbitterung des Volkes bezeichnete jedoch bekanntlich in den folgenden Tagen den Prinzen von Preußen, den späteren Kaiser Wilhelm, als dessen Urheber. Ein Gardedragonerregiment wurde sichtbar. Sofort ertönte der Ruf: Fort! Es machte eine Schwenkung; man rief Bravo. Plötzlich rückte es in gestrecktem Trabe mit blanker Waffe auf die versammelten Scharen ein. Zu gleicher Zeit drängte sich ein Bataillon aus dem Schloßportale, stellte sich in Linie, fällte das Bajonet und ging unter Trommelwirbel auf die Menge los. Es fielen zwei Schüsse — vielleicht durch Zufall. Jetzt stürzte die Bevölkerung unter wildem Geschrei fort. Einen Augenblick zuvor war die Freude auf ihrem Höhepunkte gewesen, fremde Menschen hatten einander umarmt, die Hüte geschwenkt und dem Könige ein Hurrah gebracht — jetzt erhoben sich hier, wie in Wien, wie auf ein gegebenes Zeichen die Barrikaden in der ganzen Stadt, mehr als 200, aus Fliesen Rinnsteinbrettern und Wagen erbaut. In allen Straßen wurden Kugeln gegossen. Die Stadt glich einem Lager. Von allen Dächern wurde auf die Truppen gefeuert, und hatte man keine Kugeln, wurden Steine geworfen. Jedes Beil, jeder schwere Stock wurde eine Waffe.*)

*) Des deutschen Volkes Erhebung im Jahre 1848, sein Kampf um freie Institutionen und sein Siegesjubel. Von J. Lasker u. Fr Gerhard. Danzig 1848.

Man entfernte die Dächer der Eckhäuser und trug Pflastersteine in Körben hinauf. Die Studenten hatten sich bewaffnet vor der Universität versammelt; sie befestigten dreifarbige Kokarden an ihren Mützen und besetzten die Barrikaden. Die Kaufleute brachten Pulver, Blei und Zündhütchen, die Eisenhändler Beile und Eisenstangen. Am Abend des 18. März begann der Artilleriekampf in der Königsstraße. Der König sah von den Schloßfenstern zu, war über die Deputationen aufgebracht, die ihn aufforderten, die Truppen zurückzuziehen, scherzte jedoch auch zwischendurch gnädigst; er ärgerte sich besonders über die dreifarbigen Fahnen auf den Barrikaden. Er würde, sagte er, Bitten viel gewähren, der Gewalt und dem Gesetzbruch jedoch Nichts.

Varnhagen schildert in seinen Tagebüchern, was er als Augenzeuge in jener Nacht von seinen Fenstern sah und hörte: „Eine kleine Schar unter bewährten Führern hielt standhaft aus und verdoppelte ihre Wachsamkeit, weil die Zahl so gering war. Nach längerer Stille bei noch völliger Dunkelheit, aber schon gegen den Morgen hin, hörte man plötzlich Trommeln, als rückten Truppen heran: augenblicklich waren die Kämpfer bereit, man hörte sie flüstern, und auf das Gebot einer jugendlichen, wohltönenden Stimme „Meine Herren, auf die Dächer!“ ging jeder auf seinen Posten. Dieser Ruf, ruhig und fest und mit edler Einfachheit gesprochen, klang schauerlich durch die Finsternis und wirkte mit erhebender Macht, besonders in der Vorstellung, welche Gefahr die auf sich nahmen, die ihm gehorchten: denn der allgemeine Kampf hatte schon, so schien es, nachgelassen, keine Volksmasse umgab und ermutigte die auserlesenen Kämpfer, denen nach vergeblichem Widerstande keine Rettung, sondern nur der schmachvolle Tod übrig war, durch Herabsturz von den Dächern, durch die Bajonette der Soldaten oder gar durch Henkershand.“ Varnhagen schließt „Gewiß der Heldentod und die Todesentschlossenheit dieser kühnen Jünglinge waren der größten Bewunderung wert“ — gewichtige Worte aus dem Munde eines alten, kriegserfahrenen Offiziers!

In der Nacht vom 18. zum 19. März waren in Berlin

alle Fenster illuminiert, wo man Barrikaden baute und ausbesserte. Sobald hingegen die Truppen in eine Straße einrückten, wurde alles stockfinster. Wo die Soldaten in ein Haus eindrangen, säbelten und stießen sie Alles nieder: den Gefangenen gegenüber war ihre Roheit mittelalterlich. Gegen Morgen wurde das Garde-Landwehr-Zeughaus von der Bevölkerung genommen; man fand die Gewehre ihrer Pistons beraubt; aber alle Schmiede im Friedrichsviertel arbeiteten daran und machten den Schaden wieder gut.

Endlich wurde am Morgen die Proklamation „An meine lieben Berliner"! verteilt, welche die Vorfälle des vergangenen Tages als durch ein unseliges Mißverständnis entstanden, zu erklären versuchte. Es wäre notwendig gewesen, den Schloßplatz durch Kavallerie „im Schritt und mit eingesteckter Waffe" räumen zu lassen; zwei Infanteriegewehre wären hierbei von selbst los gegangen, glücklicherweise ohne Jemand zu treffen. Da habe „eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hätten, diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüter von vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken um vermeintlich vergoßenes Blut erfüllt, und sind so die greulichen Urheber von Blutvergießen geworden." Die Truppen hätten erst Gebrauch von ihren Waffen gemacht, als sie durch viele Schüsse dazu gezwungen worden wären. Der König gelobe, daß die Truppen von Berlin fortgezogen werden sollten, und er hege den Wunsch, daß beide Parteien das Geschehene vergessen möchten.

Unterdessen raste der Kampf unter ungeheurer Erbitterung auf beiden Seiten weiter. Gegenüber den Deputationen, die sich am Vormittage des 19. März einfanden, versuchte der König das gegebene Versprechen betreffs Fortsendung der Truppen, an die Bedingung zu knüpfen, daß zuerst die Barrikaden geräumt würden. Schließlich jedoch gestand er Alles zu: Ministerwechsel, Freilassung der im Laufe der Nacht Gefangenen, Entfernung der Truppen. Letztere zogen unter dem Eindruck einer ihnen von ihrem Kriegsherrn zugefügten töt-

lichen Kränkung und unter den Jubelrufen der Bevölkerung mit gedämpftem Trommelschlag und unter Choralmusik aus der Stadt nach Potsdam.

Nach dem Schlosse jedoch drängten sich Alle, welche durch ihre Masse einen Druck auf die überwundene Regierung ausüben zu können hofften, außerdem alle Neugierigen und Müßiggänger; nach dem Schlosse wurden auch alle Leichenzüge gelenkt, welche sich in den Straßen bildeten, wo gekämpft worden war. Die Leichen wurden auf Bahren gelegt, und wo ihre Zahl zu groß war, auf offene Lastwagen. Man schmückte die Leichenwagen und Bahren mit Blumen, Bändern und Tüchern; auch die Leichen wurden mit Blumen geschmückt; so wurden sie dann fort getragen und gefahren.

Vor dem Schlosse, auf dem Schloßplatz, auf der Schloßfreiheit und im sogenannten Lustgarten stand die Menge dicht zusammen. Man wollte den König sehen. Bleich trat er auf den Balkon heraus. Sofort wurden Rufe laut: „Die Gefangenen frei!" und man zwang ihm den Befehl ab, die Gefangenen freizugeben, welche in den Schloßkellern eingesperrt waren. Schwerverwundete wurden dann auf Bahren in die Schloßsäle getragen und dort gepflegt. Und dann begannen die Leichenzüge beim Schlosse anzukommen, und der Anblick derselben setzte die Massen in wilde Bewegung. Man trug die Leichen in den innern Schloßraum, während sich draußen in der Volksversammlung ein Redner nach dem andern hören ließ. Den größten Anklang fand Karl Gutzkow mit seiner Rede, die sich auf die Losung „Volksbewaffnung!" zuspitzte. Die neuernannten Minister, welche zwischen den Massen herumgingen, um sie zu beruhigen, diesen Zweck jedoch nicht erreichten, zögerten zuerst die Volksbewaffnung einzuräumen, wurden aber bald dazu gezwungen. Denn die Szene, welche jetzt vor dem Schlosse stattfand, machte es unmöglich, den Wünschen der Bevölkerung zu trotzen.

Ein neuer Leichenzug erreichte das Schloß; auf blumengeschmückten Bahren wurden vier Leichen nach demselben hingetragen; man hatte die blutigen Wunden der Toten aufgedeckt, um durch deren Anblick die Zuschauer zur Rache zu ent-

flammen. Vor dem Altan hielten die Träger an und forderten mit wildem Ruf, der tausendstimmigen Widerklang fand: der König! die Königin! Vergeblich versuchten die Minister Schwerin und Arnim zur Menge zu reden, sie wurden beständig von den Rufen: der König! die Königin! unterbrochen.

Da traten diese heraus auf den Altan und jetzt überstieg die Raserei des Volkes alle Grenzen. Der König wollte sprechen; aber zur selben Zeit hoben die Leichenträger die Bahren mit ihrer blutigen Last hoch zu ihm empor, und von allen Seiten ertönte der Ruf: „Hut ab!" Der König mußte jedesmal, wenn eine Leiche vorbeikam, den Hut tief abziehen.*) Darum heißt es in Freiligraths gewaltigem Gedichte „Die Toten an die Lebenden" von der Enttäuschung des folgenden Jahres:

Die Kugel mitten durch die Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt Ihr uns auf blutgem Brett hoch in die Luft gehalten!
Hoch in die Luft mit wildem Schrei, daß unsre Schmerzgeberde
Dem, der zu töten uns befahl, ein Fluch auf ewig werde!
Daß er sie sehe Tag und Nacht, im Wachen und im Traume —
Im Oeffnen seines Bibelbuchs und im Champagnerschaume!
Daß wie ein Brandmal sie sich tief in seine Seele brenne:
Daß nirgendwo und nimmermehr er vor ihr fliehen könne!
Daß jeder qualverzogne Mund, daß jede rote Wunde
Ihn schrecke noch, ihn ängste noch in seiner letzten Stunde!

Am 21. März, Mittags, ritt der König, ein schwarz-rot-goldenes Band um den Arm und selbst deutschfarbige Bänder austeilend, aus dem Schloßthore. Die über diesen demütigenden Aufzug verzweifelten Prinzen und Minister folgten dem Könige, ein Tierarzt Urban ritt an seiner Seite. Vergebens hatte einer der Generale den König noch im letzten Augenblick zurückzuhalten versucht. Er antwortete: „Non, non c'est décidé, nous allons monter à cheval." Der König hielt bald still und sprach: „Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Einheit und Freiheit berufen fühle — die will ich mit deutscher Treue auf den

*) Des deutschen Volkes Erhebung, pag. 54. Varnhagen, Tagebücher. Ad. Streckfuß, „Erinnerungen aus dem Jahre 1848." Der Zeitgeist 1889. Nr. 51.

Grundlagen einer aufrichtigen konstitutionellen deutschen Verfassung schirmen.“ An der Universität ließ er Professoren und Studenten herausrufen und rief: Schreiben Sie sichs auf, meine Herren! Schreiben Sie sichs auf, was ich Ihnen sage, denn es ist für die Nachwelt: ich trete an die Spitze von Deutschland; in dessen Einheit und Freiheit besteht fortan Preußen noch, nicht anders! schreiben Sie sichs auf!“ — Als er beim Zeughause wieder die reichsten Versprechungen gab, rief plötzlich eine durchdringende Stimme: „Glaubt ihm nicht, er lügt, er hat stets gelogen, er lügt auch jetzt wieder. Reißt mich in Stücke, wenn Ihr wollt, aber er lügt, glaubt ihm nicht!*)

In Wien erschien einige Tage später folgendes Gedicht:

Preußische Mißverständnisse.

Im großen ungläubigen Altberlin sind nun die Wunder zu Hause,
Da wird geschossen, gestürmt, gebrannt zwei Tage ohne Pause
Bis Tausende liegen im roten Sand. Den König betrübt die Wendnis,
Die Flinten gingen von selber los. Das war nur ein Mißverständnis.

Durchs große, ungläubige Altberlin gehn wunderbare Witze,
Ein König hüllt sich in Schwarz-Rot-Gold und stellt sich an Deutschlands Spitze,
Ein König wird Ober-Demagog mit deutsch einheitlicher Sendnis
Doch Deutschland lacht und ruft mit Macht: Das ist nur ein Mißverständnis.

Ein anderes Gedicht, welches von der erbitterten und spottlustigen Stimmung jener Tage zeugt und den Titel „Erlkönig“ führt, lautet:

Wer schießt noch so spät aufs Volk ohne Wehr?
Es ist ein König mit seinem Heer.
Er hält sein Volk so treu im Arm,
Er faßt es so sicher mit seinen Gendarmes.
O Bürger, o Bürger, o hörest Du nicht,
Was Erlkönig in der Zeitung verspricht etc.

Die Märzrevolution in den deutschen Hauptstädten rief jedoch verhältnismäßig wenig schöne Gedichte hervor, zumeist Gassenhauer, Freiheitslieder, welche im ersten Augenblick zündeten, doch ohne tieferen poetischen Wert waren; hingegen erzeugten die furchtbaren Gegenrevolutionen, Wiens Eroberung im

*) Vergl. Varnhagens Tagebücher. Bd. 4. p. 338.

Oktober und diejenige Berlins im November 1848 eine große Anzahl vortrefflicher Poesien. Die Dichter ließen sich auch vom Tode der einzelnen Märtyrer inspirieren, derjenigen, welche im Kampfe gefallen, und jener, welche nach dessen Beendigung standrechtlich erschossen wurden. Ungarns Erhebung und nachherige Niederwerfung durch das russische Heer hatte außerdem ein Mitgefühl erweckt, welches sich in ergreifenden Gedichten Luft machte.

Die Zeit der ersten frohen Begeisterung in Wien war bald dahin. Die freie Verfassung war der Demokratie nicht frei genug. Es bildete sich neben der Regierung ein politisches Zentralkomitee. Als die Auflösung desselben befohlen wurde, erzwang die Bevölkerung die Zurückziehung des Befehls und Suspension der Verfassung. Der Kaiser flüchtete Mitte Mai nach Innsbruck, die Studentenlegion wurde aufgelöst; da aber in Folge dessen der Barrikadenkampf aufs neue begann, mußte das Ministerium nachgeben. Der Kaiser kehrte im August zurück. Unterdessen wurde die Hauptstadt in fortwährender Aufregung erhalten; jegliches Geschäftsleben war in Folge der Revolution ins Stocken geraten, und mit der Arbeitslosigkeit stieg die Unzufriedenheit und die Unruhe. Tiefen Eindruck machte die Nachricht von der Junischlacht in Paris und von Cavaignac's Sieg, welcher gleichbedeutend mit der Niederwerfung der Revolution in Frankreich war. Zu dieser Zeit erfuhr man, daß Jellachich, der Ban von Kroatien, sich gegen Ungarn rüste, und in Folge aufgefangener Briefe entdeckte man, daß er vom Hofe zu Wien und vom Kriegsminister Latour unterstützt wurde. Die Folge war, daß der vom Minister entsandte Graf Lamberg bei seiner Ankunft in Pest (28. September) vom Pöbel zerrissen, und Latour, welcher Truppen nach Ungarn senden wollte, (7. Oktober) von der rasenden Bevölkerung Wiens erschlagen wurde. Dingelstedts Gedicht „Der 7. Oktober" verherrlicht den Erschlagenen, und der Dichter benutzt zugleich diese Gelegenheit, sich von der Revolution und all' ihren Thaten loszusagen.

Jetzt flüchtete der Kaiser zum zweitenmale von Wien. Während Radetzky der Empörung in der Lombardei Herr

wurde, schloß Windischgrätz welcher den Oberbefehl über das Heer erhalten hatte, die Hauptstadt mit seinen Truppen ein. In einen Kampfe, der vom 24. bis zum 29. Oktober währte, wurden die Vorstädte und Außenwerke genommen; die Stadt war bereits aus Mangel an Lebensmitteln und Munition darauf eingegangen, auf Gnade und Ungnade, wie Windischgrätz verlangte, sich zu ergeben, als der Ruf durch die Straßen ertönte: die Ungarn kommen. Man sah sie vom Stephansthurme, und der Jubel war groß. Das geschlossene Abkommen wurde gebrochen, die abgelieferten Gewehre wieder aus dem Zeughause zurückgenommen und Ausfälle unternommen, um die Ungarn, deren Kanonen man hörte, zu unterstützen. Aber das ungarische Heer wurde vollständig von Jellachich geschlagen und am 31. Oktober hielt Windischgrätz, am 2. November Jellachich seinen Einzug in Wien. Der Belagerungszustand wurde erklört, Kriegsgerichte, Todesurteile, Hinrichtungen folgten.

Während die Wahlen für das erste deutsche Parlament in Frankfurt am Main stattfanden, wurden in Preußen auch die Wahlen zur konstituierenden Versammlung für das ganze Land vorgenommen. Dieselbe trat im Mai zusammen und wurde vom Könige eröffnet. Sie zählte nur wenige bedeutende Männer, da man die besten Kräfte nach Frankfurt gesandt hatte. In Berlin herrschte ein fast anarchischer Zustand, das Zeughaus wurde erstürmt und geplündert. Die konstituierende Versammlung wurde in einem von den politischen Klubs abhängigen und eingeschüchterten Zustande erhalten. Sie lehnte den Verfassungsvorschlag der Regierung als nicht demokratisch genug ab. In Folge dessen ein erster Ministerwechsel. Ein neues Ministerium kam den Wünschen der Versammlung mehr entgegen, geriet aber mit der Mehrzahl in Konflikt, da diese verlangte, die Regierung solle es denjenigen Offizieren, welche mit dem neuen Staatsprinzip nicht einverstanden seien, zur Ehrenpflicht machen, aus dem Heere auszutreten. Als auch das neue Ministerium infolge Annahme dieses Vorschlages zurücktreten mußte, wurde ein drittes, das Ministerium Pfuel, gebildet. Am letzten Tage des Oktober verhandelte die Ver-

sammlung über die an das Ministerium gerichtete Aufforderung, „mit allen Mitteln zum Schutze der in Wien bedrohten Volksfreiheit einzuschreiten“. Als aber ein Volkshaufe während dieser Verhandlung gewaltsame Einwirkung auf die Beschlüsse der Versammlung auszuüben versuchte und das Ministerium verhöhnte, trat auch dieses ab, und jetzt bildete der König (2. November) eine Kampfregierung mit seinem Onkel, dem Grafen Brandenburg, an der Spitze. Das neue Ministerium dekretierte die Verlegung der Versammlung von Berlin nach Brandenburg und ließ (10. November) unter General Wrangels Anführung, das aus Dänemark zurückgekehrte Heer in Berlin einrücken. Dann wurde die Bürgerbewaffnung aufgelöst und der Belagerungszustand erklärt.

Und ebenso fruchtlos, wie die Revolutionen in Wien und Berlin, so verlief auch das erste deutsche Parlament, welches in Frankfurt am 18. Mai 1848 eröffnet und von den Truppen am 18. Juni 1849 in Stuttgart zersprengt wurde. Erzherzog Johann, der erwählte Reichsverweser, that das Seine, um dasselbe Oesterreich unterthänig zu machen; vergebens bot es Friedrich Wilhelm IV. im April des Jahres 1849 die deutsche Kaiserkrone an. Seine Souveränetät wurde bereits mit Füßen getreten, als Windischgrätz im November 1848 Robert Blum, trotz seiner Unverletzlichkeit als Mitglied des Reichsparlamentes in Brigittenau erschießen ließ. Des Parlamentes Bedeutung als Reichsversammlung schrumpfte immer mehr zusammen, als dessen konservative Mitglieder sich entfernten und abreisten, und als es schließlich in Stuttgart zerstreut wurde, war die Reaktion wieder in ganz Europa siegreich.

Da sah man die Letzten der Getreuen,
Die ausgeharrt beim Heiland, zerstreuen
Sich, wandernd nach allen Seiten und Winden,
Das Wort des Heiles zu verkünden,
Wohl wissend, daß ein langes Exil
Und Armut, Not und Dulden ihr Ziel,
Und Qual und Tod und Kerkermauern.
„Das Wort des Heils wird sie überdauern!“
Das merkt Euch, Ihr Knechte und blutigen Horden:
Das Wort ist Fleisch und ist Gott geworden.

So sang einer der letzten Getreuen, Moritz Hartmann. Er

fühlte richtig, daß die Ideen den äußeren Glückswechsel überleben würden.

Zu Ende des Jahres 1848 konnten die Dichter der Revolution nur ihre gefallenen Helden und ertöteten Hoffnungen besingen. Unter diesen Dichtern stehen Freiligrath und Hartmann am höchsten, und typisch für die Trauergedichte des Zeitalters über seine Gefallenen, sind die Erinnerungslieder dieser beiden Dichter an Robert Blum, der durch seinen festen und milden Charakter, sein schlichtes Wesen und seine besonnene Haltung im Bewußtsein seiner Zeit wie ein volkstümliches Idol stehen blieb.

In Hartmanns Reimchronik heißt es wehmütig über ihn:

So ruhe sanft und gut, mein Robert!
Nicht braucht's den Wunsch, daß leicht Dir werde
Die blutgetränkte Wiener Erde,
Der Boden, den Du Dir erobert.
Du bist nicht tot, trotz aller Klage
Des deutschen Volks, trotz aller Lieder.

. . . .

Ein Mythus geht: der Robert lebt,
Der Robert Blum, den sie erschossen,
Und jedes deutsche Herz erbebt:
Das teure Blut ist nicht geflossen —
Die Hoffnung raunt uns in die Ohren.
Entflort, entflort die Trikoloren,
Noch, noch ist Deutschland nicht verloren.

. . . .

Allüberall ist er dabei!
Er wendet mit den Geisterhänden
Und fängt mit seiner Brust das Blei,
Das uns die Fürstenväter senden.

. . . .

Und wandeln muß er, bis entrafft
Das deutsche Volk sich dem Verräter —
Bis er entfürstet und entpfafft
Den heilgen Boden seiner Väter.

Und Freiligrath schrieb eine Woche nach Blums Tode sein prachtvolles und energisches Gedicht anläßlich der zu seiner Ehre in der Domkirche zu Köln veranstalteten Trauerfeierlichkeit bei welcher Neukomms Requiem über Blum von der mächtigen Orgel ertönte:

Und heut in diesem selben Köln zum Weh'n des Winterwindes
Und zu der Orgel Brausen schallt das Grablied dieses Kindes,
Nicht singt die Ueberlebende, die Mutter, es dem Sohne:
Das ganze schmerzbewegte Köln singt es mit festem Tone.
Es spricht: Du, deren Schoß ihn trug, bleib still auf Deiner Kammer!
Vor Deinem Gott, Du graues Haupt, ausströme Deinen Jammer;
Auch ich bin seine Mutter, Weib! Ich und noch eine Hohe —
Ich und die Revolution, die hohe, lichterlohe!
Bleib Du daheim mit Deinem Schmerz! wir wahren seine Ehre —
Des Robert Requiem singt Köln, das revolutionäre.

. . . .

Was greift Ihr zu den Schwertern nicht, Ihr Singer und Ihr Beter?
Was werdet Ihr Posaunen nicht, Ihr ehrnen Orgeltuben,
Den jüngsten Tag ins Ohr zu schrein den Henkern und den Buben?
Den Henkern, die ihn hingestreckt auf der Brigittenaue —
Auf festen Knieen lag er da im ersten Morgenthaue!
Dann sank er hin — hin in sein Blut — lautlos! — heut vor acht Tagen!
Zwei Kugeln haben ihm die Brust, eine das Haupt zerschlagen.

Wer indessen in dichterischer Widerspiegelung allen Begebenheiten und Eindrücken der 1848er Zeit folgen will, muß immer wieder zu Moritz Hartmanns „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" seine Zuflucht nehmen. Zahlreiche Einzelheiten dieser Dichtung sind jetzt schwierig zu verstehen; man trifft darin eine ganze Schar von Eigennamen, von deren Trägern man wenig oder nichts mehr weiß, z. B. einen Finanzminister Hansemann, einen Parlamentarier Bassermann, jetzt vergessene Größen, die aber im Frankfurter Parlamente Hauptfiguren waren; doch bleiben noch genug Teile zurück, für die man auch heute noch keinen Kommentar gebraucht, welche den Leser mitten in das Gefühlsleben und in die Stimmungshochflut des Revolutionsjahres versetzen. Ergreifend wirkt des Dichters Gefühlsausbruch am Schluß, sein Vermissen der „Männer":

Ich seh' Gelehrte und Professoren
Und Präsidenten und Assessoren,
Weinküfer seh' ich und Redakteure,
Superintendenten und Accoucheure
Und Börsenleute und Zeitungsschreiber,
Astronomen und Steuereintreiber,
Lumpenhändler und Altertumskenner,
Biedermänner, Hansemänner, Bassermänner —
Allein, wo sind die Männer, die Männer?

Als Hartmann diese Worte schrieb, war er selbst ein Flüchtling, der sich eine Freistatt am Genfersee gesucht hatte, und die besten Männer Deutschlands und Oesterreichs, welche die Niederlage überlebt hatten, saßen entweder im Gefängnisse oder waren wie er flüchtig.

Das Jahr 1848 erhielt keine entscheidende politische Bedeutung, obschon in diesem Jahre Europa zum erstenmal die alte Weltordnung in fast allen Ländern zu gleicher Zeit schwanken sah. Während die lokalen Revolutionen von 1789 und 1830, wie immer auch ihre späteren Folgen waren, glückten, war die allgemeine europäische Revolution von 1848 ein in allen Ländern mißglückter Versuch.

Aber das Jahr 1848 hat eine entscheidende geistige Bedeutung. Es ward in Europa verschiedenartig vor und nach demselben gefühlt, gedacht, geschrieben. Dies Jahr ist die rote Scheidelinie, welche unser Jahrhundert litterarisch teilt und Epoche macht. Es war ein Jubeljahr, wie dasjenige, welches die alte hebräische Gesetzgebung für jedes 50. Jahr eingesetzt hatte, an welchem „im ganzen heiligen Lande in die Posaunen gestoßen“, welches „heilig gehalten“ und in welchem „Freiheit im Lande für Alle, welche darin wohnen“ ausgerufen werden sollte. (3. Buch Mosis 25, 8 ff.) Dies Jahr mit seinem beschleunigten Pulsschlag, mit seiner Alles beherrschenden Jugendlichkeit, war gleichsam jenes biblische Freudenjahr, jenes Jahr der Zurückerwerbung und Einlösung, wo „diejenigen, welche verkauft waren, losgekauft wurden.“ Noch heutigen Tages ist Jugend aus seinen Märztagen zu schöpfen, und Erfahrung aus seinen Novembertagen zu holen.

Es ist das Jubeljahr, das Trauerjahr, das Grenzjahr!

30.
Schluß.

Es ist ein großes Gemälde, das sich beim Studium der oppositionellen, schließlich revolutionären Gefühle und Gedanken in Deutschland von 1815—1848 unserem Blicke entrollt hat. Wir sehen Metternichs Geist in seiner Geistlosigkeit über

Oesterreich und das Deutsche Reich brüten. Wir sind der geistigen Bewegung gefolgt, die zuerst beim Wartburgfeste 1817 zum Ausdruck gelangte; wir sahen wie Kotzebue's Ermordung den Verfolgungskrieg gegen den Liberalismus veranlaßte und eine lange, rücksichtslose Reaktion und Unterdrückung einleitete. Unter dem Einflusse dieser Strömung wird Goethe aufgefaßt: bald gepriesen, bald als freiheitsfeindlicher Quietist angegriffen; die deutsche Philosopie wird unter Hegels Auspizien konservativ, wenn auch auf zweideutige Weise. Die oppositionelle Grundstimmung kommt tropfenweise bei Dichtern wie Chamisso, Platen und Heine zum Worte; der Allgemeinzustand jedoch ist Niedergeschlagenheit, vermischt mit Selbstironie. In diesen Stillstand fällt die Nachricht der Julirevolution von 1830 und wirkt elektrisierend auf das öffentliche Bewußtsein, sie giebt den Schriftstellern neuen Mut und neue Inspiration. Zu diesen Eindrücken fügt sich harmonisch die Erinnerung an Byrons Tod, und der polnische Aufstand erweckt Mitgefühl und Begeisterung trotz Deutschlands Anteil am Untergange Polens als Macht. Börne wird der hervorragende Sprecher für die freien politischen Ideen, er bewahrt die Liebe für Freiheit und Recht, zeigt sich als Muster von Charakterfestigkeit und Ueberzeugungstreue, legt jedoch einen naiven und fanatischen Optimismus an den Tag, welcher verrät, daß er kein staatsmännisches Genie besitzt. Bei Heine, dem größten Dichter des Zeitalters, schwingen alle seelischen Fibern desselben mit. In ihm entwickelt sich aus der romantischen Hülle die moderne Poesie; in der Erotik, in der Naturwiedergabe, in politischer, sozialer und religiöser Gefühlsweise, in malerischem, poetischem und satirischem Stile ist er der moderne Mensch, wie kein Anderer — wie dies hervorgehoben ward — geeignet, mit dem modernen Leben in seiner Härte und Häßlichkeit, seiner Anmut und Unruhe, seinem Reichtum an schneidenden Gegensätzen, anzubinden. Auf andere, immerhin aber verwandte Art, bildet Immermann gleichzeitig mit seinen besten Arbeiten den Uebergang zu einer naturgetreueren Kunst, als derjenigen der vorhergehenden Zeit.

Die Julirevolution hatte indessen nicht nur die litterarische

Stimmung und den Ton, sondern auch den Charakter der Hegelschen Philosophie verändert. Dieselbe wird von jetzt ab als eines der am stärksten eingreifenden Elemente bei der Umgestaltung des Lebens verwendet; die Jugend zieht reformatorische oder revolutionäre Folgerungen aus der Lehre des bei seinem Tode so konservativen Meisters. Und nun tritt unter dem Eindrucke vom Nachhall der Julirevolution, von Hegels Philosophie und Goethes Poesie, welche als antichristliche Macht aufgefaßt wird, mit Heine und Börne als Meister, mit George Sand und Rahel als Musen, eine Gruppe junger Schriftsteller hervor, welche bald als das junge Deutschland bezeichnet wird. Sie wollen die Litteratur mit dem Leben verschmelzen; sie erstreben eine Auflösung des herrschenden religiösen und moralischen Herkommens, freiere Formen der Verbindung und Trennung der beiden Geschlechter und eine neue pantheistische Religiosität.

Als Menzel sie im Jahre 1835 der Staatsgewalt denunziert, wird dies zum Signal für eine neue Reihe von Verfolgungen gegen all das, was man in jener Zeit unter dem Begriffe Bewegungslitteratur umfaßte. Nur wenige der Persönlichkeiten des jungen Geschlechts zeigten sich unter diesen Prüfungen als Charaktere. Während der Verfolgung entwickelten sich jedoch sowohl die großen Talente (Gutzkow) wie die kleineren (Laube rc.) und die ganze Schar ihrer Nachfolger. Es werden Arbeiten geschaffen, welche in verschiedenen Formen die Hoffnungen und Kämpfe des Zeitalters, die Gedanken und Gefühle, die Versuchungen, Fehltritte und Siege der Persönlichkeiten genau widerspiegeln.

Was jedoch in den Jahren 1830 bis 1840 tiefstinnen in den deutschen Gemütern vor sich ging, das ist das Durchdringen der von Anbeginn ausschließlich von begeisterten Frauen verfochtenen Weltanschauung und Poesie Goethes bei allen höher Entwickelten, die sie unempfänglich für theologische Eindrücke, empfänglich aber für alles wertvolle Menschliche macht. Die Goetheverehrung führt selbst die Frauen zur Verehrung der politischen Freiheit und sozialen Reform.

Mit dem Jahre 1840 beginnt die deutsche Philosophie

sich in der Richtung des Radikalismus zu entwickeln, und die Dichter fangen an, direkt der politischen Freiheit den Weg zu bahnen. Das jetzt auftretende Geschlecht schuldet wieder Hegel seine philosophische Bildung, es hat jedoch seine Lehre zu einer Schule für gottverleugnende Gotteserklärung und einer den Absolutismus bekämpfenden Politik umgestaltet. Es verwirft den Standpunkt des jungen Deutschland als allzu belletristisch und beschäftigt sich lebhaft mit dem Wesen des Christentums und der Idee des Staates.

In Preußen herrscht jetzt ein König mit einem zusammengesetzten Naturell und reichen Fähigkeiten, eine Uebergangsgestalt zwischen der älteren und neueren Zeit. Seine Persönlichkeit bietet in ihrem Verhältnisse zur Litteratur und zum Geistesleben des Zeitalters großes Interesse. Wie Metternich im Süden, so beherrscht Friedrich Wilhelm IV. im Norden die äußeren Begebenheiten in Deutschland. Wir sehen, wie die litterarischen und politischen Charaktere zu ihm hingezogen werden, mit ihm zusammenstoßen und zurückprallen. Die älteren, invaliden Talente, wie Tieck und Schelling, verleben ihre letzte Zeit in seiner Nähe. Herwegh und Freiligrath werden angezogen und abgestoßen, Jacoby bekämpft ihn und Dingelstedt verspottet ihn. Und nun folgen wir der Entwickelung der politischen Lyrik von ihrem Begründer Anastasius Grün bis zu Herwegh und Dingelstedt und beobachten, wie tief ein Denker wie Ludwig Feuerbach in das Gedankenleben seiner Zeitgenossen eingreift.

Geister wie Freiligrath und Prutz, Sallet und Hartmann gleichen Sturmvögeln, welche den Sturm melden, und während der europäischen Umwälzung von 1848 hören wir die Lieder einzelner großer Lyriker die Raserei des politischen Orkans übertönen, während die unerhörten Begebnisse zugleich eine Menge geringerer oder unentwickelter Talente zu Werkzeugen des großen Augenblicks machen.

Wir hatten beim Studium dieses Stückes Geistesgeschichte Veranlassung, bei einer ganzen Galerie eigenartiger Gestalten zu verweilen und uns gründlicher in die bedeutendsten oder typischsten derselben zu vertiefen.

Wir sahen, daß Napoleons große, von Legenden umwobene Heldengestalt beim Beginn der Periode einen fast ebenso mächtigen Einfluß auf das Gefühlsleben ausübte, als diejenige Byrons. Von den großen Geistern des 18. Jahrhunderts sind Goethe, Jean Paul, Heinse, Hegel, diejenigen, von denen die am deutlichsten nachweisbare Beeinflussung ausgeht. Die Romantiker wirken teils als Lehrer und Meister wie A. W. Schlegel, Brentano, Chamisso, teils als Gegner wie Tieck. Börne und Heine bestimmen mit ihrer so verschiedenartigen Genialität kraft ihres gemeinsamen polemischen Grundzuges die ganze Periode.

Aber welcher Reichtum an originellen Persönlichkeiten! Man werfe nur einen Blick auf diese Frauengalerie: Rahel und Bettina in ihrem Verhältnis zu Goethe, Henriette Herz und Jeanette Wohl in ihrem Verhältnis zu Börne, auf Heines Mouche, Immermanns Elisa, auf die Fürstin Pückler-Muskau oder Charlotte Stieglitz im Verhältnis zu ihren Männern! Oder man lasse den Blick über die Männerporträts dieses Bildersaales gleiten: über Weltmänner und Schriftsteller wie Varnhagen und Pückler, über stolze, steife Figuren wie Platen und Immermann, über Physiognomieen, welche wie diejenigen Börnes und Heines lauter Leben und Feuer sind, über eine so eigenartige, mannhafte Gestalt, wie Jacoby, und eine königliche wie Feuerbach, über die fanatisch verzerrte eines Menzel, über so einsame große und kleine Dichter, wie Rückert, Hebbel, Ludwig, Scherenberg, über Geistesagitatoren, wie Wienbarg und Gutzkow, über geschmeidige Talente, wie Laube und Mundt, über schwache Melancholiker, wie Stieglitz, über derbe, kraftvolle Sänger, wie Hoffmann und Freiligrath, über unreife Charaktere wie Herwegh und problematische wie Dingelstedt und Meißner, über tapfere Männer wie Sallet, Hartmann und Prutz! Auch dort, wo ihre Schöpfungen nicht ersten Ranges sind, studiert man sie noch mit dem höchsten Interesse.

Und doch wird die Darstellung in diesem Buche nur von demjenigen voll und ganz verstanden werden, der sie im Zusammenhange mit den früheren Teilen

dieses Werkes, von dem es ein Glied ist, betrachtet, also als letzten Akt eines großen, historischen Dramas. Der Plan dieses Werkes ist in der Einleitung zum ersten Bande, in der Emigrantenlitteratur, entwickelt, und durch alle sechs Teile streng festgehalten worden.

Die Absicht war, wie es in den ersten Zeilen der Emigrantenlitteratur gesagt ist, durch das Studium gewisser Hauptgruppen und -Bewegungen in der europäischen Litteratur den Grundriß zu einer Psychologie der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu geben. Das Jahr 1848, welches einen historischen Wendepunkt und damit einen vorläufigen Abschluß bezeichnet, war schon dort als Grenze angegeben, bis zu welcher dem Entwickelungsgange zu folgen, des Verfassers Absicht war. Die sechs Litteraturgruppen, welche nach dem ursprünglichen Plane dargestellt wurden, sind:

die französische Emigrantenlitteratur,
die deutsche Romantik,
die französische Reaktion,
der englische Naturalismus,
die französische Romantik und
das junge Deutschland.

Des Verfassers erste Arbeit bestand darin, die Hauptlitteraturen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts von einander zu scheiden, dann eine Norm für die Bewegung, ihren Anfang und Mittelpunkt zu finden. Die Norm der Bewegung fand sich in folgendem großen Hauptrhythmus mit Ebbe und Flut: dem gradweisen Sinken und Verschwinden des Gefühls- und Ideen-

lebens des vergangenen Jahrhunderts bis zum Triumph des Autoritätsglaubens, der Legitimität und des gesellschaftlichen Herkommens, dann in der Rückkehr der Freiheitsideen in neuen, stets höher steigenden Wogen. Der Ausgangspunkt ergab sich dann von selbst in jener Gruppe französischer Werke, welche „Emigrantenlitteratur“ genannt wurde, und deren erste epochemachende Schrift die Jahreszahl 1800 trägt. Ebenso unzweifelhaft war der Mittelpunkt. Vom litterarischen Gesichtspunkte betrachtet war derselbe Byrons Tod, vom politischen der griechische Freiheitskampf, in welchem jener seinen Tod fand. Denn diese Doppelbegebenheit macht im Geistesleben und in der Litteratur des Festlandes Epoche. Damit war aber auch zugleich der Endpunkt gegeben, nämlich die europäische Revolution von 1848. War nun Byrons Tod der Mittelpunkt, so mußte auch diese Gruppe der englischen Litteratur, zu der er gehört, die Angel werden, um welche sich das Werk drehte. So stand das Ganze klar in großen Umrissen da: die beginnende Reaktion bei den Emigranten, welche doch so sehr mit revolutionären Strömungen untermischt ist, die steigende Reaktion im romantischen Deutschland, die ihren Höhepunkt erreichende, triumphierende Reaktion während der ersten Jahre der Restauration in Frankreich, dann der Umschlag unter dem Namen des englischen Naturalismus; darauf der bei allen großen Schriftstellern Frankreichs kurz vor der Julirevolution eintretende Umschlag, ihr Zusammentreten zur romantischen Schule in Frankreich und end-

lich die Gruppe in der deutschen Litteratur, welche in der Märzbewegung von 1848 ausmündet.

Wenn auch dänische wie deutsche Kritiker den Plan dieses Werkes in anmaßender und abfälliger Weise getadelt haben, so ist sich der Verfasser doch bewußt, daß er heute, neunzehn Jahre nachdem er denselben gefaßt, keinen anderen und besseren finden würde. Man hat mit Recht, doch ohne großen Aufwand von Scharfsinn, erklären können, daß die litterarischen Persönlichkeiten und Werke derartig gruppiert, in solcher Reihenfolge, so in Gegensatz zu einander gestellt, sowie derartig hervorgehoben oder schattiert, nur kraft einer persönlichen Betrachtungs- und Behandlungsweise hervortreten — wie man auch mit geringerem Rechte immerwährend ohne besonderen Aufwand von Erfindungsgabe an Prokrustes erinnert hat. Die Antwort hierauf ist, daß unpersönlich gesehen die Litteratur eines halben Jahrhunderts einem Chaos von hunderttausenden von Werken in einer großen Anzahl Sprachen gleicht, und daß der wahre Prokrustes, der hier gruppiert, in Gegensatz gestellt, stilisiert, hervorgehoben, in den Hintergrund gerückt, ausgestreckt und verkürzt, in volles Licht, in Halbdunkel oder in Schatten gestellt hat, kein anderer, als jene Macht ist, welche man sonst K u n s t zu nennen pflegt.

Namen- und Sachregister

zu

Georg Brandes, das junge Deutschland.

(Bd. 6 der Hauptströmungen.)

(Ein Generalregister zu Band 1—5 der Hauptströmungen befindet sich am Schlusse des 5. Bandes.)

Aarestup, 333.
Adressensturm in Wien, 389.
Ahlefeldt, Gräfin Elisa (s. auch Lützow) 201 ff.
— Graf, 201. 202.
Akiba, Rabbi, 257.
Alexander d. Gr. 224.
Alfieri, V., 74.
Allgem. Zeitung, 251.
Allianz, d. heilige, 1. 30.
Altbursch, d. 7.
Altertum, d. jüdische, 226.
An m. l. Berliner, 397.
Andersen, H. C. 130. 144.
Ansehen, d. des j. Deutschl. 38.
Aristophanes, 171 ff. 178.
— Die Vögel, 171. 172. 175. 177. 181.
— Der Frieden, 175.
— Die Frösche, 175, 177, 185.
Aristoteles, 224.
Arkaden in München, 180.
Arndt, E. M. 8. 339. 340.
Arnim s. Bettina.
Aufstand, d. polnische, 75. 85. 86. 87.

Baggesen, J. 109.
Bakunin, M. 248.
Barrikaden in Berlin, 388. 394. 395.
Bauer, Bruno, 183, 317.
Bauernerzählungen, d. 207.
Bauernfeld, E. 392.
Beck, Karl, 343. 376 ff.
Beethoven, L. v. 293. 296.
— 's Republikanismus, 296.
Béranger, P. 110.
Berg, General, 329,
Berlioz, H. 97.
Bettina (v. Arnim) 233. 242. 278 ff. 291 ff. 304 ff.
— Dies Buch gehört dem König, 297 ff. 306.
— Goethes Briefw. m. e. Kinde. 61. 72. 278. 391 ff.
— als Staatssozialistin, 297.
— 's erster Besuch b. Goethe, 292.
— 's Goethedenkmal, 296. 304.
Bewegung, d. 271.
Bewegungslitteratur, -Partei, 271. 276, 360.
Beyle, H. 157.
— de l'amour, 157. 158.
Bismarck, O. v. 38. 85.
Blum, Rob. 381. 403 ff.
Boeckh, A. 21.
Bölsche, W. 127. 136. 137.
Bonner Universität, 122.
Bopp, Frz. 123. 129.
Börne, L. 12. 18. 24. 25. 26. 31. 33. 39 ff. 114. 192. 194. 196. 198. 224. 376.
— Briefe aus Paris, 12. 33. 39. 46. 78. 88. 103. 113. 237.
— Tagebuch, 24. 72.
— Gedächtnisrede auf Jean Paul. 49. 50.

Börne, L. Kritik v. Schillers „Tell“, 53. 54.
— Kritik v. Goethes Briefw. m. e. Kinde. 61. 72.
— d. Wage, 63, 64, 79.
— d. Zeitschwingen, 63.
— Menzel, 253.
— üb. d. Lakaiennatur d. Deutschen. 196. 197.
— 's Auffassung d. Christentums, 98. 99.
— u. d. alte Testament, 68.
— 's Kunstsinn, 66. 98.
— 's psychol. Feinheit, 97.
— 's Menschenliebe, 98.
— 's Prophezeiung d. Kommune, 95. 96.
— u. d. Hambacher Fest, 100 ff.
— Anekdoten a. s. Jugend, 44 ff.
— 's Vater, 43, 44, 60, 64, 65.
— 's Großvater, 43.
— u. Goethe, 40 ff. 62—78.
— u. Heine, 102 ff. 224
— u. Henriette Herz. 55 ff.
— u. Menzel, 69 ff.
— u. Jeann. Wohl, 78 ff.
Brandes, G., d. Hauptströmungen d. Litteratur d. 19. Jahrhdts. Bd. 1—5. 409 ff.
Bremerhaven, 86.
Bremer Ratauskeller-Phantasie. 140.
Brentano, Cl., 154 ff. 169, 292. 298.
— Romanzen v. Rosenkr. 154
— Godwi, 155.
— 's Loreley, 155, 156.
— Maxe, 294
Briefwechsel zwischen Varnhagen u. Rahel. 125.
Brigittenau, 403
Bund, d. Deutsche, 247
Bundestagsbeschluß, 247 ff. 249.
Burschenschaft, 5. 9. 19.
— Teutonia, Arminia, Germania. 19.
Byron, 31 ff. 189 194—196. 248.
— 's hebr. Melodien, 127.

Carducci, 112.
Carlyle, Th., Friedrich d. Gr. 261.
Caroline (Böhmer 2c) 291.
Casanova, Jak., 271.
Castelli, J., 391.
Chamisso, A. v., 17.
— div. Zeitgedichte, 17.
— Peter Schlemihl, 17.
Cavaignac, L. E., 401.
Christus, 224. 272.
Clauren, 13.
Code Napoléon, 3. 6.
Cornelius, P. v., 310.
Cotta, 64. 65.
Courier, P. L., 49.
Cousin, V., 224. 229.
Cousinenliebe, d. 133.
Cuvier, 23.
Cuxhaven, 133. 135.

Dalberg, Fürst Primas 59. 60.
Dänemark währd. d. J. 1848. 386.
Dante, 74.
Darwin, Ch. Ursprung d. Arten. 23.
Depeschenmordbrandehebruchs-tirolerin, 215.
Deubler, Konr. 357.
Deutschland. d. junge. 31. 227. 230. ff. 237. 247. 248.
De Wette, M. L. 8.
Dichterschule, d. schwäb. 184. 232. 238
Dingelstedt, Frz. 343. 348. 349. ff. 393.
— Lieder e. kosmop. Nachtwächters 349 350.
— Nachtwächters Weltgang. 327. 351.
— Münchener Bilderbuch. 354.
— Ein Roman. 354.
— d. 7. Oktober 401.
Disraeli, 310.
Dorothea (Mendelssohn) 291.
Duller, Ed. 250.

Echtermeyer, Th. 230.
Eichhorn, J. A. Minister, 315. 316.
Eckermann, J. P. Gespräche m. Goethe, 7. 23. 238.
Elsler, Fanny, 280.
Elster, E. 127. 132.
Emanzipation des Fleisches, 227. 233. 243.
Engels, Fr. 230.
Erklärungen d. preuß. Univers. Professoren, 252.

Erlkönig, (polit. Gedicht) 400.
Eupolis, 174.
Euripides, Iphigenie, 226.

Feuerbach, L., 35. 183. 224. 242. 316. 345. 346. 355. ff. 383.
— D. Wesen d. Christentums, 355. 358.
— Gedanken üb. Tod u. Unsterblk. 357.
Fichte, 4. 73.
Finkenstein, K. v. 284.
Follen, Brüder, 7. 8.
Fontane, Th. 335.
Fouqué, de la Motte, 332.
Fourier, Ch. 117.
— 's Phalanstère; 117.
Frankfurt a. M., 41.
Frankl, Aug Ludw. 390. ff.
— d. Universität, 390. 391.
Frankreich, 16.
Frauen, d. des jung. Deutschld. 376 ff. 304 ff.
Freiheitskampf der Tiroler, 296.
Freiheitskriege, 2. 279.
Freiligrath, F. 145. 182. 193. 195. 340. 343. 361 ff. 384. 394. 403 ff.
— Löwenritt, 182. 340.
— d. Mohrenfürst, 184. 185.
— e. Glaubensbekenntnis, 340.
— Ca ira, 340. 363.
— d. Toten an d. Lebenden, 399.
— Aus Spanien, 193.
— Anekdote, 340.
— 's Pension, 193. 194. 340.
— , der afrikanische, 362.
Friedrich Wilhelm III. 309.
Friedrich Wilhelm IV. 21. 24. 178. 296. 307 ff. 318. 319. 339. 342. 345. 384. 393. 396. 403.
— Anekdoten, 330. 331.
— am Denkmal b. Kalisch, 329.
— 's Ablehnung d. Kaiserkrone, 403.
— Reise nach Breslau, 323. 324.
— Huldigungsfeierlichkeit i. Königsberg, 311 ff.
— Huldigungsfeierlichkt. in Berlin, 313 ff.
— deutschfarb. Bänder verteilend, 399. 400.
Fries, 5. 6.
Fröbel, J. 381.
Fromentin, E. 147.
Führerschaft, geistige und politische, 322. 323.
Gans, Ed. 21. 124. 224. 317.
Gautier, Th. 334.
Gedicht, d. 1. zensurfreie in Oesterr. 390 ff.
Gedichte d. Märzrevolution, 400. 401.
Geibel, E. 340.
Gentz, Fr. v. 8. 27. 64. 280.
Gerbermühle, d. 288.
Gerhard, Fr. 395.
— d. fr. Presse, 391.
Gervinus, G. 384.
Girardin, Mad. lettres paris. d. Victe. de Launay, 338.
Girardin, Saint, Marc. 20 ff.
Goldschmidt, M. P., ein Jude, 266.
Goethe, J. W. 7. 12. 15. 22. 23. 31. 33. 36. 40 ff. 61. 65. 66. 69 ff. 98. 108. 111. 120. 129. 137. 141. 159. 170. 172. 215. 224. 225. 238. 262. 277. 280. 282. 286 ff. 292 ff. 303. 305. 338.
— Clavigo, 71.
— Claudine v. V. B. 165.
— Bürgergeneral, 73.
— Elpenor, 13.
— Faust, 72. 137. 138. 151. 163. 383.
— der Fischer, 157.
— Gott u. d. Bajadere, 170.
— Geschwister, 71.
— Herm. u. Dorothea, 72.
— Mitschuldigen, 71.
— Wilh. Meister. 71. 98.
— Prometheus, 72.
— Stella, 71.
— Tag- u. Jahreshefte, 73. 75.
— Tasso, 71.
— Venet. Epigramme, 170.
— Wahrht. u. Dichtg. 292. 293.
— in Venedig, 76. 77. 139.
Goethes deutsche Bearbeitung der „Vögel“, 172.
— Verhältn. z. Natur, 138 ff.
— Lyrik, 143 ff. 159 ff.

Goethes Stil, 232. 332.
— Weltanschauung, 277.
— Briefw. m. Zelter, 238.
— Gespr. m. Eckerm. 7. 23. 238.
— Besuch bei Rahel, 288.
— Fürstendienertreue, 296.
Goethes Mutter, 292. 293. 294.
— Frau, 108. 292.
Goethe, Grenzen s. Wesens, 75.
— ein Revolutionär, 383.
Goethebewunderung, 12. 15.
Gottschall, R. v. 235.
Grabbe, Chr. 123. 204.
Grillparzer, Frz. 393.
Grimm, Herm. 297.
Grün, Anast. (Graf Auersperg), 342 ff. 344 ff. 346. 348. 376.
— Spaziergänge e. Wiener Poeten, 342.
Gutzkow, K. 20. 22. 31. 61. 228. 233. 234 ff. 249. 253. 298. 308 398.
— Börne, 259.
— Briefe e. Narren, 236.
— Goethe, 239. 259.
— Königsleutenant, 262. 269.
— Maha Guru, 236. 237.
— Philosophie d. That, 254.
— Ritter v. Geiste, 262.
— d. Sadducäer, 255.
— Säkularbilder, 259.
— Rich. Savage, 259.
— Seraphine, 254.
— Urbild d. Tartüfe, 261.
— Uriel Acosta, 255 ff. 257 ff.
— Wally, 241. 242 ff. 245. 278.
— Werner, 260.
— Zauberer v. Rom, 262.
— Zopf u. Schwert, 260 ff. 269.
— Deutsche Revue, 244. 248. 251.
— Forum d. Journallitteratur, 235.
— u. Menzel, 235 ff. 242.

Hallische Jahrbücher, 230. 307. 308.
Hambacher Fest, 27. 99 ff.
Hartmann, Mor. 343. 376. 377 ff. 403. 404 ff.
— Reimchronik, 377. 379. 381. 404 ff.
— Kelch u. Schwert, 378. 379.
— Zeitlosen, 380.
Hartmann, Mor., Neuere Gedichte, 382.
Hauch, J. C., babylon. Turmbau, 173.
Hebbel, Fr. 371. 393.
Hegel, G Fr. W. 5. 6. 13. 14. 73. 108. 123. 218 ff. 233. 237. 241. 273. 307. 315. 359. 383.
— Phänomenologie, 221.
— Rechtsphilosophie, 5. 14.
— 's Vorlesungen, 219 ff.
— 's Philosophie, 14 ff. 307. 316.
Hegelianismus, d. 218 ff. 272.
Heiberg, J. L, 224.
Heine, H. 4. 18. 28. 31. 33. 35 36. 38. 84. 97. 101—103. 104 ff. 216. 224. 227. 230 ff. 234. 248. 249. 252. 263 338. 343 347. 353.
— Almansor, 123. 124. 127. 258.
— Atta Troll, 145. 146. 179. 182 ff. 193. 198. 307.
— d. Asra, 158. 159.
— d. Audienz, 321.
— Buch d. Lieder, 126 ff. 160. 188. 279.
— üb. Börne, 28. 29. 84.
— Deutschland e. Wintm 111. 114. 148 ff. 171. 178 180.
— d. Ex-lebendige, 321.
— d. Grenadiere, 148.
— Harzreise, 123. 138.
— Jehuda b. Halevy, 155.
— Kahldorf üb. d. Adel, 86. 87.
— d. Loreley, 155 ff.
— d. Rabbi v. Bacharach, 124. 172
— Will. Ratcliffe, 124. 127.
— Reisebilder, 18. 112. 115. 148 177. 185 ff. 200. 216. 217.
— Romanzero, 113. 227.
— d. romant. Schule, 151.
— Ueber d. Denunzianten, 253.
— Franz. Zustände, 102.
— geg. Platen, 185. 216 ff.
— Manuscr. des Atta Troll, 171.
— 's Auffassung d. Liebe, 160 ff.
— 's Charakterlosigkeit, 114 ff.
— 's Fürstenverspottung, 178 ff.
— 's Krankheit, 187 ff.
— 's Lyrik, 141 ff. 192.

Heines Napoleonbewunderung, 106. 110. 111. 114. 120.
— 's Patriotismus, 198. 199.
— 's Polit. Kampf, 111. 112.
— 's polit. Satire, 180 ff.
— 's Prosa, 186 ff.
— 's Religionsverspottung, 177. 178.
— 's Regierungsunterstützg. vom Minist. Guizot, 188
— 's Religionswechsel, 124.
— 's Satire a. d. schwäb. Dichterschule, 184.
— 's Sehnen n. Indien, 129.
— 's Unumwundenheit a. geschlechtl. Gebiet, 170 ff. 176.
— in Göttingen, 123. 124.
— Einfluß Schlegels, 151.
— Einfluß Wilh. Müllers, 152 ff.
— e. Talent doch k. Charakter, 193.
— 's Vater, 118 ff.
— 's Mutter, 119. 190.
— 's Onkel Salomon, 121.
— 's Kousine Amalie, 121. 132.
— 's „ Therese, 132, 133.
— 's Jugend, 119 ff.
— als Student, 122 ff.
— u. Aristophanes, 170 ff.
— u. Börne, 102 ff. 113. 224.
— u. Goethe, 141, 150 ff.
— Goethe u. Rembrandt, 141 146.
— Druck s. 1. Gedichtsammlg. 123.
— Herausg. s. Briefe, 187.
— Brief an Campe üb. d. Bundestagsbeschluß, 252.
— Hyacinth, 147. 177. 185.
Heinse, W. 172. 263. 264.
— Ardinghello, 264. 277.
Helgoland, 178.
Herder, J. G. 50. 277.
Herwegh, G. 194. 317. 326. 327. 340. 343. 345 ff. 355. 362. 382.
— Gedichte e. Lebendigen, 317 ff. 340. 345 ff.
— Morgenzuruf, 345.
— die Partei, 194.
— 's Audienz b. Fr. Wilh. IV. 319. 320.
— 's Brief an Fr. Wilh. IV. 320. 321.
Herweghs Triumphzug d. Deutschld, 319 ff.
— 's d. deutsche Bote a. d. Schweiz. 319.
— u. Dingelstedt, 348. 349. 353.
Herz, Henr. 42. 55. 68. 291. 306.
— 's „Tugendbund", 56.
— Markus, 55.
Herzen, Al. 248.
Herzlieb, Minna, 293.
Hillebrand, K. 113.
Hofer, Andr. 296.
Hoffmann, E. T. A. 123.
Hoffmann v. Fallersl. 316. 343. 361.
— unpolit. Lieder, 317.
Hölderlin, Joh. 229.
Horn, Frz. 287.
Hotho, H. 224.
Hugo, V. 110. 111. 174. 300. 361.
— Orientalen, 279. 362.
Humboldt, A. v. 297. 310. 330 ff. 339.
— W. v. 55. 56.
Hundert der allerbesten Bücher, 36. 37.
Hungertyphus in Schlesien, 385.
Huß, Joh. 378.

Jakoby, Joh. 325 ff. 384.
— Vier Fragen, 324 ff. 343
— Beitr. z. Gesch. d. Zensur, 326.
— 's Prozeß, 328.
Jahn, Fr. L. 2. 4. 5. 6. 8.
Jean, Paul, 49. 50. 51. 69. 232. 306.
Jellachich, J. 401. 402.
Jena, Schlacht bei, 108.
Jesus, 116. 227.
Iffland, d. Spieler, 67.
Imatra, (Wasserfall), 302.
Immermann, K. 200 ff.
— Andr. Hofer, 215.
— Cardenio u. Celinde, 206.
— d. Epigonen, 206.
— Fränk. Reisebriefe, 205.
— d. im Irrgarten d. Metrik herumtaum. Cavalier, 216.
— Merlin, 215.
— Münchhausen, 206.
Immermann, K., Oberhof, 206 ff.

Immermann, Petrarca, 206.
— Reisejournal, 205.
— Trauerspiel in Tirol, 215.
— Tulifäntchen, 215.
— Xenien, 200.
Johann, Erzherzog, 403.
Joseph II. 344.
— Herzensergüsse, 385.
Josepha, die Scharfrichterstochter, 120.
Jubeljahr, biblisches, (1848) 405.
Juden in Berlin, 280 ff.
Juden in Frankfurt a. M. 42 ff. 59. 61.
Judengasse in Frft. a. M. 42. 43.
Judenhetze in Hamburg, 122.
Julirevolution, 20 ff. 75. 218. 233. 234. 239. 266.
Jung, A. 274.

Kant, J. 109. 110. 229.
Kapp, Chr. 316.
Karikaturenzeichnen, 315.
Karl August, 2. 6. 7.
Karlsbader Beschlüsse, 13. 73. 112.
Katkow, M. 235. 248.
Kleist, H. v., Prinz v. Homburg, 261.
— Hermannsschlacht, 215.
Knebel, K. L. v. 108.
Kock, P. de. 97.
Kölner Dom, 342.
Komödie, d. aristophanische, 174. 185.
Konkordat, 10.
Kossuth, L. 341. 388. 389. 392.
Kotzebue, A. Fr. v. 4. 6. 13.
— Litterar. Wochenblatt, 7.
Kratinos, 174.
Kreuzzeitung, d. 393.
Kreuzzeitungspartei, 331.
Krieg, d. dtsch.-franz. 38.
Kuh, Em. Hebbel-Biographie, 264.
Kühne, G. 274. 298. 376.
— weibl. Charaktere, 274.
Kunst als Ausdruck f. e. Gemütsbewegung, 37.

Lafayette, M. J. 29. 92.
Lamennais, 99.
— Worte e. Gläubigen, 68. 99.
Lassalle, Ferd. 224. 308. 336. 339.
Laube, H. 228. 233. 244. 248. 251. 262 ff. 308.
— Monaldeschi, 262. 267.
— d. junge Europa, 263. 264 ff.
— Reisenovellen, 263 ff.
— Struensee, 267. 268.
— Karlsschüler, 267. 269.
— Mitternachtszeitung, 248. 251.
— als Theaterleiter, 267.
Leichenzüge d. Märzgefallenen vor Friedr. Wilhelm IV. 399.
Leipz. Allgem. Zeitg. 322.
Lenau, N. 242. 343. 376. 378 393.
Lessing, 204. 241.
— Nathan, 257.
Lewald, A. 250.
— „Europa“, 250.
Leyden, J. v. 254.
Lichtfreunde, d. 341.
Liszt, Frz. 338.
Litteratur, d. neutrale, 330 ff.
— d. opposit. deutsche (1820—48), 34 ff.
Loeben, Graf. Loreley, 156.
Lola Montez, 341.
Louis Ferdinand, Prinz, 279. 280. 282. 289.
Ludwig, O. 371.
Ludwig I. v. Bayern, 19. 103. 178 ff. 341.
Ludwig XVI. 118.
Lutter u. Wegeners Weinstube in Berlin, 123.
Lützow, Ad. v. 201 ff.
— Elisa v. geb. Gräfin Ahlefeldt, (s. diese), 201 ff.
Lützower, die, 202.
Lyrik, polit. 342 ff.

Magnes, Komiker, 174.
Maistre, Jos. de 310.
Marggraff, H. 274.
— Deutschlands jüngste Litteratur- u. Kulturepoche, 274.
Marheineke, Ph. K. 224. 317.
Marx, K. 224. 230.
Massmann, H. F. 4. 6. 179. 183.
Mayer, Karl, 145. 238.
Meißner, A. 376. 377. 380.

Memoiren d. Markgräfin v. Bayreuth, 261.
Mendelssohn-B. Fel. 204. 332.
— Mos. 281. 283.
Menzel, Wolfg. 69 ff. 231. 235.
— Streckverse, 69. 70.
— u. Goethe, 70 ff.
— 's Denunz. d. j. Deutschld. 245 ff.
— 's „ d. preußischen Univ. Professoren, 246.
— 's Litteraturblatt, 70. 235. 244 ff. 252.
Metternich, Cl. 1. 7. 8. 27. 44. 64. 65. 95. 239. 324. 341. 344. 385. 388.
Michel Angelo, 186.
Michelet, K. L. 224.
Mignon, 292.
Milton, 74.
Ministerium Guizot, 188.
Ministerwechsel in Preußen, 402 ff
Mirabeau, 55.
Molbech, Chr. 56.
Montesquieu, 74.
Moore, Th. 194. 363.
— Byrons Leben, 33.
Mörike, E 371.
Mouche, die (Camilla Selden), 161. 190 ff.
Mühlbach, Louise, 273.
Müller, Joh. v. 51.
Müller, Wilh. 32. 152 ff. 169.
— Müllerlieder, 152.
— Griechenlieder, 32. 152
— Max, deutsche Liebe, 152
Müllner, A. G. 13.
Münch-Bellinghausen, 89.
Mundt, Th. 244. 248. 269 ff. 278. 298. 308.
— Charlotte Stieglitz, 270. 278.
— Madonna, 270 ff.
— Gesch. d. Litteratur, 273.
— 's Romane, 273
— 's Gattin, 273.
— Dioskuren, 250.
— litterar. Zodiacus, 248.
Musik, 11.
Muskau, 263. 337. 338.
Musset, A. de. 97. 159.

Napoleon I. 1. 59. 106 ff. 264.
Napoleons-Bewunderung, Heines, Goethes Wielands, Hegels, 106. 107.
Nationalgefühl, deutsches, 15.
Niebuhr, B. 9.
Niemeyer, Marianne, 205.
Nikolaus, Kaiser v. Rußld. 115.

Oehlenschläger, Ad., Evangelium d Jahres, 372.
— Correggio, 67.
Ogarew, 248.
Okens Isis, 73.

Pantheon in Rom, 360.
Parlament, d. Frankfurter, 381. 382. 402. 403. 405.
Parteinahme in d. Dichtkunst, 192 ff.
Pastor Pustkuchens falsche Wanderjahre, 69.
Perier, Cas. 273.
Pfizer G. 145. 184. 238.
Pfuel, General v. 395, 402.
Pius IX. 341.
Platen-H. A. v. 17. 18. 24. 171. 173. 176. 185. 200. 215. 218. 230. 343. 382.
— Polenlieder, 24
— d. romant. Oedipus, 173. 215. 216.
— 's Brief an Fugger, 216.
— 's Ode an d. Kronpr. v. Pr. 319.
Plato, 220.
— Parmenides. 220.
Ploug, P. K. 235.
Poesie, polit. 308.
Poesie, revolutionäre, 360.
Presse, d. deutsche, 11.
Preßfreiheit, 73.
Preußen u. d. Rheinlande, 104. 105.
Preuß. Mißverständnisse, (Gedicht) 400.
Prinz v. Preußen (Wilhelm I) 395.
Prutz, R. 15. 30. 171. 298. 308. 343 364 ff. 376.
— aus d. Heimat, 364.
— polit. Wochenstube, 364 ff.
Pückler-M., Fürst, 33. 97. 134. 262. 318. 336 ff. 340.
— Briefe e. Verstorb. 97. 338.
— 's Gattin Lucie, 337 ff.

Quietismus, litterar. 305.

Racine, J. B., Athalie, 315.
Radetzky, 401.
Rahbeck, Kamma, 56.
Rahel, s. Varnhagen.
Rameaus Neffe, 221.
Ranke, L. v 310. 331.
Rauch, Chr. 310.
Raupach, E. 13.
Rehabilitation d. Fleisches, 233. 270.
Reil in Halle, 58.
Reimarus, H. S., Wolfenb. Fragmente, 241.
Rembrandt, 146 ff.
Reuter. Fr. 10.
Revolution, d. v. 1848. 384 ff.
— v. 1848 in Oesterreich 388 ff. 401 ff.
— in Berlin. 393 ff 402 ff.
Revolution, philosoph. 342 ff.
Rheinische Ztg. 322.
Richepin, 134.
Rieck, Lied v. brav. Kanonier, 389.
Rodenberg, Jul. 352.
— Deutsche Rundschau, 352.
Rochow, Th. H v., 12.
Romantik, Romantiker, 16.
Ronge, 341.
Rosenkranz, Karl, 224.
Rothschild, 47, 48, 64, 103.
— Baronin, 155
Rückert, Fr. 242. 319. 332 ff.
— Geharnischte Sonette, 333.
— Liebesfrühling, 333.
— Makamen, 334.
— Weisheit d Brahmanen. 334. 372.
— Rostem u. Suhrab. 334.
Ruge, A. 9. 230 242.
— 's Deutsche (Hall.) Jahrbücher, 322, 364.

Saint-Hilaire, G. de, 23.
Saint-Simon, St.-Simonismus, 23.
Sallet, Fr. v. 372 ff.
— Laien-Evangelium, 372.
— Gedichte, 373.
— Ecce-Homo, 373.
— Aut-aut, 385.
Sand, George, 233.
— Lelia, 242.
Sand, Karl, 6. 8 13.
Saphir, M. G. 392. 393.
Schadow, J. G. 204.
Schefer, L. Laien-Brevier, 372.
Schelling. Fr. W., 219. 223. 307. 316. 342.
Scherenberg, Chr. 335 ff.
— Waterloo, 335.
- Abukir, 335.
Schicksalstragödien, die deutschen, 66. 67.
Schiller, Fr. v.. 53. 62. 111. 174 195. 196. 269.
— Wilh. Tell, 215.
— d. Sendung Mosis, 45.
— Horen, 74.
— 's Stil, 232.
- e. Revolutionär, 383.
Schlegel, A. W, 123 145. 150 ff 168. 332.
— Rom, 151.
— Fr., 16. 332.
— Lucinde, 240.
— Weish. d. alt. Inder, 333.
Schleiermacher, Fr., 55. 57. 239.
- vertraute Briefe üb. d. Lucinde. 239.
Schluß-Rekapitulation, 405 ff.
Schmidt, Jul. 136.
Schnaase, K. 204.
Schopenhauer, A. 35. 285.
Schule, d. satan. 248.
— d. landesverräter. 248.
Schwab, G. 238.
Schwanenorden, d 313.
Scott, W. 194.
Selden, Camilla (d. Mouche), 190 ff.
Serre, de, Graf, 9.
Shakespeare, 174.
— Tagesgesänge, 345.
— Hamlet, 148
Shelley, P. B. 36. 192 248.
Siebenpfeiffer. Dr 99. 101.
Simon, Heinr. 384.
Sixtinische Kapelle, d. 186.
Sontag, Henriette, 12.
Sonntagnachmittagslyriker, 238.
Soret, 22.
Southey, R. 248.
Spielhagen, Fr. 262.
Spinoza, B. 255.

Staël, Frau v. 295.
Stahl, Fr. J. 317.
— Umkehr der Wissenschaft, 317.
Stieglitz, Heinr. 298 ff.
— Bilder d. Orients, 300.
— Selim III. 303.
— Charlotte, 232, 242, 278 ff. 298 ff. 304 ff.
— 's Tod, 303.
Strauß, D. Fr. 83. 84. 224. 317.
— Leben Jesu, 99. 241.
— d. Romantiker a. d. Throne. 342.
Sybel, Begründg. d. dtsch. Reiches. 324

Taglioni, Marie, 12.
Taillandier, St.-René, 358.
Talleyrand, 98.
Theater, 11.
Thomas, (Massenmörder) 86.
Thorwaldsen, A. B. 225.
— 's Parthenonfries, 226.
Thronwechsel in Preußen, 307 ff.
Tieck, L. 275. 319. 331. 332. 342.
— d. gestief. Kater. 332
— d. Wassermensch, 275.
Thiers, Ad. 320
Tithon, 189.
Tracht, altdeutsche, 4. 9.
Tugendbund, 19.
— s. a. Herz Henr.

Uhl, Fr. 393.
Uhland, L. 232. 238. 343.
Urquijo, R. 284.

Varnhagen v. Ense, 109. 123. 125 249. 286
— Tagebücher, 338. 339. 396.
Rahel, 23. 56. 64. 123. 125. 242. 278 ff. 292. 294 296.
— 304 ff.
Vera, Aug. 224.
Verehrung des Genies, 305.
Verein. Staaten v. N.-Amerika. 117.
Verhalten der Schriftsteller nach d. Bundestagsbeschluß, 249 ff.
Verhaltungsmaßregeln g. d. ausl. Presse, 249.
Verhältnis der Hohenzollern zur deutschen Litteratur, 319.
Verherrlichung d. Prosaform, 232.
Viereck, das runde, 315.
Vischer, Fr. Th. 224.
Vogt, Nik. Loreley, 156.
Voltaire, 74. 172. 173. 183.
Vulpius, Christiane, 108. 292.

Wagner, Rich. 393.
Waldau, Max, 343.
Wartburg, 6.
Wehl, F. 274.
Werder, General, 224.
Wiedereinsetzung des Bildes, 273.
Wieland, 62. 106.
Wienbarg, Lud. 231. 244. 248. 270.
— Aesthetische Feldzüge, 231.
— Zur neuesten Litteratur, 232.
Wiener Kongreß, 1. 105.
Wiesel, Pauline, 280.
Willemer, v. 63.
— Marianne, v. 288. 293.
Windischgrätz, A. v. 402. 403.
Wirth, J. G. 101.
Wislicenus, G. A. 341.
Witthaus, Louise, 333.
Wohl, Jeannette, 78 ff. 86.
Wrangel, General, 403.

Zeitgeist, Huldigung des, 234.
Zelters Briefw. m. Goethe, 12.
Zensur, 87.
Zensurverhältnisse, Deutsche, 8. 9.
Zola, E. 130.
Zukunftshoffnungen des 1848er und des jetzigen Geschlechts, 386 387.

Brandes, Georg,

Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts

Bd.: 6

1897